

FELIX SALTEN

*Bambi's
Kindergarten*



Edition Zulu-Ebooks.com

Felix Salten

Bambis Kinder

Eine Familie im Walde

Edition Zulu-Ebooks.com

Feierlich war die nächtliche Stille.

Der Wald schlief, die Bäume, die Sträucher schlummerten, die Vögel hatten ihre Köpfe unter den Fittichen versteckt, selbst die Luft der warmen Frühsommernacht ruhte.

Lautlos und duftend atmete der Wald, in dem Traum seines Blühens befangen.

Klang zuweilen der wehmütig schöne Sang der Eule oder das kurze, gellende Schreien, das der Kauz hin und wieder ausstieß, so wurde dadurch die Stille noch tiefer.

Das Wild, Hirsche, Rehe, Hasen, vom Menschen seit undenklichen Zeiten gezwungen, sich tagsüber zu verbergen, streifte in der Finsternis auf Wiesen, Blößen, Schneisen umher und genoß Nahrung in Sicherheit.

Fuchs, Marder, Iltis, Wiesel vollführten ihre Raubzüge. Sie wurden minder gefürchtet als der Mensch, dessen Gegenwart auch sie mieden.

Noch blinkten die Sterne am Himmel, doch sie fingen an zu erblassen.

Ein allererster, fahler Schein frühester Dämmerung lockerte die Schwärze der Nacht, ohne sie merkbar zu erhellen.

»Wer geht denn da?« schäkerte erwachend die Elster.

Ihr Gefährte hob den Kopf aus dem Flügel, darin er ihn während des Schlummers geborgen hatte, und meinte: »Niemand! Wer soll

auch jetzt schon kommen? Es dämmert ja kaum. Und ich höre nichts. Keinen Laut!«

Unten, vom Gebüsch her, wisperten die Meisen: »Doch! sicherlich! Jemand ist unterwegs. Das hat uns geweckt. Seltsam! Wir staunen.«

Mit schlaftrunkener Stimme zirpte die Amsel: »Ich wundere mich gleichfalls. So früh! So früh!«

Da kreischte der Häher: »Faline! Hach! Faline und ihre Kinder!«

Jetzt fing der Specht zu trommeln an: »Die brave Faline!« Er lachte gellend. »Die dumme Faline! Zu komisch!« Er hielt nämlich alle Geschöpfe für dumm außer sich selbst, und er trommelte stürmisch; das klang alarmierend.

Aus den Nestern flatterten die Krähen. »Faline!« krächzten sie mißbilligend, »Faline tut, was die Kinder befehlen! Eine Erziehung! Unerhört!« Sie stoben flügelklatschend davon.

In den Baumwipfeln regten sich die Tauben. »Stillsitzen!« mahnten sie einander, »sitzen bleiben, bis es hell wird. Noch lauert die Eule! Noch jagt der Kauz!«

Nun vernahmen alle leise zögernde Schritte.

Auf dem schmalen Pfad bogen sich die Zweige zur Seite; sie hingen schwer von Tau, und dicke Tropfen näßten das Fell der Rehe, die hier täglich gingen.

»Du bist merkwürdig, Geno«, sagte Faline zu ihrem Sohn, »warum drängst du immer so sehr, dich hinzulegen?«

»Weil ich müde bin«, antwortete Geno kurz.

»Er ist gar nicht müde«, ließ sich Gurri vernehmen, die immer dicht an der Flanke Falinens blieb. »Ich hätte noch so gerne draußen auf der Wiese gespielt.«

»Lauf doch hinaus!« rief Geno, »lauf nur! Ich bin müde und schläfrig.«

»Aber nein!« widersprach die Schwester, »das glaub ich dir nicht.«

»Dann laß es bleiben«, murrte jetzt Geno unwirsch.

»Kinder ... Kinder ...«, beschwichtigte Faline.

Die Geschwister neckten einander. Sie waren ganz jung, waren kaum im Begriff, die weißen Sprenkel zu verlieren, die sie bei ihrer Geburt mit auf die Welt gebracht hatten. Ihre roten Röckchen färbten sich um einen Schatten dunkler.

»Boso und Lana sind gewiß noch draußen«, klagte Gurri, »die warten, bis ihnen die Mutter das Zeichen gibt, einzuziehen. Nur du wartest nie! Aber so früh wie heute ...!«

Geno schwieg.

»Tante Rolla wird mit ihnen nun gewiß schon zur Ruhe gehen«, sagte Faline.

»Ach, es ist noch lang Zeit«, plauderte Gurri, »und ich hab die beiden so gerne, Boso und Lana.«

»Ich mache mir gar nichts aus ihnen«, urteilte Geno.

»Sie sind so fröhlich«, wandte Gurri ein.

»Albern sind sie!« beharrte Geno.

»Natürlich! Nur du bist gescheit!«

»Ich? Ich bin ein Kind!«

»Wir alle sind Kinder. Und Boso ist reizend.«

»Meinetwegen.«

»Lana hat ein ... sie schaut entzückend aus.«

»Lana?« Geno wollte spotten, da entfuhr ihm ein Schreckensruf. »Ba –« Er sprang mit allen vier Läufen hoch.

Durch Farne und Lattich raschelte etwas.

»Wer war das?« Geno zitterte am ganzen Leib.

»Nur der Iltis«, gab Faline Auskunft, »der tut dir nichts. Hab keine Angst.«

Doch Geno wurde schwer wieder ruhig; die Witterung atmend, stotterte er: »Dieser Iltis ... riecht fürchterlich.«

Gurri erklärte: »Geno hat immer Angst. Immer ist er bange. Deshalb müssen wir auch gar so zeitig ...«

»Schwatz nicht«, unterbrach sie Geno, »sicher ist sicher. Du wirst noch einmal mit deinem Leichtsinne ins Unglück geraten. Sicherheit bleibt das Allerbeste.«

»Er zittert noch«, lächelte Gurri, »auch auf der Wiese waren wir sicher.«

»Hier sind wir es viel mehr.«

»Als ob hier drinnen nichts passieren könnte!« Gurri lachte. »Wenn der Iltis vorbeihuscht, kannst du dich nicht fassen.«

»Ich bin eben erschrocken«, rechtfertigte sich Geno, »und der Bursche stinkt entsetzlich.«

»Laß deinen Bruder«, mengte sich Faline in das kindliche Geplänkel, »Geno hat recht. Vorsicht ist für uns notwendig. Wachsamkeit bleibt unsere Bestimmung. Die Welt mag wundervoll herrlich sein, aber sie birgt zahllose Gefahren. Wer von uns lange leben, wer sich an der Welt erfreuen will, darf in der hellsten Lustigkeit niemals vergessen, wie viele Gefahren uns umlauern. Beständig müssen wir auf der Hut sein. Dann ist alles schön. Wir können uns nicht sonderlich wehren. Unsere Waffen sind Aufpassen, uns verbergen und rechtzeitige Flucht. Lieber zu früh von der Wiese fort als zu spät. Geno ist klug, und er wird hoffentlich lange leben.«

Die Kinder lauschten.

Geno ging stolz in dem leise schwankenden Schritt ganz junger Rehe.

Gurri ließ die Ermahnungen der Mutter von sich abgleiten; sie nahm das oft Gehörte leicht. Die Stimme der Mutter klang angenehm zärtlich, doch was sie sagte, berührte die Kleine nur oberflächlich, und Gurri blieb heiter.

Nun waren sie angelangt.

Ein enger Platz, umhegt von dichtem Buschwerk, überschattet von hohen alten Eschen, Buchen und Eichen, bot ihnen Heimstätte, gewährte so guten Schutz, wie man nur überhaupt verlangen konnte. Eine hohe Pappel überragte schlank die anderen Bäume. Gleich Mauern standen hier Haselstauden, Holundersträucher, wuchsen Hartriegel, Liguster, und weiches, duftendes Moos deckte die schwarze Walderde beinahe völlig. Hier hatte Faline ihre Kinder geboren. Das Eichhörnchen kam zu dieser schweren Stunde damals neugierig und teilnahmsvoll herbei und blieb seither Faline wie den Kindern freundschaftlich verbunden. Hier unten im Gebüsch, oben in den Wipfeln nisteten

noch andere Freunde, die Elster, der Häher, der Specht, die Schar der Meisen, und alle behüteten den Schlaf der Rehe, alle gaben Warnungszeichen, wenn sich jemand näherte, der vielleicht böse Absichten hatte.

Behaglich tat sich Faline nieder; Geno und Gurri schmiegt sich an ihren warmen Leib. Geno bat: »Mutter, erzähl uns etwas.«

»Ich hab' geglaubt«, rief Gurri dazwischen, »ich hab' geglaubt, du bist schläfrig.«

»Was soll ich erzählen?« fragte Faline.

»Erzähle von deinem Bruder Gobo«, schlug Geno vor.

»Ja, ja!« stimmte Gurri ein, »von Gobo, von Gobo!«

»Die Geschichte habt ihr doch schon oft gehört.«

»Das macht nichts«, meinte Geno, »sie ist so spannend.«

Und Gurri sagte eifrig: »Diese Geschichte kann ich immer hören, immer! Dabei fürchte ich mich so schön.«

»Der arme Gobo«, seufzte Faline, »er war als Kind sehr schwach, und den Winter vermochte er nicht zu ertragen.«

»Was ist das, Winter?« begehrte Geno Auskunft.

»Er fragt schon wieder«, ärgerte sich Gurri, »wie oft soll die Mutter dir sagen, was Winter ist?«

»Weißt du es denn so genau?« erwiderte Geno.

Und bekam die Antwort: »Winter ist, wenn man Hunger hat.«

»Dann hab ich jeden Tag Winter«, erklärte Geno und bat die Mutter: »Sag also, was Winter ist – das gehört zur Geschichte.«

»Ja«, sprach Faline, »es ist schon richtig, was Gurri sagt. Man hungert und man findet nur wenig, oft auch gar nichts zu essen. Die Bäume und Sträucher stehen nackt; ihr Laub welkt auf der Erde, das Gras verdorrt mit allen Kräutern; sie sind tot, schmecken bitter oder sauer. Man friert vor Kälte und muß froh sein, wenn einem der Schnee nicht die Füße blutig reißt.«

»Gleich wird er fragen, was Schnee ist«, meldete Gurri.

»Gewiß frage ich«, versicherte Geno, »denn das macht die Geschichte so fürchterlich.«

»Schnee«, berichtete die Mutter, »fällt vom Himmel, weiß und kalt. Schnee bleibt am Boden liegen, zuweilen so hoch, daß es Plage kostet, ja daß es unmöglich wird, sich ein bißchen Nahrung hervorzuscharren. Das Gehen, erst gar das Laufen oder Springen wird sehr mühsam. Man braucht Kraft.«

»Jetzt weiter von Gobo«, bat Geno. Faline erzählte: »Der arme Gobo hatte keine Kraft. Als der wilde Schrecken durch den Wald tobte, mußten wir alle flüchten. Viele sind von der Donnerhand getroffen worden, nicht nur Rehe. Viele Fasanen und Hasen, sogar Füchse. Auch der Vater hat an diesem entsetzlichen Tag seine Mutter verloren. Gobo ist im Schnee zusammengestürzt. Der Vater war damals ein Kind, nicht älter als Gobo, aber gesund und stark. Er kam an Gobo vorbei; er hat ihn gesehen, hat mit ihm gesprochen, hat ihm zugeredet, ihn gebeten, sich aufzuraffen, doch mein unglücklicher Bruder vermochte das nicht, und die beiden haben Abschied voneinander genommen; sie glaubten für immer. Wir alle dachten, es sei aus und zu Ende mit Gobo.«

»Und dann?« drängten die Kinder.

»Dann ist Gobo wieder gekommen. Plötzlich war er da! Groß, gesund und schön. Unsere Mutter hatte eine riesige Freude, Gobo hatte Freude, wir alle haben uns gefreut. Nur der alte Fürst sagte ›Unglücklicher!‹ Wir waren dem Ehrwürdigen deswegen gram, aber leider hat der alte Fürst recht behalten. Dafür war er eben der Fürst und klüger als alle anderen. Gobo wußte nicht genug zu schildern, wie gut Er zu ihm gewesen, wie Er ihn aus dem Schnee gehoben, wie Er ihn gepflegt und genährt hat. Gobo glaubte fest, Er wäre sein Freund ...«

Ein lauter Donnerschlag unterbrach Faline. Sie zuckte ein wenig. Aber die Kinder sprangen in die Höhe und standen bebend da.

Endlich stammelte Geno: »Wenn ... jetzt ... der Vater getroffen ist ...«

Gurri fing an zu wimmern.

»Seid ruhig, Kinder«, beschwichtigte Faline, »sorgt euch nicht um den Vater; den kriegt Er nie! Jetzt ist der Vater dahier im Wald der Fürst.«

Ringsum herrschte nach dem kurzen Donner tiefes Schweigen.

Die Kinder legten sich wieder zur Mutter. Sie vergaßen das Erschrecken sehr rasch.

Das Eichhörnchen kam herbeigesaut und jubelte: »Den Marder hat Er vom Baum geholt! Den Marder, den blutgierigen, den unbarmherzigen Marder!«

Im Einschlafen vernahmen es die Kinder, und Faline flüsterte: »Gut, daß es keiner unserer Verwandten war.«

Es wurde immer lichter, es wurde hell.

Mit berstendem Schrei flatterten, schwingenknatternd, die Fasane von ihren Schlummerplätzen zu Boden.

Auf den höchsten Spitzen der Baumwipfel flöteten, trillerten die Amseln ihr Morgenlied.

Der Kuckuck rief nah und fern und ließ ein leises, kehliges Lachen vernehmen.

Die Tauben begannen ihren eintönigen, melodischen Liebesgesang.

Der Pirol schleuderte sich wie ein goldener Ball von Baum zu Baum und wiederholte sein Jauchzen: »Ich bin so froh!«

Die Meisen führten in den Büschen ihr lebhaftes zartes Wispergespräch.

Der Häher schnarrte von Zeit zu Zeit jäh auf, als wäre er zornig. Eigentlich war er immer zornig.

Lustig schmetterten Finken und Rotkehlchen.

Der Specht trommelte an den Baumstämmen und stieß oft ein gellendes Lachen aus.

Geschäftig schäkerten die Elstern.

Am Boden raschelten die Mäuse.

Hoch in den Lüften scholl kühner Falkenruf, sauste schwirrender Entenflug.

Faline und die Kinder schliefen friedlich. Der Wald war erwacht.

Ein sachter Wind strich durch die Bäume, daß sie leise rauschten. Feuig stieg die Sonne empor, eine am Himmel lodernde, aber wohltuend zärtliche Flamme.

* * *

In der abendlichen Dämmerstunde gingen die Kinder mit ihrer Mutter auf die Wiese.

Gurri wollte vorausseilen, doch Faline rief sie zurück.

»Ich habe dir streng verboten, so allein hinauszurennen! Du mußt warten, bis ich draußen bin. Halte dich an deinen Bruder; er ist folgsam, und er bleibt artig hinter mir. Denke doch an die Gefahr!«

»Ich bin sehr hungrig«, entschuldigte sich Gurri.

»Oh, wenn sie Hunger hat, vergißt sie alles«, spottete Geno, »da wird meine Schwester sogar tapfer.«

»Die einzige Tapferkeit, die sich für uns schickt, ist wachsame Angst«, erklärte Faline.

Sie stand und prüfte die Gerüche mit witternder Nase, ließ die Augen überall umherschweifen, fragte die Elster, die zum Nest flog, ob etwas Bedrohliches im Anzug wäre.

»Nichts! Weit und breit nichts«, antwortete die Elster und verschwand.

»Weit und breit nichts«, wiederholte das Eichhörnchen, das von oben, von den höchsten Zweigen herunterturnte, auf einem breiten Ast saß, die Fahne aufgepflanzt hatte und die Vorderpfoten betuernd an die weiße Brust drückte. »Ich habe mich genau umgeschaut – keine Gefahr!«

Trotzdem blieb Faline, ohne sich zu rühren, wo sie stand. Nur ihre Lauscher spielten, ihre Nase zog immer Witterung ein. Im Gitter des Laubes war ihr Gesicht kaum wahrnehmbar.

Die Amsel beendigte ihr Abendlied. Der Kuckuck ließ einen letzten Ruf vernehmen; dann wechselte er auffällig den Platz, um nächtliche Verfolger zu täuschen, flog bald dorthin, bald dahin und setzte sich schließlich irgendwo, dicht an einen Baumstamm gedrängt, zur Ruhe.

Der Specht schlief schon. Selbst der mißtrauische Häher barg den Kopf unter die Schwinge. Die Meisen, die Tauben

verstummten.

Durch die Luft brauste Entenflug. Ein Reiher zog mit ausgebreitetem Fittich, die langen, dünnen Ständer stramm nach hinten gestreckt, im erblaßten Firmament dahin. Er glich einem Schwimmer; die Menschen erinnerte er an ein Flugzeug.

Vom Dickicht der Holunderbüsche her tönte jetzt das holde Singen der Nachtigall.

»Ist Tante Rolla mit den Kindern schon draußen?« erkundigte sich Gurri ungeduldig.

»Nein«, sagte Faline.

»Na eben«, meinte Gurri, »wir gehen immer viel zu früh weg von der Wiese und manchmal zu früh hinaus.«

»Du aber redest viel zu viel«, tadelte Geno.

Faline trat Schritt vor Schritt auf die Wiese, sicherte noch eine kleine Weile, kehrte sich dann zur grünen Wand des Dickichts und rief leise: »Jetzt kommt!«

Die Kinder sprangen hinaus.

Geno fing sogleich zu äsen an.

Plötzlich hob er das Haupt, lief zur Mutter und erkundigte sich: »Bist du auch ganz gewiß, daß keine Gefahr droht?«

Ehe Faline antworten konnte, meldete Gurri: »Da sind sie ja! Tante Rolla und Boso und Lana!«

Die drei spazierten mitten über die Wiese. Sorglos hielt Rolla ihre Mahlzeit, während die Kleinen miteinander spielten, auch hie und da ein wenig naschten.

Gurri rannte ihnen entgegen; possierlich unbeholfen, doch anmutig wie alle diese Rehkinder.

Etwas langsamer folgte ihr Geno; seine schüchternen Sprünge, sein oftmaliges Innehalten und sein rasches, altkluges, sicherndes Aufwerfen nahmen sich noch drolliger aus. Er hatte die vollendete Grazie der Unschuld.

Boso und Lana stürmten heran, so heftig, daß sie die zarten Läufe spreizen mußten, als sie stehenblieben.

»Da ist ein merkwürdiger Geselle«, berichtete Boso atemlos.

»Ihr müßt ihn euch anschauen«, fügte Lana hinzu, »wir führen euch zu ihm.«

»Er wird schon auf und davon sein«, zögerte Geno.

Aber Lana versicherte: »Oh, der marschier nicht so schnell.«

»Ist es kein Feind?« erkundigte sich Geno.

»Ein Freund ist er gerade nicht«, sagte Boso heiter.

Belustigt stellte Lana fest: »Freund oder Feind, das bleibt bei dem kleinen Kerl ganz egal.«

Gurri drängte: »Ich will ihn sehen.«

Die drei Kinder überhörten Genos Einwand, »wenn er kein Freund ist, mag ich ihn überhaupt nicht«. Sie liefen einfach drauflos. Dabei hopsten sie kreuz und quer, konnten eine geradlinige Richtung kaum halten, so spielerisch und ungeschickt wie sie waren.

Geno folgte ihnen bedächtig, aber neugierig.

»Komm doch her!« rief ihm Boso zu.

Und Gurri beruhigte ihn: »Du brauchst keine Angst zu haben!«

Dann umstanden alle vier den Igel, der mürrisch dahockte und sie mit den dunklen Perlen seiner Augen anfunkelte.

Boso wollte ihn beschnuppern, fuhr aber erschrocken zurück. »Er sticht!« sagte er bedauernd.

Der Igel sträubte zornig seine Stacheln.

Gurri und Lana fühlten sich getrieben, das gleichfalls zu versuchen. Behutsam schnupperten sie an dem Fremden und zuckten ergötzt in die Höhe. »Wirklich!« bestätigten sie, »er sticht!«

»Höre, mein Guter«, sprach Gurri zu ihm, »es ist sehr klug von dir, daß du dich so bewaffnest; aber uns brauchst du nicht zu stechen. Wir tun dir nichts!«

»Wir tun keinem etwas«, erklärte Geno.

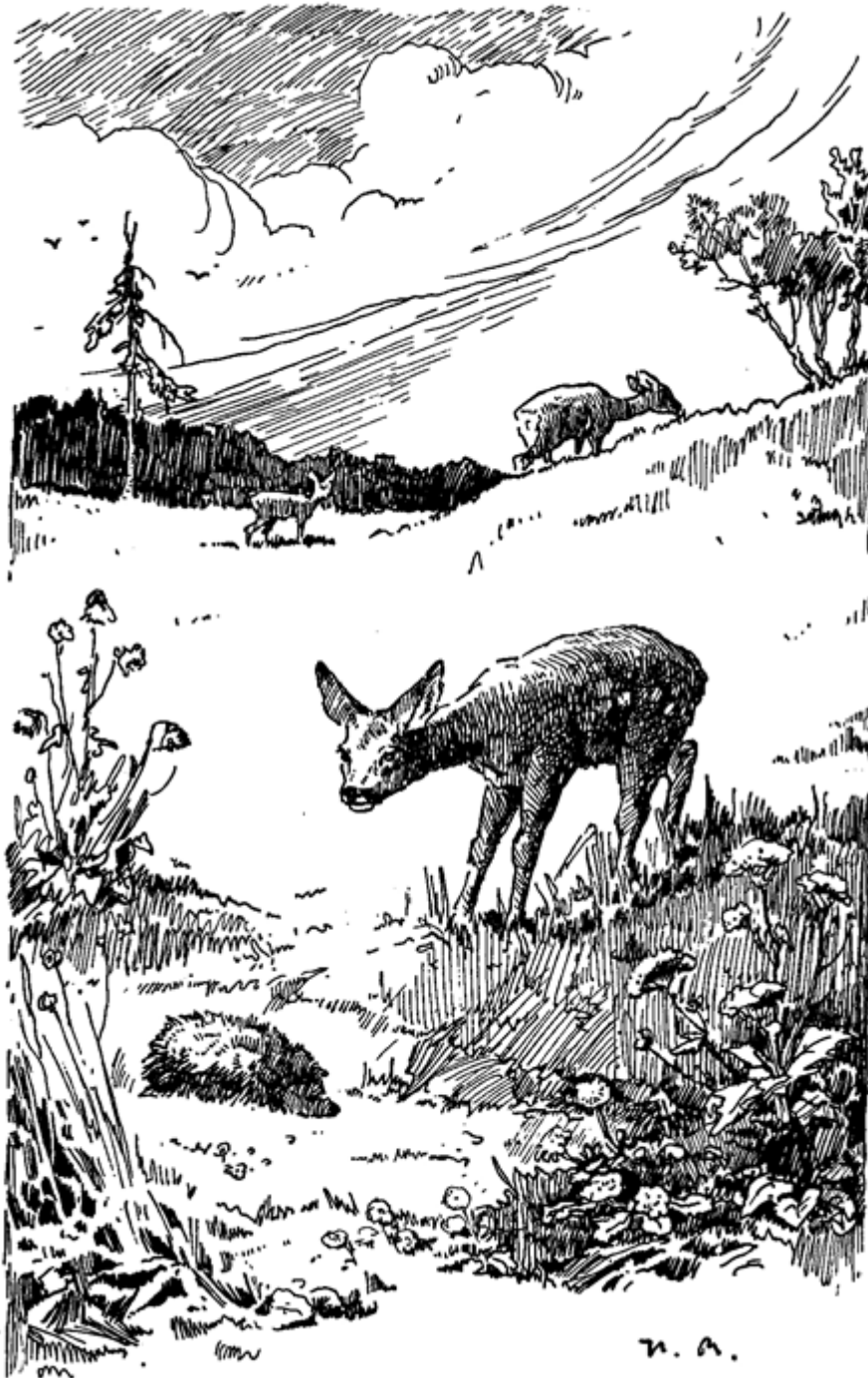
Der Igel murrte: »Ich lasse mir nichts tun!«

»Wie schön wäre das«, seufzte Lana, »wenn wir solche Waffen hätten! Lang, scharf und spitz!«

»Am ganzen Körper!« träumte Gurri.

Geno meinte sehnsüchtig: »Vieles wäre leichter für uns!« Er fragte: »Wer bist du eigentlich?«

Der Igel grollte: »Wer ich bin, geht dich ein Staubkorn an. Mich kümmert's auch nicht, wer du bist.«



»Was für ein grober Bursche«, entrüstete sich Gurri.

Die feine schwarze Schnauze des Igels regte sich; er zog die Mundwinkel nach aufwärts, als lächelte er hämisch: »Ich finde keine Ursache, mit euch höflich zu sein. Ihr stört mich. Gebt mir den Weg frei.«

»Ja«, entschied Geno nachgiebig, »lassen wir ihn gehen.«

Die anderen stimmten bei: »Lassen wir ihn gehen.«

Sie wendeten sich fort. Nur Geno kehrte noch einmal um. »Entschuldige«, sagte er mild, und da keine Antwort kam, wiederholte er, »entschuldige, wir haben dich nicht beleidigen wollen.«

Der Igel schwieg geringschätzig, voll Aerger. Er watschelte, eifrig suchend und schwerfällig, weiter.

Eine Weile tummelten sich die Kinder übermütig umher; das Gras zischte seidig, wie sie mittendurch dahinfuhren.

»Boso läuft am schnellsten«, sprach Gurri mit Anerkennung. Sie mochte ihn gerne und wollte ihn ermuntern.

»Gefahr! Gefahr!« rief Lana mit raschem Einfall.

Sofort setzte sich Geno in hohe Flucht. Niemand konnte ihn einholen.

»Es war nur ein Scherz!« schrien sie zusammen.

Er war außer Atem und rutschte noch ein paar Schritte, bevor er innezuhalten vermochte.

»Geno ist doch der Geschwindeste«, konstatierte Lana.

Gutmütig und ein wenig keuchend fragte Geno: »Warum hast du mich so erschreckt?«

»Weil ich zeigen wollte, daß du es bist, der am schnellsten von uns läuft«, antwortete Lana.

Gurri meinte: »Wenn wir an die Gefahr geglaubt hätten, wären wir alle rascher gewesen.«

»Schaut doch unsere Mütter an«, warf Boso ein, »sie sind ganz ruhig beisammen.«

Faline und Rolla sprachen während der Mahlzeit still miteinander. »Es ist schwer«, klagte Rolla, »ich weiß nicht, was ich tun soll ...«

»Was meinst du denn?« erkundigte sich Faline.

»Die Zeit ist nahe, in der die Gekrönten uns suchen; man hat keine Ruhe vor ihnen.«

»Nun ... und ...?«

»Ob ich mich wieder mit einem verbinde ...«

»Du wirst wohl müssen«, entschied Faline.

»Dir geht es gut«, flüsterte Rolla, »du bist glücklich. Du hast Bambi!«

»Ja«, lächelte Faline, »da hast du recht, ich bin glücklich.«

»War er schon bei den Kindern?« begehrte Rolla zu wissen.

»Ein einziges Mal. Doch sie haben ihn nicht zu Gesicht bekommen.«

Ehrfürchtig raunte Rolla: »Jedem von uns widerfährt es ganz selten, daß er den Fürsten erblickt. Immer ist's ein Fest.«

»Auch ich sehe ihn oft lange nicht«, gestand Faline, »aber stets fühle ich seine Nähe.«

»Rufst du ihn da nicht?«

»Nein. Selbst wenn die Sehnsucht mich zwingen will. Du kennst ja die Zeit der Sehnsucht, nicht wahr? Selbst dann rufe ich ihn nicht. Er hat es mir einmal verboten. Ich ahne nicht, weshalb. Ich stelle keine Fragen, ich gehorche. Es geht eben so und nicht anders, ich muß Bambi blind gehorchen.«

Leise, sehr leise sagte Rolla: »Ich werde niemanden rufen.«

Es war finster geworden. Am nächtlichen Himmel glitzerten die Sterne. Im zackigen Jagdflug schwirrten Fledermäuse, warfen sich bald höher, bald tiefer. Lautlos schwebte die Eule daher, und von den Bäumen, darauf sie für Minuten ruhte, klang ihre melancholische Stimme, langgezogen, schwermütig, beinahe schön: »Haah – ah – hahaha – haa – ah!«

Am Waldsaum erschien ein starker Rehbock, begann eifrig zu äsen, hob jedoch immer sein Haupt und sicherte.

Die Kinder nahmen ihn wahr; sie wurden von Bangigkeit ergriffen.

Gurri kam gelaufen. »Ist das der Vater?« fragte sie mit Herzklopfen.

»Keine Spur! Der gehört zu den minder Gekrönten«, lautete die wegwerfende Antwort.

Inzwischen deutete Geno auf den Rehbock und erkundigte sich bei Boso: »Ist der Gekrönte dort euer Vater?«

Traurig entgegnete Boso: »Wir haben keinen Vater. Solange wir denken können, sind wir ohne Vater.«

Lana teilte wichtig mit: »Unser Vater ist von der Donnerhand getroffen worden.«

»Wir haben ihn nie gesehen«, ergänzte Boso, »die Mutter hat uns von ihm erzählt.«

Sachlich fügte Lana hinzu: »Das ist geschehen, bevor wir noch auf der Welt waren.«

»Die Mutter blieb bei dem gefallenem Vater stehen«, berichtete Boso, »er blutete stark und lebte schon nicht mehr. Trotzdem wollte sie ihn nicht verlassen. Aber«, schloß Lana, »sie durfte nicht bleiben, denn Er hat sie weggescheucht.«

Gurri war von der Mutter zurückgekehrt; sie hatte einen Teil der Geschichte vernommen und meinte leichthin: »Man kann auch ohne Vater leben.«

Lana seufzte ein wenig: »Es ist doch besser, wenn man einen Vater hat.«

Verspätete Glühwürmchen tanzten über der Wiese auf und nieder, irrten als leuchtende Punkte durchs Gebüsch.

»Was kann das sein?« staunten die Kinder. Sie rannten zu den Müttern.

»Sieh doch, wie schön!« rief Lana und Boso flüsterte erregt: »Wunderschön!«

Der tote Vater war vergessen.

»Mutter«, bestürmte Gurri als erste Faline, »woher kommen diese Lichter?«

»Guck dort hinauf«, wies Faline zum Himmel.

Die vier Kinder hoben die Augen zu den Sternen empor.

»Dort funkeln unzählige Lichter«, sprach Faline, »größere und kleinwinzige und alle sind lebendig. Einige von ihnen werden neugierig, wie es hier unten zugeht. So neugierig werden sie, daß sie sich nicht begnügen, uns gleich den anderen aus der Ferne zu betrachten. Sie fliegen herunter. Aber das ist ein großes Wagnis.«

»Wieso ein Wagnis?« forschte Geno dringend, den dieses Wort reizte.

»Nun, es sind die Kleinsten und die Jüngsten, die das tun«, redete Faline weiter, »es ist eine ungeheure Entfernung; sie werden oft beim Zurückfliegen müde, sie werden ganz erschöpft. Denn das Herunterfliegen ist leicht, das Hinauffliegen jedoch ist furchtbar anstrengend.«

»Was geschieht ihnen dann?« fragte Gurri.

»Sie löschen aus und sterben.«

»Traurig ist das«, meinte Geno, »ihre Eltern sollten sie warnen, sollten ihnen verbieten, herunterzufliegen.«

»Neugierige, vorwitzige Kinder lassen sich nicht warnen, und das Verbieten nützt noch weniger«, sagte Faline.

»Hörst du, Gurri?« mahnte Geno.

Aber Gurri brach aus: »Ich bewundere alle! Sie sind tapfer!«

»Was hilft das Tapfersein, wenn man daran sterben muß?« erwog Geno.

»Schön ist es!« schwärmte Gurri, »benedidenswert schön!«

»Sicherheit und Leben«, beharrte Geno, »bleiben immer das Schönste.«

Die Kinder rannten dem tanzenden Schweben der Glühwürmchen nach; jedes irrte genarrt in eine andere Richtung.

Die Mütter blieben wieder allein.

»Woher weißt du das?« erkundigte sich Rolla.

»Was denn?«

»Nun, das von den Lichtern?«

»Meine Mutter hat es mir erzählt, als ich noch klein war«, antwortete Faline, »ich bin gerade so erstaunt gewesen wie jetzt

unsere Kinder. Mich rührt auch heute noch der Anblick dieser verlorenen Lichter.«

»Hast du bemerkt, sie kommen nur einmal«, sagte Rolla, »nur einmal, wenn alles wieder grün geworden ist, wenn die Kräuter duften und die Vögel singen und der Kuckuck wieder ruft.«

»So?«

»Ja, Faline! Und eine ganze Zeit, wenn sie fort sind, diese Lichter, ich fühle genau, wie lange diese Zeit währt, da ergreift uns die Sehnsucht, die so unwiderstehlich ist. Und dann werden wir von den Gekrönten zärtlich verwöhnt. Die Lichter sind mir stets die ersten Vorboten.«

»Mir ist das nie aufgefallen«, entgegnete Faline, »du aber denkst immer nur daran.«

Rolla beteuerte: »Diesmal werde ich wohl keine Sehnsucht haben.«

»Wer weiß«, zweifelte Faline.

»Ich glaube es nicht«, sprach Rolla vor sich hin, »seit Er mit der Donnerhand meinen Gatten ermordet hat – oh! nie kann ich vergessen, wie er im Blut dagelegen ist und sich nicht mehr geregt hat – seit jenem Morgen fürchte ich mich nur vor der Sehnsucht.«

»Du sagst ja selbst«, versetzte Faline, »daß die Sehnsucht unwiderstehlich ist.«

»Eben deshalb!« gestand Rolla voll Scham.

Geno rief unweit frohlockend: »Da! da! Ein Licht hat sich niedergelassen!«

Die andern eilten herbei, umstanden voll Begeisterung ein Glühwürmchen, das im Grase lag und matt schimmerte.

»Siehst du, törichtes Kind«, redete Geno zu ihm, »warum hast du das große Wagnis unternommen?«

»Tapferer, kleiner Himmelsbote«, flüsterte Gurri, »ruh dich aus! Ruh dich gut aus! Dein Heimweg ist weit und mühsam.«

»Es wird nicht heimkommen«, meinte Lana, und Boso urteilte: »Es ist viel zu müde.«

»Darum soll es sich ausruhen, das arme Kleine«, widersprach Gurri, »dann kommt es schon wieder zu Kräften.«

Das Glühwürmchen machte mit seinem lockenden Schein eine Pause.

»Es ist erloschen!« Gurri war gerührt.

»Aus!« Boso wollte sich abwenden.

»Schade!« Lana war im Begriff, dem Bruder zu folgen.

»So geht es immer!« predigte Geno, »ja, so geht es immer. Man darf die Warnungen nicht mißachten.« Auch er drehte sich fort. Für ihn galt die Sache als erledigt.

Nur Gurri blieb wartend stehen.

Da fing das Glühwürmchen zu zwinkern an und leuchtete gleich darauf wieder ganz hell.

»Es lebt!« jauchzte Gurri, »es hat sich erholt! Es lebt! Es lebt!«

* * *

Als Faline mit den Kindern wieder einmal schlafen ging, saß auf der kleinen Blöße, die sich im Dickicht öffnete, der Hase.

Er hielt das Haupt schräg empor, seine Schnurrhaare bebten unablässig, so stark witterte er beständig. Er sah kummervoll und nachdenklich aus.

»Zum Gruß, Freund Hase«, sprach ihn Faline an.

Er schnellte beide Löffel hoch. »Zum Gruß! Zum Gruß!« klang seine Antwort mit leiser gepreßter Stimme. Es war, als risse er sich aus seinen versorgten Gedanken und suchte Fassung zu erlangen.

»Das sind deine Kinder?« fragte er tief ergeben. Immer leise fügte er hinzu: »Schöne, gesunde Kinder.«

»Gefallen sie dir?« Faline vergnügte dieses Lob.

»Die jungen Herrschaften müssen jedem gefallen.« Der Hase ließ die Löffel sinken.

Geno und Gurri standen dabei und betrachteten den Hasen aufmerksam.

Der redete zu ihnen: »Nehmt euch nur in acht, meine Verehrten, daß euch nichts Böses geschieht. Auch ihr gehört zu den Guten, zu den Edlen, zu den Unschuldigen und gerade die werden immer verfolgt. Am meisten hütet euch vor dem grausamen Fuchs.« Der Hase war ergriffen. »Ihr dürft nicht beleidigt sein, weil ich euch warne. Ich sehe euch heute zum erstenmal.«

»Gehst du nie auf die Wiese?« mengte sich Faline ein.

»Du merkst«, entgegnete der Hase, »ich sitze hier ganz nah am Saum der Dickung. Ein Ruck und ich verschwinde. Mit der Wiese ist es vorbei. Ich traue mich nicht mehr hinauszugehen.«

»Deshalb habe ich dich so lange nicht getroffen.«

»Ach«, klagte der Hase, »wenn du wüßtest, was ich durchgemacht habe!«

Plötzlich schlug er die Löffel hoch, richtete sich steil auf, daß die kurzen Vorderbeine in der Luft tasteten und sein weißwolliger Bauch sichtbar wurde. »Hörst du nichts?« Er witterte leidenschaftlich, seine Schnurrhaare bebten heftig.

Faline warf das Haupt empor, breitete die Lauscher, zog prüfend den Atem ein: »Alles ist ruhig. Alles. Du bist gar zu ängstlich, Freund Hase.«

Geno hatte gleich der Mutter gelauscht und geschnuppert, denn er war erschrocken. Jetzt meinte er schüchtern: »Man kann nie zu ängstlich sein.«

»Klug gesprochen, mein junger Prinz, sehr klug«, stimmte der Hase zu. »Ich will dir erzählen, Faline, was mir passiert ist. Etwas Furchtbares! Mich hat der Fuchs überfallen! Wirklich, man weiß schon gar nicht mehr, wo man sitzen, wo man essen soll, nah am Rand des Gebüsches oder mitten in der Wiese. Du kennst mich, du weißt, wie vorsichtig ich bin; jedenfalls war ich nur zwei Hopser von der Dickung entfernt. Da, auf einmal stürzt der Räuber hervor, genau an der Stelle, wo ich herausgegangen war. Er ist sicherlich meiner Fährte gefolgt.«

»Wäre es nicht besser gewesen, weiter in die Wiese zu gehen?« fragte Faline.

»Das habe ich früher immer getan«, erklärte ihr der Hase, »und auch damit habe ich schlimme Erfahrungen gemacht. Einmal, es war schon fast hell, bin ich beinahe der großen Eule in die Fänge geraten, in die mörderischen Krallen. Drei Kinder hat sie mir vor meinen Augen weggeschnappt, drei reizende kleine Kinder. Dann wieder kam mir der spitznasige Schleicher ganz nahe, ohne daß ich ihn hörte. Himmel, bin ich gerannt, vor der Eule und vor dem Fuchs! Ich sage ja, man weiß nie, wo man sitzen und einen Bissen in Ruhe essen kann.«

Er richtete sich wieder mit hochgeschlagenen Löffeln kerzengerade auf, horchte und schnupperte.

»Keine Gefahr!« beschwichtigte Faline, nachdem sie und Geno gleichfalls geschnuppert hatten.

»Erzähle weiter«, bat Gurri voll Gespanntheit.

»Also, wie ich nahe an der Dickung saß, stürzt der rote Halunke hervor«, berichtete Freund Hase, »stürzt hervor mit gefletschten Zähnen. Ich sehe den grimmigen Rachen, die gierigen Augen; sein übler Geruch weht mich an, und zuerst faßt mich lähmendes Entsetzen. Aber ich mache ganz von selbst ein paar ratlose Sprünge in die Wiese. Er mir nach, dicht hinter mir. Ich halte mich für verloren und beginne zu laufen. Er immer hinter mir drein. Jetzt schlage ich scharf einen Haken; er rennt geradeaus, und ich gewinne endlich einen kleinen Vorsprung. Doch das nützt mir wenig. Er hetzt mich, hetzt mich, daß mir der Atem ausgeht und der Schädel hämmert. Drei Haken habe ich vollführt, bis ich das Dickicht erreichte. Mir schwirrt es vor den Augen. Renne, was du kannst, denke ich, es geht um dein Leben! Doch ich fühle, daß ich nicht mehr viel weiter kann. Dort in den Harriegelbüschen drüben kenne ich eine Grube. Drauflos ohne Haken! Ich lasse mich hinunterfallen, liege erschöpft da, mit rasendem Herzklopfen, habe noch sein Keuchen im Gehör; ich zittere und erwarte mein Ende. Um nichts wäre ich imstande gewesen, mich zu regen. Mir ist alles gleichgültig, mag er kommen, sage ich zu mir. Doch er kommt nicht! Er kommt nicht! Langsam fasse ich das Glück, er kommt nicht! Wehrlos bin ich, und er ist stark; aber ich bin schneller als er, und ich habe ihn müde gemacht! Heute noch, wenn ich mich daran erinnere, schüttelt mich das Grauen.«

Der Hase schwieg, die Löffel eng an den Rücken geschmiegt.

»Deine Geschichte werde ich nie vergessen«, versicherte Geno erschüttert, um dann die Mutter zu drängen: »Komm endlich schlafen.«

Faline nahm Abschied: »Gesundes Wiedersehen, Freund Hase.«

»Ein Wunsch für uns alle«, erwiderte der trübselig.

Gurri blieb eine Sekunde zurück, beugte sich nieder, küßte die Stirne des Hasen und flüsterte: »Ich danke dir für deine Erzählung.«

Sie sprang davon.

»Möge dich der Fuchs nie erwischen, kleine Prinzessin«, rief ihr der Hase nach.

Mutter und Kinder begaben sich zur Ruhe.

Allein heute sollte noch mehr, sollte Wichtiges geschehen.

Etliche Stunden später war es. Die Sonne sandte schon heiße Strahlen durch das Laubgitter der Wipfel; die Blätter, die Kräuter, die reifenden Früchte dufteten unter der Sonnenglut; der harzige Geruch des warmen Holzes strömte scharf und kräftigend durch den Wald. Es schwatzten die Meisen, der Pirol schwang sein Jauchzen von Baum zu Baum, der Specht hämmerte und lachte gellend, die Elstern schakerten, der Häher kreischte, Finken, Rotkehlchen, Zeisige sangen ihre Lieder, dazwischen rief der Kuckuck, gurrten die Tauben.

Da wurde Faline mit eins hell wach, erhob sich und weckte die Kinder.

»Auf, Geno! Gurri, auf!«

»Was soll's?« Erschrocken stand Geno gleich auf seinen Läufen, fluchtbereit.

»Keine Gefahr!« herrschte Faline ihn an. »Der Vater ist da!«

»Der Vater!« rief Gurri; sie war noch ganz schlaftrunken, doch es riß sie empor.

Nun riefen beide sehnsüchtig: »Vater! Vater!«

»Wo bist du, Vater?« sagte Gurri zärtlich.

Und Geno fügte hinzu: »Wir sehen dich ja nicht ...«

»Still!« befahl die Mutter, »ihr dürft den Vater nicht anreden! Ihr müßt warten, ob er zu euch spricht! Seid nur bescheiden und schön geduldig ...!«

Sie wendete sich dorthin, wo das Gebüsch am undurchdringlichsten war: »Zum Gruß, Bambi!«

Eine tiefe Stimme antwortete: »Faline, zum Gruß!«

»Die Kinder wünschen sich's so sehr, daß du dich ihnen zeigst.«

»Wenn sie können, werden sie mich sehen.«

Vom Blattwerk verhängt, undeutlich war Bambis Haupt erschienen; stolze, ernste Züge, große, dunkel leuchtende Augen und eine mächtige Krone, die braun geperlt mit langen, hellen Zacken sein Haupt zierte.

Es dauerte eine Weile, bis Geno ganz leise sprach: »Ich sehe dich, Vater ...«

»Wo? Wo?« drängte Gurri, »ich finde dich nicht, Vater.«

Die tiefe Stimme klang: »Suche und schaue.« Dann redete sie weiter: »Sind die Kinder, wie sie sein sollen?«

Faline gab Bescheid: »Gut sind sie und brav. Nur Geno fürchtet sich zu viel.«

»Recht, mein Sohn«, lobte ihn Bambi, »so bleibst du lange am Leben.«

»Aber«, wandte Faline ein, »er bringt sich um das Vergnügen, das er haben soll, und er ist unfreundlich.«

»Zu dir? Oder zu seiner Schwester?«

»Oh nein, zu uns nicht! Doch zu den anderen.«

»Jetzt sehe ich dich, Vater!« rief Gurri glücklich und ganz ohne Scheu, »jetzt sehe ich dich!«

»Mein kleiner Geno«, sprach Bambi, »es ist recht von dir, wenn du vorsichtig, wenn du furchtsam bist. Das gehört zu unserer Art. Einstweilen bin ich zufrieden mit dir. Du wirst jedoch lernen müssen, Achtsamkeit mit Frohsinn zu vereinen. Du wirst es später von mir lernen. Dann wird sich deine Furcht vermindern, deine Laune wird sich aufhellen, und du wirst allen Waldgenossen so liebenswürdig begegnen, wie es sich für unsereinen geziemt. Bis dahin vertraue deiner Mutter.«

»Ich bin zu allen im Walde sehr nett«, pries Gurri sich naiv an, »ich verlasse mich auf die Mutter, und ich habe immer frohe Laune.«

Bambi antwortete ihr nicht. »Faline«, ermahnte er, »die Kleine ist leichten Sinnes, du mußt sie sehr hüten.«

»Vater«, bat Gurri, »Vater!«

Nichts regte sich.

»Vater!« flehte Gurri noch einmal, scheu und leise.

»Er ist fort«, sagte Faline.

Die drei, Mutter und Kinder, horchten, angespannt mit regen Lauschern in das Dickicht.

»Fort«, wiederholte Faline nach einer Weile abschließend.

»Wann kommt er zu uns?« Gurri beehrte Auskunft.

»Bald«, tröstete die Mutter, »schlafen wir jetzt.« Sie tat sich nieder.

Gurri legte sich an ihre Seite und versank sofort in Schlummer.

Nur Geno blieb noch stehen, eifrig horchend. »Unbegreiflich!« bewunderte er den Verschwundenen, »unbegreiflich! Nichts war zu hören! Nichts! So lautlos ist der Vater weg! Von ihm kann man lernen. Von keinem als von ihm!«

Aber Faline und Gurri vernahmen Geno nicht mehr. Da streckte auch er sich hin, doch er fand lange keinen Schlaf.

* * *

Seit Wochen herrschte die Sonne.

Die Kinder hatten Regen noch nie erlebt.

Zogen hie und da Wölkchen herauf, konnten sie das glühende Tagesgestirn nicht verdunkeln; sie waren dünn, waren schwächlich, und sie wurden von der Sonne immer wieder zerstreut, zerstört, aufgelöst.

Die Luft kochte vor Hitze.

Selbst des Nachts trat kaum eine Abkühlung ein. In den Dickungen blieb es dumpfig schwül, und es gab fast keinen Tau mehr, die durstigen Geschöpfe des schmachtenden Waldes ein wenig zu laben. Das Wiesengras begann sich gelb zu färben. Die Farne, der Lattich, alle Kräuter am Boden des Dickichts wurden matt und dürr.

Von den Sträuchern, von den Bäumen hing das Laub schlaff, ermüdet hernieder. Ein beizender, unangenehmer Geruch schwebte manchmal über dem Ganzen, als erstickte der Wald.

Durch das Schilf des Ufers schlich der Fuchs.

Die Enten, die träg auf dem Wasser lagen, flüchteten tief ins raschelnde Röhrich.

»Dummes Volk«, knurrte der Fuchs, »ich habe keinen Hunger, nur einen entsetzlichen Durst habe ich. Quälenden Durst!«

Nahe beim Schilf hielt der Reiher auf dünnen, hohen Ständern, ohne sich zu bewegen; er schaute in die schlammigen, langsam hingleitenden Wellen.

Der Fuchs zuckte zurück, als er den Reiher sah.

»Du bist's«, sagte der Reiher, der den winzigen Kopf zur Seite drehte, »komm nur ruhig heraus.«

»Ich will nichts als ein wenig Wasser trinken«, versprach der Fuchs.

»Wenn du dich anständig benimmst«, entgegnete der Reiher geringschätzig, »darfst du meinetwegen trinken; ich werde dich sicherlich nicht fortreiben.«

Die zwei hatten schon früher ihre Waffen aneinander gemessen. Der Reiher ging damals gegen den Fuchs, der ihn erbeuten wollte, so wild-zornig los, er zielte mit dem langen, spitzen Dolch seines Schnabels so scharf nach den Augen des Feindes, daß der Fuchs entsetzt davonlief. Seither war, so oft sie sich trafen, ein gehässiger Friede zwischen ihnen. Der Reiher verachtete den Besiegten, hütete sich jedoch vor ihm, während der Fuchs einen tiefen Respekt vor dem jähzornigen, wehrhaften Reiher nicht mehr loswurde, zugleich aber ebenso stark die Wut des Gedeemühten empfand.

Jetzt trank der Fuchs gierig; der Reiher ließ keinen Blick von ihm.

»Lächerlich, daß ich mich vor ihm fürchte«, dachte der Fuchs, »ich bin doch keine Nahrung für ihn; warum habe ich Angst vor diesem widerlichen Burschen?«

Der Reiher dachte: »Er soll es nur wagen, er soll sich nur unterstehen, dann hat er keine Augen mehr, dieser rote Kerl! Ich wäre ein Bissen für ihn, das glaube ich. Aber mit mir ist nicht zu spaßen.«

Der Fuchs hatte den Durst gelöscht; mühsam barg seine Stimme die Scheu, die ihn beschlich, doch er rang um ein anständiges Abgehen und sagte: »Das Wasser ist trüb und warm. Ueberhaupt, es wird immer ärger.«

»Findest du?« warf der Reiher gleichgültig hin, indessen seine Blicke funkelten, »... ich kann nicht klagen.«

»Zum Gruß«, empfahl sich der Fuchs.

Er bekam keine Antwort.

Am Saum der kleinen Blöße hockte wieder der Hase, als Faline mit den Kindern vorbeischnitt. Er jammerte: »Was werden wir anfangen? Wie soll man das aushalten?«

»Aber dafür sind wir von den Mücken verschont«, redete ihm Faline zu.

Er war jedoch nicht beruhigt. »Merkst du nicht, wie schlecht das Essen schmeckt, bitter, saftlos, halb welk?«

»Aber es gibt keine Mücken«, wiederholte Faline.

»Und wie man sich beim Wittern täuscht«, beschwerte er sich weiter, »bald spüre ich nichts – bald aufregende Gefahren. Eines so schlimm wie das andere.« Er sah elend aus, hatte die Löffel verzweifelt heruntergeklappt und hob sie nicht ein einziges Mal.

»Du bist undankbar, Freund Hase«, mahnte Faline, »es gibt keine Mücken; wir haben unsere Ruhe.«

»Auch im Winter gibt es keine«, widersprach er trübselig, »sollen mich die Mücken stechen! Ich bin daran gewöhnt. Mich peinigt die Hitze, der Durst, das falsche Wittern! Das läßt mich gar nicht zur Ruhe kommen. Ich werde ganz krank davon.«

»Du bist ungeduldig«, Faline ging weiter.

»Ich – ungeduldig?« sagte der Hase hinter ihr drein, »wer hat so viel Geduld wie ich?«

Geno meinte zur Mutter: »Du hast recht; man muß sich freuen, daß diese Lästigen einem nicht mehr um die Augen summen, und daß es einen nicht mehr juckt.«

»Auch der arme Freund Hase hat recht«, meinte Faline, »es ist wirklich nicht angenehm, wenn das Essen schlecht schmeckt, wenn man Hitze und Durst leidet.«

»Ich leide nicht unter der Hitze«, erklärte Geno, »mir tut sie wohl.«

»Ja, du«, antwortete Faline, »du bist noch ein Kind, und Kindern ist es gesund, wenn sie warm haben.«

»Warum, Mutter, gibt es keine Mücken? Ich bin ja froh, daß es keine gibt, aber warum gibt es keine?« Das war die wißbegierige Gurri.

»Weil sie so klein sind«, wollte Geno die Schwester belehren, »und da sterben sie an der Hitze.«

»O nein, mein Sohn«, setzte Faline die Sache auseinander, »die Mücken leben überhaupt nur ganz kurze Zeit. Höchstens eine Reihe von Tagen, dann sterben sie unter allen Umständen, ob es nun heiß ist oder nicht. Aber sie legen ihre Eier in den feuchten, am liebsten in den nassen Boden. Und wenn es wie jetzt überall nur trockenen Staub gibt, kann die Brut nicht ausschlüpfen. Deshalb sind keine Mücken da.«

Niedergetan, hörte Geno, während Mutter und Schwester schliefen, ein paar Fledermäuse flattern, hörte, wie die eine zur anderen sich beschwerte: »Keine einzige habe ich geschnappt.«

Die andere jammerte: »Nicht einmal hier findet man welche! Sonst fliegen sie einem geradezu in den Mund.«

»Ob uns die Vögel alle wegfangen?«

»So viel essen die Vögel unmöglich.«

»Dann verstehe ich das Ganze nicht.«

»Mir ist das Verstehen gleichgültig«, piepte die zweite, »ich habe Hunger.«

Die erste erwiderte: »Rätselhaft! Rätselhaft! Suchen wir Käfer und Schmetterlinge!«

Nun flatterten sie beinahe taumelnd fort.

Geno wollte jetzt auch schlummern.

Da vernahm er das Gespräch der Büsche und Bäume.

»Aus der Erde«, klagte der Haselstrauch, »kriege ich keine Nahrung mehr, meine Nüsse werden taub.«

»Und meine Beeren«, wimmerte die Holunderstaude, »schrumpfen; sie sind ohne Saft.«

Die Eiche seufzte: »Wie ist mir schwer zu Sinn! Die Spitzen meiner Äste dorren. Jeder Windhauch knickt sie mir vom Leib.«

»Aber es regt sich ja kein Lüftchen«, bedauerte die alte Esche daneben.

»Ich dringe mit den Wurzeln tief in die Erde«, ächzte die hohe Buche, »allein, was ich dort trinke, ist viel zu wenig.«

»Wir kommen um«, stöhnte der Ahorn, »mit uns ist es aus!«

Ein schwächtiger, niedriger Eichbaum, den die anderen beschatteten, weinte leise: »Wenn ihr Großen verzagt, bin ich noch früher hin.«

Die hohe Pappel entschied: »Niemand kommt um! Niemand darf verzagen! Es ist eine Zeit der Not, da muß man aushalten und den Mut nicht sinken lassen. Erinneret euch doch, welche Stürme, welche bitteren Entbehungen wir durchgemacht haben, und wie wir trotzdem gewachsen, trotzdem stark geworden sind. Hört auf zu jammern! Tragt das Leid mit stummer Zuversicht, mit ruhig ergebener Geduld, dann ist es nicht halb so schwer. Und eh ihr's denkt, wird auch die Not vorüber sein.«

Alle schwiegen.

Am Boden der Lattich, die Farne, der Lauch, die anderen Kräuter flüsterten im Chor: »Ihr dort oben könnt leicht reden. Aber uns bleibt nur das Verderben. Wir sind die Armen, und wir ertragen nichts, weil wir arm sind.«



»Still, ihr da unten in der Tiefe«, befahl die Pappel, »gerade die Armen ertragen am meisten, gerade die Armen haben die zähste Daseinskraft. Das haben wir doch alle oft genug erlebt.«

Ein schüchternes Murren antwortete: »Das sagt man uns immer. Aber von den Unzähligen unter uns, die erliegen, die im Elend sterben, ist nie die Rede!«

»Wer zugrunde geht, geht eben zugrunde!« herrschte die Pappel. »Es ist euer Schicksal, in der Tiefe zu leben. Findet euch

damit ab! Nicht alle können groß, hoch und edel sein. Wir haben das nicht so gemacht; es wurde von selbst so.«

Ein höhnisches Kichern ertönte.

»Ihr dort oben«, rief der Harriegel, »seht ihr nichts? Schaut euch um!«

Der Schlehdorn übertönte ihn: »Wir verschmachten! Du stolze Pappel, vielleicht kannst du uns statt guter Lehren ein wenig Hoffnung spenden!«

Nach einer Weile gab die Pappel Bescheid: »Die Sterne über mir funkeln, doch weiter weg verschwinden sie; wahrscheinlich werden sie von Wolken gedeckt.«

Der Holunderstrauch flüsterte: »Mag sein, daß etwas kommt.«

Alle Büsche raunten durcheinander: »Hoffnung ... mag sein ... Hoffnung!«

Und die Kräuter am Boden bebten unmerklich: »Ja ... Hoffnung ... wenn die uns Armen helfen könnte, wären wir gerettet ...!«

»Unser aller Leben ist Hoffnung!« wies die Pappel sie streng zurecht.

Geno schlief ein.

Als er ein paar Stunden später wach wurde, da war es nicht mehr Tag und noch nicht wieder Nacht. Er meinte, er habe zu lange oder zu kurz geschlafen, fühlte sich verwirrt, denn Mutter und Schwester standen schon auf ihren Läufen; doch sie traten unruhig am Ort umher. Geno wurde bange. »Was geht denn vor?«

»Blick doch hinauf«, riet Gurri. Ihre kleine Stimme hörte sich wie geklemmt an.

Geno hob die Augen. Doch er begriff noch nichts.

Tiefschwarz und drohend hingen die Wolken vom Himmel herab, bedrückend nahe.

Er ließ bestürzt das junge Haupt sinken und trat zur Mutter.

Auch Faline zeigte sich verzagt: »Es kann furchtbar werden.«

»Müssen wir sterben?« drängte Geno.

»Wohl möglich ...«, sagte Faline dumpf.

»Warum denn sterben?« widersprach Gurri, »wieso denn?«

Aber sie wurde nicht gehört. Allen stockte der Atem.

Denn in die lautlose, angespannte Stille, die geherrscht hatte, brach mit einem Mal der Sturm.

Wie ein unsichtbarer Riese fiel er über den Wald her, zornig, erbittert, wild.

Gleich einer Meeresbrandung rauschten die Wipfel, brüllten, ächzten, wimmerten, wie sie gezaust, geschüttelt, gepeitscht wurden.

Blätter wirbelten, von ihrem Wachstum losgerissen, umher, als wären sie von irgendeiner Eile oder von irgendeinem Wahnsinn getrieben. Aeste splitterten mit lautem Knallen oder mit leisen Seufzern und stürzten nieder. Dünnere Baumstämme klirrten jämmerlich aneinander.

Wütend tobte der Sturm, brauste, wie wenn er den Wald vernichten wollte.

Kein lebendes Wesen war zu sehen.

Geno glaubte, alle wären schon tot, und nun müsse er gleichfalls sterben.

Ihm selbst verwunderlich, erfüllte ihn gefaßte Bereitschaft, sich in sein Schicksal zu fügen.

Da erschien plötzlich Bambi vor den Seinen.

»Ruhig, Kinder«, sprach er, »ruhig bleiben, Faline!«

Geno und Gurri starrten ihn wortlos an.

Mitten im Rasen des Orkans stand er, das gekrönte Haupt hoch aufgerichtet, ein Herrscher, ein Beschützer, ein Tröster.

So wunderbar deutlich hatten die Kinder den Vater noch nie erschaut.

Und sein Wort durchdrang das Sausen des Sturmes, das wüste Rauschen der Wipfel und Sträucher.

»Keinen Feind habt ihr jetzt zu fürchten«, redete er weiter, »niemand wird euch etwas zuleide tun. Solange das Wetter dauert, raubt und mordet weder Fuchs noch Habicht, noch sonst jemand.«

Gurri wollte rufen: »Danke, lieber Vater!« Doch sie war unfähig, einen Laut hervorzubringen.

»Meidet die Bäume!« befahl Bambi, »meidet die Pappel vor allem! Haltet euch in den niederen Büschen!«

Er verschwand so plötzlich, wie er gekommen war.

Faline eilte mit den Kindern weg von den hohen, nun hin und her schwankenden Dächern der Wipfel, barg sich und ihre Jungen im Strauchwerk.

Ein greller Feuerstrahl fuhr herab, dem augenblicklich solch ein betäubender Donner folgte, daß die Kinder und sogar Faline entsetzt und geblendet die Augen schlossen. Dicht an die Mutter schmiegt sich Geno und Gurri.

Der Blitz hatte die Pappel getroffen, hatte sie gespalten, von oben bis unten.

»Ich bin hin ...«, stöhnte der ragende Baum.

Aus seinem trockenen Leib schlugen Flammen empor, züngelten an den Aesten, die immer aufwärtsgestrebt hatten und die nun, dürr, mit Knistern loderten.

Die Kinder wollten, von Panik ergriffen, fliehen.

»Ruhig bleiben, wo ihr seid!« gebot Faline.

Die Kleinen drängten sich schauernd noch enger an die Mutter. Nie erlebtes Grauen hielt sie gebannt!

Aber jetzt stürzte, klatschte, prasselte, trommelte der Regen herab, durchdrang die mächtigsten Baumwipfel, überflutete im Nu den Boden und löschte dann den Brand der Pappel.

Der Sturm schwieg. Nur das gewaltige Regenrauschen war vernehmlich. Es wurde empfindlich kühl.

Doch Blitz zuckte auf Blitz; Donner nach Donner rollte grimmig über den Wald.

Still empfangen alle die Flut, die der Himmel niederschüttete; ergeben und furchtsam hörten die Bäume den majestätischen Zorn, der sich unter Blitz und Donner kundgab.

Denn sie hielten das für Zorn.

Geno und Gurri waren ganz naß. Beide froren ein wenig; auch Faline triefte vor Nässe, doch sie fror nicht.

Im Buschwerk standen die drei, ohne sich zu bewegen.

Nach einer Weile wurde es heller, bald darauf ganz hell.

Faline sagte: »Nun wird kein Feuer mehr herunterfahren und kein Brüllen mehr sein.«

Die Kinder antworteten nicht; sie vernahmen die Ankündigung beruhigt, doch sie zitterten vor Nässe.

Alle Bäume tranken durstig. Mit ihren Blättern, mit den Zweigen saugten sie das Wasser ein, das sie nährte; ihre Stämme schöpften Belebung aus den Wurzeln.

Es tranken die Sträucher und Büsche. Die Kräuter auf dem Boden tranken, der Rittersporn, die entblätterten Blumen, Waldmeister, Spitzwegerich und die andern, die sich arm genannt hatten, die Farne, die Lattiche rollten sich auf.

Ein erfrischtes »Ah!« schwang durch den Wald, als befreites Atmen. Auch die Kinder fühlten Befreiung.

»Endlich!« raunten die Bäume.

»Labsal!« flüsterten die Büsche.

Von unten her stimmten die vorhin noch Verzagten dankbar den leisen Chor an: »Gerettet!«

Wunderbarer Duft erhob sich überall; Duft nach Laub und Holz, nach erquickten winzigen Blüten; süßbitterer Geruch nach Erde, mächtig und voll keimenden Lebens.

Einzig die Pappel ragte schwarz, entstellt und gestorben trübselig zum Himmel, der sich wieder erheiterte.

Man vermied es, sie anzusehen.

»Es wäre gut«, lispelte die Birke, »es wäre gut, wenn Er sie wegschaffen würde ...«

Niemand antwortete.

»Schade um sie ...«, begann die Birke wieder, »sehr schade ...«

Das war der ganze Nachruf.

Schweigen.

Jählings flammte die Sonne auf, brennend heiß wie rasches Feuer. Sie überstrahlte den Wald versöhnend, drang mit dem Funkelschimmer ihrer Lichtspeere in die Wipfel, traf die Spitzen der Büsche, erreichte als goldenes Gitter da und dort den Boden.

Sofort fing der Pirol zu jauchzen an; die Finken, die Rotkehlchen, die Zeisige schmetterten ihre Jubelstrophen.

Der Kuckuck ließ sein Rufen hören. Der Specht trommelte seinen Wirbel. Die Tauben wiederholten unausgesetzt ihr zärtliches Liebeswerben; die Meisen führten ihr Wispergespräch.

Und oben auf den höchsten Zweigen der Bäume sangen die Amseln.

Gurri tat ein paar leichtsinnige Hüpferschritte.

»Halt! Wohin?« rief Faline; sie war sehr erschrocken.

»Auf die Wiese!« sagte Gurri. »In die Sonne! Kommt doch mit, du und Geno. In der Sonne werden wir schnell trocken und werden uns wärmen.«

»Nicht weiter!« befahl die Mutter.

Gurri blieb stehen. »Warum denn? So schön ist es draußen! Gerade jetzt so schön wie nie! Und mich friert!«

»Friere du nur«, sprach Faline ernst. »Gerade jetzt droht Gefahr wie nie! Gerade jetzt lauert Er da draußen! Das hat dein Vater mich gelehrt. Und dein Vater weiß ein wenig mehr als du.«

»Immer will Gurri etwas Dummes«, tadelte Geno, »sie denkt an gar nichts.«

Zweimal kreischte der Häher.

Die Elster schäkerte warnend.

Schon peitschte ein scharfer Knall von der Wiese her.

»Das war Er!« verkündete Faline. Sie hatte ihr Haupt gesenkt. »Dort draußen liegt jetzt einer von uns im Blut. Den hat Er mit seiner Feuerhand niedergeworfen.«

»Nun siehst du, Gurri«, bebte Geno, »nun siehst du, was deine Gedankenlosigkeit angerichtet hätte!«

Gurri gab keine Antwort; sie stand ohne Regung, das schöne junge Haupt in den Nacken geworfen, mit spielenden Lauschern.

Sie horchte.

Das Singen, Zwitschern, Rufen und Wispern der Vögel, das eine kurze Weile erschrocken geschwiegen, begann wieder, als wäre nichts geschehen.

Von ferne, schwächer vernehmbar, tönte ein zweiter Knall.

»Noch einmal Er!« stellte Faline fest.

»Ich habe Hunger«, klagte Gurri.

Aber heute mußte sie warten.

Erst als es ganz finster, als es völlig Nacht wurde, trat Faline mit den Kindern hinaus in die Wiese.

Etliche Wochen gingen vorbei.

Die Rökchen von Geno und Gurri zeigten nicht mehr die hellgrauen Sprenkel wie in der ersten Zeit nach ihrer Geburt. Sie hatten jetzt ein gleichmäßig tiefes Rot.

Während einer Nacht – Geno stand ziemlich nahe der Dickung auf der Wiese, er blieb stets gerne dort, wo er mit einem einzigen Sprung Schutz und Sicherheit gewinnen konnte – während einer solchen Nacht also gellte unerwartet über ihm der Schrei des Waldkauzes: »I–jj! U–jj!«

Geno zuckte verstört zusammen.

Der Waldkauz schwebte herab und setzte sich auf einen niedrigen Ast. »Zum Gruß! Habe ich Sie erschreckt?«

Geno empfand Aerger und erwiderte nichts.

»Ob ich Sie erschreckt habe?« wollte der Waldkauz wissen.

»Keine Spur!« leugnete Geno. Barsch fügte er hinzu: »Unsinn! Weshalb sollte ich vor Ihrem Piepsen erschrecken?«

»Ich piepse nicht!« entrüstete sich der Waldkauz.

»Mir ist es sehr gleichgültig, was Sie tun«, meinte Geno. Ihn freute es nun, seinerseits den Waldkauz zu ärgern.

Das war ihm gelungen.

»Sie sind ein kecker Bursche!« schalt der Waldkauz, »ein kecker kleiner Bursche!«

»Sie auch!« gab Geno zurück, »und Sie sind viel kleiner als ich!«

»Ihr Vater«, fuhr der Waldkauz mit zornig gesträubten Federn fort, »Ihr Vater war viel netter. Er ist immer so hübsch erschrocken.«

Geno murrte beleidigt: »Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Nun«, lenkte der Waldkauz ein, »vielleicht ist er gar nicht wirklich erschrocken; dennoch sagte er das jedesmal, und ich hatte mein Vergnügen, aber Sie haben mir den ganzen Spaß verdorben.«

»Wenn Sie keine andern Späße wissen, tun Sie mir leid, alter Herr. Mir gegenüber unterlassen Sie künftig solche Scherze!«

Faline kam herbei. »Was gibt's denn hier?«

»Ach«, der Waldkauz wimmerte beinahe, »diese Jugend ... diese Jugend ...!«

»Diese Jugend«, unterbrach ihn Geno, »diese Jugend, von der verstehen Sie gar nichts. Dazu sind Sie viel zu alt!« Er lief davon.

»Nein!« rief ihm der Waldkauz nach, »diese Jugend, diese neue Jugend verstehe ich nicht! Die will ich nicht verstehen! Diese Jugend versteht sich selber nicht, mein Lieber!«

Er saß da, ganz in seinen Federflaum versunken und schwer gekränkt. Sein ernstes Antlitz, das zuweilen durch einen schalkhaften Ausdruck liebenswürdig schien, war jetzt melancholisch, hatte die schmerzliche Miene des Verschmähten. Der gebogene Schnabel bohrte sich dolchartig in das kurze Kinn, als würde er sich gegen die eigene Brust kehren. Nur die großen, klugen Augen glänzten dunkel vor enttäuschter Empörung.

»Ich muß Ihnen sagen«, fauchte er Faline an, »Sie brauchen auf Ihren Sohn nicht stolz zu sein!«

»Stolz bin ich überhaupt nie«, wehrte Faline ab.

»Ah! Ah!« fiel er ihr in die Rede, »alle stolzen Leute behaupten immer, nicht stolz zu sein. Das kenne ich!«

»Hat Ihnen mein Geno etwas getan, weil Sie so böse sind?«

»Böse? Ich bin nicht böse!« protestierte der Waldkauz zornig. »Der Bursche ist meinen Zorn gar nicht wert!«

Heiter gab Faline zurück: »Alle Leute, die böse geworden sind, behaupten, nicht böse zu sein.«

»Was geht mich Ihr Söhnchen an?« eiferte der Waldkauz, »nicht so viel!« Er knappte mit dem Schnabel, und das klapperte, wie wenn zwei Stückchen Holz aufeinandergeschlagen würden. »Ihr Söhnchen! Hah! Er ist mir nur ein Beispiel für die heutige Jugend! Eine saubere Jugend, fürwahr! Eine Jugend ohne Respekt, ohne Rücksicht auf andere, ohne Manieren ... unhöflich ... anmaßend ... frech!« Der Atem ging ihm aus.

»Ich glaube, Sie irren sich«, entgegnete Faline geduldig, »Sie sind ein wenig ungerecht. Die Jugend von heute ist nicht schlecht. Gewiß nicht. Wir hatten auch unsere Fehler, unsere Schwächen in unserer Jugend. Heutzutage sind sie nicht schlechter und nicht besser, als wir einst waren. Nur anders sind sie; das gebe ich zu.«

»Anders! Sehr wahr! Ganz anders!« stimmte der Waldkauz ironisch bei, »wenn ich denke, was für ein reizender junger Prinz Ihr Gatte gewesen ist.«

»Ja, Bambi!« flüsterte Faline.

»Wie höflich er immer war«, fuhr der Waldkauz fort, »wie freundlich; wie angenehm im Umgang, wie verständig! Er hatte freilich auch eine bessere Erziehung genossen als dieser dreiste Bursche, der Geno ...«

»Soll das ein Vorwurf sein?« fragte Faline.

»Nein ... n... nein!« stotterte der Waldkauz.

»Erziehung«, sprach Faline ruhig, »halten Sie so viel von Erziehung? Man warnt die Kinder vor Gefahren, die sie nicht kennen, weil sie noch nichts erlebt haben. Man behütet sie, man sorgt sich um sie. Mehr hat man früher auch nicht leisten können; mehr zu leisten ist heute ebenso unmöglich. Drüber weg wird doch ein jeder das, was er im Kern seines Wesens eigentlich von Anfang ist. Höchstens kann das Beispiel etwas Einfluß wirken, aber selten. Oft zeigt sich das Gegenteil.«

»Ja, das Gegenteil! Da haben Sie recht! Nehmen Sie Ihren Sohn. Wenn ich Bambi fragte, ob ich ihn erschreckt habe, antwortete er jedesmal sehr höflich: ›Ja«, und ich hatte meinen Spaß; es war unterhaltend.« Der Waldkauz verdrehte sentimental die Augen; gleich darauf rollte er sie grimmig. »Ihr Sohn hat auf

meine Frage frech ›Nein‹ gesagt und mich noch dazu unverschämt ausgespottet.«

»Oh, dann ist er sicher sehr erschrocken«, begütigte Faline.

»Warum leugnet er also?«

»Er hat sich eben geschämt.«

Der Waldkauz war mit diesem Erfolg zufriedener, als er sich anmerken ließ. »Ich habe ihn an seinen Vater erinnert, wie artig der erschrocken ist. Aber da wurde ich beschimpft.«

»Geno hat seinen Vater verteidigen wollen«, erwiderte Faline sanft.

»Na, lassen wir das. Es war peinlich«, grollte der Waldkauz, »... diese Jugend ...«

»Jugend ist immer ein großer Vorzug«, erklärte Faline.

»Ein großer Vorzug«, höhnte der Waldkauz, »ein Vorzug, der mit jedem Tag kleiner wird. Alle müssen einmal alt werden oder vorher sterben.«

Er sah einen dicken Nachtfalter, breitete die Schwingen, haschte ihn und entschwebte.

Als sie beim ersten blassen Dämmerchein des Morgens ihrem Schlafplatz zueilten, trat ihnen Bambi entgegen.

Gurri sprang munter an ihm empor. »Vater! Vater!«

Schweigend legte ihm Geno die junge Stirne an die Flanke.

Und Faline sagte demütig: »Zum Gruß.«

»Hört mich an, Kinder«, redete Bambi beinahe feierlich, »sehr bald werde ich eure Mutter zu mir holen. Sie muß lange bei mir bleiben. Versteht ihr mich?«

»Wir kommen mit der Mutter zu dir«, Gurri war vorlaut.

»Das verbiete ich«, gelassen wies Bambi sie zurecht.

»Warum denn?« etwas verschüchtert erlaubte sich Gurri dennoch diesen Einspruch.

»Keine Fragen stellen«, gebot der Vater ruhig, »ich kann euch nicht brauchen.«

»Auch die Mutter kann uns nicht brauchen?« Von Neugier gestoßen, wagte Gurri noch einmal, sich zu melden.

Mild kam die Antwort: »Auch die Mutter nicht, mein Kind.«

Die Geschwister schauten die Mutter an, aber da Falinens Blick liebevoll in Bambis Augen versunken war, wurden die Kinder von einer seltsam fremden Empfindung und von Bangigkeit ergriffen.

Bambi redete weiter: »Ihr zwei werdet allein sein.«

Gurri zitterte. »Ganz allein?«

»Allein miteinander«, sagte der Vater, »ihr seid besser dran als andere Kinder, die keinen Bruder oder keine Schwester haben. Haltet euch zusammen.«

Geno ließ sich stockend vernehmen: »Werden wir lange ... allein ...?«

»Das weiß ich nicht genau, mein Sohn.«

Faline schwieg dauernd weiter und sah Bambi zärtlich ins Antlitz. Den Kindern schien sie wie verwandelt.

»Merkt gut auf«, sprach der Vater, »wenn ihr allein seid, ohne Obhut der Mutter, müßt ihr doppelt wachsam sein und zehnfach vorsichtig. Ihr müßt euch wie Erwachsene betragen und doch nie vergessen, daß ihr als Kinder noch keine Erfahrung habt. Lauscht so emsig ihr könnt. Geht immer so, daß euch die Luft entgegenzieht; da könnt ihr jede Gefahr wittern. Ihr dürft die Warnungszeichen eurer Wächter nicht überhören. Wer sind eure Wächter?«

Geno zählte sie her: »Die Elster ... der Häher ...«

»Die Krähen«, setzte Gurri fort, »das Eichhörnchen, die Amsel ...«

Bambi nickte: »Manchmal auch die Amsel. Es ist gut. Denkt daran, gleich beim ersten Zeichen hinein in die Büsche, dort wo sie am dichtesten sind! Wirst du nicht verspielt und sorglos sein, Gurri?«

»Ich will schon aufpassen, Vater«, sagte Geno fest.

Ehrlich beteuerte Gurri: »Ich werde sehr brav sein ...«

»Kennt ihr den Geruch, den Er ausströmt?« erkundigte sich Bambi.

Die Kinder schüttelten stumm verneinend das Haupt.

»Wenn euch eine Witterung um die Nase haucht, furchtbarer als die von Fuchs und Iltis, drohender als die vom Hund ...«

»Die vom Hund kennen wir auch noch nicht«, unterbrach Gurri.

»Ihr seid eben unerfahrene Kinder«, erwiderte Bambi, »aber sowie nur der leiseste Hauch, den Er verbreitet, euch trifft, überfällt euch eine Erregung, die ihr jetzt kaum ahnt, eine Erregung wie ein Sturm, die das Innerste durchwühlt. Man muß alle Kraft aufbieten, um besonnen zu bleiben. Da heißt es fort! Fort! Fort! So schnell und so weit wie möglich!«

»Fort ... Fort ... Fort!« stammelte Geno erschrocken.

»Und noch etwas«, sprach Bambi weiter, »noch etwas sehr Wichtiges. Andere Kinder, die allein sind, haben die schlechte Gewohnheit, ihre Mutter zu rufen. Aus Angst, aus Sehnsucht, aus Langeweile; was weiß man denn, warum solch dumme Kinder ihre Mutter stören, ihre Eltern in arge Verwirrung bringen? Ihr werdet eure Mutter niemals rufen. Schärft euch das ein! Nie dürft ihr sie rufen! Unter gar keinen Umständen! Sie kommt sicher wieder zurück, sobald ich es ihr erlaube; sie findet euch, wo ihr auch seid. Aber ruft nicht nach ihr. Und somit lebt wohl.«

Er kehrte sich weg, schritt majestätisch davon, lautlos, hoherhobenen Hauptes, darauf die prachtvolle Krone ragte. Er glitt in die dichteste Dickung wie ein Schatten, ohne daß ein Zweig raschelte, ohne daß ein Blatt sich regte.

Die Kinder glaubten, sie hätten den Vater nie zuvor so nahe gesehen, hätten seine gütige Herrscherstimme nie so lange hören können. Sie starrten ihm nach, verzaubert und erschüttert.

»Ich weiß gar nicht, was er gesagt hat«, Gurri war verwirrt; doch sie wußte alles.

Geno erklärte: »Jedes Wort habe ich im Gedächtnis.«

Faline blieb schweigend stehen, wo sie stand; ihre Blicke hafteten an der Stelle, an der Bambi entschwunden war.

Von nun an wurde Faline durch die Kinder bewacht. Sie drängten sich enger ihr zur Seite, ließen sie keinen Moment aus den Augen. Mitten im Schlaf schreckten sie auf, um sich zu versichern, ob die Mutter noch bei ihnen weile.

Aber Faline war in ihren Gedanken schon fern. Sie hörte die Fragen der Kinder oft gar nicht, gab oft verkehrte Antwort. Keine Ermahnungen, keine Ratschläge teilte sie aus. Wie von Träumen umfangen schlich sie umher.

Und eines Morgens, die Sonne glühte heiß hernieder, wurden die Kinder durch ein Zischen des Laubes geweckt.

Das war Faline, die durchs Gebüsch raste.

»Mutter! Mutter!« bat Gurri.

»Nicht rufen!« erinnerte sie Geno, »du darfst sie doch nicht rufen!«

»Jetzt sind wir allein ...« seufzte Gurri.

»Wir müssen es aushalten ...«, bestimmte Geno charaktervoll. Aber auch er seufzte.

»Schlafen wir«, rief er.

Die Kinder taten sich nieder, und während die Vögel sangen, gelang es ihnen zu schlummern.

* * *

Anfangs ging alles famos.

Geno und Gurri spielten Erwachsensein und kamen sich sehr wichtig vor.

Bedächtig traten sie mit einbrechender Dunkelheit auf die Wiese, kehrten bei dem ersten blassen Morgenschimmer zu ihrem Lager heim.

Der Waldkauz schrie etliche Male sein U–jj! U–jj! gellender und lauter als sonst. Man hörte ihn vorher nicht, und die Kinder erschrecken; besonders heftig Geno.

Doch der Waldkauz unterließ jede Frage. Er tat so, als kümmerte er sich nicht um die kleinen Rehe. Er lachte nur vernehmlich und schadenfroh; saß aufgeplustert da, glich einer

braunen, weißfleckigen Wollkugel und rollte ergötzt seine klugen dunkel glänzenden Augen. Dennoch beobachtete er die Kinder.

»Da müssen andere kommen«, dachte er, »andere als du, mein keckes Bürschchen, wenn mein Spaß gestört werden soll.«

Dagegen zeigten sich die Wächter, Elster, Häher und die übrigen, doppelt aufmerksam.

Der selbständige, musterhaft brave Wandel der beiden Geschwister dauerte drei Nächte und drei Tage. Nicht länger.

Der Wald dunstete vor Hitze, und ganze Schwärme von Mücken tanzten wieder in der Luft. Schmetterlinge taumelten wie trunken umher, Hummern und Bienen brausten durch die Büsche.

Da erwachten die Kinder aus dem Schlaf.

Nah über ihnen im Gezweig der jungen Buche hockte das Eichhörnchen und rief: »Eben habe ich eure Eltern gesehen!«

Gurri fuhr hoch: »Wo? Sag schnell, wo?«

»Nicht weit von hier. Kaum hundert Gänge.«

»Wie geht es ihnen?« erkundigte sich Geno.

»Ich glaube vortrefflich«, gab das Eichhörnchen Auskunft, »der Vater liegt und ruht; die Mutter steht daneben; sie knabbert Blätter von der Silberpappel.«

Da Gurri von der Mutter hörte, überwältigte sie plötzliche Sehnsucht, daß sie ausrief: »Mutter! Mutter!«



Auch Geno empfand starke Sehnsucht; doch er bezwang sich, stieß die Schwester an und raunte: »Still!«

Und als Gurri ihre Stimme wieder erheben wollte, fügte er rasch hinzu: »Denk an den Vater! Wenn dich der Vater hört!«

Gurri verstummte und schämte sich. »Wann kommt die Mutter wieder, wann endlich?« flüsterte sie, »so lange ist sie schon fort. Ich habe Sehnsucht nach ihr.«

»Sie wird noch lange fort bleiben«, meinte Geno, »noch viel länger! Der Vater hat das ja vorausgesagt.«

»Schwer für uns«, flüsterte Gurri, »sehr schwer! Ich hab die Mutter furchtbar lieb.«

»Jetzt erst, seit sie nicht mehr bei uns ist, fühle ich, wie ich sie liebe«, antwortete Geno, »wie arg sie mir fehlt. Es ist hart, ohne Mutter zu sein. Doch Jammern hilft uns nicht. Wir müssen warten; wir müssen!«

»Warten ist das Schlimmste, das ich kenne«, Gurri gefiel sich in altklugen Worten.

Gerührt lauschte das Eichhörnchen, hatte seine buschige Fahne aufgepflanzt, steckte den kleinen Kopf mit den feingespitzten, von schmucken Schöpfen überragten Ohren hervor und versuchte zu trösten: »Ich werde euch immer Nachricht über eure Eltern bringen, liebe Kinder. Seid ruhig. Das kürzt euer Warten.«

Ein wildes Rauschen durchdrang das Gebüsch, fegte im Kreis und entfernte sich.

Flink war das Eichhörnchen den Baum emporgeturnt, hielt Umschau und sauste wieder herunter, um anzukündigen: »Sie sind es, eure Eltern.«

»Was tun sie denn?« wollte Gurri wissen.

»Sie spielen Haschen«, sagte das Eichhörnchen.

»Mit solchem Lärm«, staunte Geno, »zieht der Vater sonst nie durch das Strauchwerk.«

»Der Vater ist es nicht, der lärmt«, stellte das Eichhörnchen fest, »das macht die Mutter, die rennt voraus.«

Einen Tag hatte sich das Eichhörnchen nicht blicken lassen; des Nachts schlief es immer in seiner Wohnung.

Gurri hielt es nicht aus: »Mutter! Mutter!«

»Du sollst still sein!« mahnte Geno sofort, »du weißt, es ist verboten!«

»Ich habe ja nicht gerufen«, entgegnete Gurri naiv.

»So?« widersprach Geno, »ganz deutlich war es doch zu hören.«

»Ich habe nicht gerufen«, beharrte Gurri, »wie werde ich denn rufen, da es ja streng verboten ist?«

»Aber«, Geno wunderte sich, »wenn ich es doch selbst gehört ...«

»Nun«, gestand Gurri, und mehr gestand sie keineswegs, »so vor mich hin habe ich ›Mutter‹ gesagt, nur für mich, weil ich immerzu an die Mutter denke. Ganz leise werde ich wohl ›Mutter‹ sagen dürfen.«

»So leise«, entgegnete Geno, »daß man es weit in der Runde vernommen hat. Behalte deine Gedanken für dich! Ich denke dasselbe wie du, aber ich kann schweigen.«

»Du, du fürchtest dich zu reden«, maulte Gurri, »aber ich bin nicht so furchtsam wie du!«

»Ich wollte, du hättest mehr Furcht«, sprach Geno voll Sorge.

Es war, als ahnte er das Unglück, das Gurri treffen sollte.

Der Abend begann niederzugleiten. Amsellieder klangen von den höchsten Zweigen, Fledermäuse wurden vereinzelt sichtbar, wie sie die Luft durchzuckten. Enten flogen quarrend feldwärts; der Reiher schwamm mit ausgebreitetem Fittich dahin, ein stolzer Anblick. Und noch hämmerte der Specht.

Gurri strebte zur Wiese hinaus.

»Zu früh!« warnte Geno, »zu früh!«

»Mich hungert so sehr«, rechtfertigte sie ihre Eile.

»Du mußt bleiben«, mahnte er, »es kann Gefahr sein!«

»Ach«, widersetzte sich Gurri, »ohne Mutter, dazu hungern und wer weiß wie lange noch hierbleiben! Du! Immer mit deiner Gefahr!«

»Die müssen wir immer im Sinn haben!« rief Geno.

Doch Gurri wurde ungeduldig. »Es gibt jetzt keine Gefahr!«

Sie stürmte los.

Zögernd folgte Geno.

In diesem Augenblick schwiegen die Amseln.

Der Häher kreischte laut.

Die Elster schakerte heftig.

Fern über die Wiese rannte wie ein Gehetzter Freund Hase.

»Hörst du, Gurri, hörst du!« flehte Geno und barg sich im Dickicht.

Aber Gurri war schon draußen.

»Zurück!« geckerte das Eichhörnchen, »zurück!«

Doch da sprang wie ein roter Blitz der Fuchs Gurri in den Nacken.

Unter seinem Gewicht knickte sie zusammen. Entsetzen und der scharfe Fuchsgeruch betäubten sie beinahe.

Gurri wäre ohnmächtig geworden, hätte sie nicht ein durchdringender Schmerz geweckt. Das kam vom ersten Biß, den der Fuchs ihr zufügte.

Sie stieß ein schwaches Klagen aus.

Zum zweiten, tödlichen Biß gelangte der Fuchs nicht.

Ein kurzer Donner krachte.

Wie von einer starken Faust geworfen, überschlug sich der Fuchs, fiel zur Seite, zuckte ein wenig mit den Läufen und starb.

Er lag gerade vor Gurris angst- und schmerzentstelltem Antlitz.

Sie rührte sich nicht; ihr waren die Sinne geschwunden.

Von Gurris Rücken strömte das Blut, floß mit dem Blut des Fuchses zusammen und färbte das Gras.

Jetzt erlebte Geno, der, geschüttelt vor Grauen, im Gebüsch stand, die Furchtbarkeit, die Er verbreitete.

Jetzt atmete Geno die erstickende und zugleich aufpeitschende Witterung, die Er hatte.

Jetzt sah Geno, wie Er heranschritt, hörte Ihn sogar sprechen.

Erstarrt blieb Geno, ohne sich zu regen.

»Armes Ding«, sagte Er leise, beugte sich zu Gurri nieder, untersuchte die Wunde und hob die Betäubte in seine Arme. »Na, das heilt schon wieder. Du armes Kleines, dich nehme ich mit. Hätte ich eine Sekunde später geschossen, so wäre es schon vorbei mit dir.«

Mit dem Fuß schleuderte er den Fuchs ins Gebüsch und trug Gurri davon.

Geno entwich, flüchtete vor dem toten Fuchs, flüchtete vor Ihm, verstört, ratlos, halb irrwitzig.

Ueber den Verlust der Schwester konnte er sich nicht fassen.

»Mutter! Mutter!« rief er in seiner Herzensnot.

Er besann sich nicht mal; er mußte rufen. »Mutter! Mutter!«

Taumelnd streifte er durch das Buschwerk. Unmöglich, nach solchem Ereignis allein zu bleiben. »Mutter! Mutter!«

Rascheln, Knistern bewegte die Zweige.

Faline tauchte vor ihm auf; doch er nahm sie in seiner Verwirrtheit nicht gleich wahr, weinte ihr ins Gesicht: »Mutter! Mutter!«

»Da bin ich ja«, redete Faline, »was gibt's denn?«

Hinter ihr klang Bambis Stimme verwundert: »Du, Geno? Hab ich euch nicht verboten ...?«

Geno würgte hervor: »Gurri ... Gurri ...«

»Wo ist Gurri?« drang Faline und war von Verzweiflung gepackt, als Geno in abgerissenen Schluchzworten erzählte: »Der Fuchs ... sie ... angesprungen ... Blut ... dann ... dann Er ... mit der Feuerhand ... tot ...«

»Und Gurri?« schrie Faline.

»Was war mit Gurri?« fragte Bambi erregt.

»Die ...«, stotterte Geno, »... die hat Er genommen ... fort ... mit ihr ... Er ist mit ihr ... fort ...«

Bambi und Faline schwiegen, als hätte die Katastrophe sie stumm gemacht.

Dann sagte Bambi still: »Mein schönes kleines Kind ...«

Davon wurde Geno im Tiefsten ergriffen. Unklar hatte er eine winzige Hoffnung gehegt; wenn nur die Eltern da wären, könnte alles wieder gut werden. Nun löschte dieses schwächliche Lichtchen aus; nicht einmal die Eltern vermochten zu helfen.

Faline weinte leise vor sich hin: »Ich hätte die Kinder nicht allein lassen dürfen. Nie hätte ich das dürfen. Meine Gurri, meine

geliebte, arme Gurri ...«

Geno gab ihr recht, sie hätte uns nicht allein lassen sollen ... wäre sie bei uns geblieben, hätte das nie geschehen können; er sah den Kummer der Mutter, ihre Reue, den Schmerz des Vaters und sagte kein Wort.

Er verschwieg auch, wie leichtfertig, wie achtlos trotz aller Warnungszeichen Gurri sich der Gefahr preisgegeben hatte. Damit wollte er die Eltern verschonen.

»Ist sie ...«, Bambi stockte, »... ist sie ... tot?«

»Ich weiß es nicht ...«, zitterte Geno, »... wirklich ... das weiß ich nicht ...«

Zu dritt gingen sie langsam bis an den Saum der Dickung, standen dort voll Ekel vor dem erschossenen Fuchs, der mit zeretzter Flanke ausgestreckt im Unterwuchs lag.

»Elender Mörder ...«, brachte Faline hervor.

»Manchmal«, sagte Bambi, »manchmal übt Er Gerechtigkeit ... nicht immer ... doch zuweilen tut Er es.«

»Vielleicht«, meinte Faline verzagt, »vielleicht ... ist Er ein Retter gewesen ...«

Beide dachten jetzt an Gobo, den ja Er bewahrt und gepflegt hatte; allein es war eine trübselige Erinnerung.

Sie traten hinaus auf die Wiese, wo das Blut Gurris mit dem Fuchsblut noch im Gras versickerte.

»Da hat sie gelitten«, schluchzte Faline, »meine Gurri ... meine zierliche Gurri ...«

Die Nase am Boden, entfernte sich Bambi quer durch die nachtfinstere Wiese, nahm die Fährte auf, die Er hinterlassen hatte. Am nächsten Morgen war der Fuchs verschwunden, doch Er ließ sich noch deutlicher spüren.

Bambi verbarg sich in der Nähe.



* * *

Faline blieb jetzt immer mit Geno beisammen.

Den Gatten und Vater bekamen sie nie zu Gesicht.

Hin und wieder berichtete das Eichhörnchen, es habe Bambi gesehen.

Er ging seltsame Wege, wurde in Gegenden getroffen, wo man ihn vorher nie vermutet hätte.

Das Eichhörnchen zeigte sich sehr teilnehmend an Gurris Verlust. »Ach, ich war gerade am Einschlafen, als ich den Donner hörte. Dem Fuchs gönne ich ja, daß Er ihn umgeworfen hat ... nur das kleine Prinzeßchen ... es ist zu traurig ... zu traurig ...«

Aufrecht saß das Eichhörnchen, an seine wehende Fahne gelehnt, beide Vorderpfötchen gegen die weiße Brust gedrückt, um sein Beileid zu beweisen. Doch die hochgespitzten Ohren, die von netten Büscheln überragt wurden, die glänzenden Augen, das wirkte nur fröhlich.

Von der Elster und vom Häher erfuhr Faline, was Geno ihr verheimlicht hatte.

»Mich trifft keine Schuld«, rechtfertigte sich die Elster, »den Fuchs habe ich lange bemerkt, habe auch gewußt, wo Er lauert. Wie ich auch rief und warnte, es war vergeblich. Die kleine Prinzessin hörte nicht.«

»Sie wollte nicht hören«, verteidigte sich der Häher, »was habe ich geschrien und geschrien! Umsonst! Das junge Ding muß einem leid tun! Sehr leid!«

»Ganz gut war es zu vermeiden«, schakerte die Elster, »denn Er hat ja nur auf den Fuchs gewartet.«

Faline stöhnte und Geno schmiegte sich seufzend an sie.

Die einzige gute Nachricht kam vom Waldkauz.

Er gellte nicht, er war nicht darauf aus, zu erschrecken.

Unhörbar flog er heran, setzte sich auf den niedersten Zweig, schaukelte hin und her, rüttelte den Flaum seines Gefieders und begann zart zu reden.

»Trösten Sie sich, Prinzessin Faline ... Schicksal! Dem Schicksal entgeht niemand.«

»Aber das Schicksal, wie Sie es nennen, das Schicksal sollte nicht so grausam sein«, antwortete Faline.

»Was wollen Sie?« erwiderte der Waldkauz, »das Schicksal war gnädig!«

»Finden Sie? Mein unglückliches Kind ... so frisch, so jung ... und dahin.«

»Aber! Aber!« Der Waldkauz gurrte sein angenehmes Lachen. »Ihre Tochter lebt!«

Faline fuhr auf, von Freude durchzuckt: »Gurri ... lebt?!«

Geno lauschte erleichtert, mit größtem Entzücken.

»Das war so«, erzählte der Waldkauz, »unter meinem Horst ist Er vorbeigegangen. Ich kann nicht behaupten, daß ich Ihn liebe. Oh nein! Aber ich sehe, Er trägt jemanden von Ihnen. Anders trägt Er ihn, als wenn Er ihn mit der Feuerhand ermordet hätte. Sie wissen, ich bin neugierig; rasch fliege ich Ihm nach und ... und erkenne Gurri. Freilich, die Kinder sind zu mir nicht nett gewesen. Aber jetzt vergesse ich das. Eigentlich kann ich Ihrer Gurri gar nichts vorwerfen. Nur der Bursche da war frech zu mir.«

»Verzeihen Sie!« fiel ihm Geno stürmisch ins Wort, »bitte, verzeihen Sie!«

Der Waldkauz gab ihm keine Antwort, sondern redete weiter: »Ich sehe, daß Gurri blutet. Sie tut mir leid, und ich denke an Sie, Prinzessin Faline, an Ihre Sorge, an Ihren Kummer, denke an Bambi ... Während Er geht, streiche ich ganz nahe über Ihn. Da merke ich, daß Gurri sich regt; immer heftiger regt sie sich, immer mehr wird sie munter. Sie will sich befreien, sie strebt zu Boden! Doch Er läßt sie nicht los; mir scheint, Er liebkost sie. Ich möchte Gurri gerne helfen und schreie dicht an Seinem Ohr, schreie, so laut ich kann. Vielleicht erschrickt Er und läßt Gurri fallen. Allein, Er fürchtet ja keinen von uns hier im Wald, und vor meinem Schrei erschrickt Er nicht. Das alles hab ich Bambi schon erzählt. Sie können ganz ruhig sein; Ihre Gurri wird gesund, sicherlich ... und bald!«

»Wenn sie nur lebt«, murmelte Faline schweren Herzens, »wenn sie nur lebt. Jedenfalls danke ich Ihnen für die Nachricht. Ich kann Ihnen nie genug danken.«

Ehe der Waldkauz etwas erwidern konnte, bat Geno leidenschaftlich: »Bitte, bitte, verzeihen Sie mir! Verzeihen Sie mir! Ich bereue meine Keckheit! Ich verehere Sie ... und glauben Sie

mir auch das: Ich bin jedesmal erschrocken. Ich hab mich nur geschämt, es zu gestehen. Bitte, bitte, verzeihen Sie mir!«

»Schon gut! Schon gut!« Der Waldkauz wurde in seinem stolzen Behagen kugelförmig. Er lachte voll Genugtuung: »Sie sehen, mein kleiner Prinz, man ist doch zu etwas nütze! Auch alte Leute leisten zuweilen Großes. Man darf sie nicht einfach verachten, nur weil man jung ist.«

»Nie hab ich Sie verachtet!«

»Lassen Sie sich das zur Lehre dienen«, predigte der Waldkauz, »junge Leute wissen so viel wie gar nichts und meinen alles besser zu wissen! Sie sind aus einer noblen Familie, Prinz Geno, Sie haben den Edelmut Ihrer Eltern in sich, und es ist edel von Ihnen, daß Sie mich um Verzeihung bitten. Ich verzeihe Ihnen, ja, ich werde Ihr Freund sein.«

Er war geradezu großartig, der Waldkauz.

Die folgenden Wochen blieb Bambi unsichtbar.

»Wo ist der Vater?« fragte Geno oft.

»Das ahne ich nicht«, entgegnete Faline immer.

»Mutter«, sagte Geno, »Mutter, warum bist du nicht fröhlich? Gurri lebt ja doch.«

»Sie lebt«, Faline nickte, »ich hoffe, daß sie lebt ... aber ... sie ist nicht da ... nicht bei uns ... sondern irgendwo ... ferne ...«

»Meinst du, es geht ihr nicht gut?«

»O doch! Ich fürchte nur, daß es ihr viel zu gut geht.«

»Erkläre, Mutter ... erkläre mir das ... ich begreife nicht ...«

Nun weihte Faline ihren Sohn gründlich in das Schicksal von Gobo ein; schilderte, wie Er den schwachen, kleinen Gobo aus dem Schnee gerettet und heimgetragen hatte, wie Gobo bei ihm aufwuchs, gesund und stark wurde. Das alles, das früher den Kindern nur eine ergötzliche Geschichte bedeutet hatte, erhielt jetzt dunkle, drohende Schatten. Faline sprach von dem überraschenden, von dem glückseligen Wiedersehen mit dem Verlorengeglaubten. Sie erwähnte den alten Fürsten, der das Wort »Unglücklicher« ausgesprochen hatte.

»Gobo war der Welt entfremdet, behandelte uns und den Wald mit Geringschätzung, bildete sich ein, mehr zu verstehen als wir alle, und bildete sich ein, Er wäre sein Freund ... daran starb Gobo ... von der Feuerhand erschlagen ...«

»Schrecklich ...«, flüsterte Geno.

»Begreifst du jetzt, mein Sohn, warum ich nicht fröhlich sein kann? Jetzt ist mit unserer Gurri etwas Ähnliches geschehen, und jetzt bange ich um deine arme Schwester.«

Geno begriff.

Bei dem Dasein, das Mutter und Sohn nun führten, wagten sie sich selbst des Nachts kaum auf die Wiese, sondern streiften beständig durch die Büsche, über kleine Blößen.

Zwei-, dreimal hatten sie auf der Wiese Rolla mit ihren Kindern gesprochen. Seither vermieden sie, ohne etwas darüber zu reden, diese Begegnung und die Wiese überhaupt.

Faline war aufgewühlt, wenn sie Rolla mit den Kindern sah.

Geno wurde aus dem gleichen Grunde traurig.

Zudem schwatzte Rolla unaufhörlich von Gurri, worüber Faline außer Fassung geriet.

»Ich begreife nicht, wie das Unglück passieren konnte«, wiederholte Rolla immer aufs neue.

»Was hilft da Begreifen oder Nichtbegreifen?« dachte Faline, »es ist nichts zu ändern; leider ...«

Boso und Lana verlangten dringend die Geschichte von Gurri zu hören.

Geno hatte sie ihnen zweimal erzählt und beide Male darunter gelitten. Boso und Lana genügte das jedoch nicht. Sie wollten den Hergang wieder und wieder hören.

»Was hat der Fuchs getan?« fragte Boso.

Lana, als ob sie es nun erst erfahren würde: »Ist Er gräßlich gewesen? Er?«

»Du hast Ihn ja gesehen«, drängte Boso, »rede endlich!«

Geno wehrte sich: »Ich habe euch alles schon erzählt ...«

»Das schadet nichts!« rief Lana.

Und Boso verlangte sachlich: »Erzähle noch einmal! Von Anfang!«

Geno machte kehrt und entlief.

Weder er noch Faline hielten es aus, wenn Rolla und ihre Kinder von der Zeit sprachen, da Boso und Lana allein waren. Sie prahlten miteinander ein wenig.

Rolla schwieg darüber, daß sie sich nun dennoch einem neuen Gatten gesellt hatte.

Faline und Geno gingen nicht mehr auf die Wiese. Sie fanden Ersatz. Ein großer Kahlschlag ließ Faline staunen.

»Hier sind einst mächtige Eichen gewesen«, sagte sie, »Baum neben Baum. Muß Er alles zerstören?«

Geno machte sich nichts daraus; er nahm das Vorhandene nach Kinderart, wie es eben war, als etwas Endgültiges, und er trollte, angelockt von würzigen Düften, in den Schlag. Die Mutter folgte ihm.

Kleine Haselstauden wucherten überall, junge Silberpappeln, Holunder, Schlehdorn, Liguster, und es winkten vielversprechende Gräser, schmackhafte Kräuter. Dazwischen glänzten in breiten, hellen Scheiben die Stümpfe gefällter Stämme.

Die Wurzeln der alten Eichen hatten noch Urkraft bewahrt, und sie trieben aus den Rinden der verstümmelten Ueberreste ein Gewirr von Schößlingen hervor. Die waren bittersüß und strotzten von Saft.

Geno glaubte, noch nie so was Gutes gegessen zu haben. Auch Faline, die dergleichen von früher her kannte, labte sich an der köstlichen Aesung.

Den Hirschen galt dieser Schlag als ihr liebster Nährboden. Von allen Seiten wanderten sie herbei, suchten ihn auf, ganz heimlich mitten in der Nacht, besonders wenn kein Mond am Himmel stand oder wenn die Wolken ihn verhüllten. Dann weilten die Hirsche stundenlang hier.

Heute gab die dünne Mondsichel nur matten Flimmerschein.

In solch fahlem Licht wirkten die Hirsche noch weit größer.

Sie befanden sich jetzt in der Feist; sie hatten ihr Geweih verfestigt, und wie sie einer nach dem andern auftraten, boten sie einen imposanten Anblick.

Geno hatte noch nie einen Hirsch gesehen.

Als der erste nebelhaft sichtbar wurde, ganz leise, beinahe geschlichen kam, riesig, schier drohend, begann Geno zu zittern und starrte die gespenstische Erscheinung an, ohne sich zu rühren.

Der zweite, der dritte glitt heran, gigantische Schatten, doch ohne Zweifel lebendig.

Jetzt hatte Faline die Hirsche wahrgenommen. Das Entsetzen packte sie, von dem die Rehe bei jedem Zusammentreffen mit Hochwild ergriffen werden. Sie stieß einen Schrecklaut aus: »Bah–oh!« Fluchtartig rannte sie weg vom Schlag in die Dickung, und sie schreckte fortwährend langgezogen: »Bah–oh! Bah–oh! Bah–oh!«

Sie konnte nicht aufhören.

Geno verlor die Fassung; er wollte fort, wollte zur Mutter, doch zunächst vermochte er nicht, sich vom Fleck zu bewegen. Gebannt hingen seine Augen an den ungeheuren Gestalten, die langsam umherwanderten.

Aus dem Dickicht klang das Schreien Falinens: »Bah–oh! Bah–oh!« Es entriß Geno plötzlich seiner Erstarrung.

Wie toll raste er der Mutter nach, in hohen, stürzenden Fluchten. Kein Ton war in seiner jungen, zugeschnürten Kehle, so sehr er sich auch bemühte, gleich der Mutter zu schreien.

Endlich erreichte er Faline.

»Mutter ... Mutter ...!« Seine Stimme war erstickt, »wer ist das?«

Faline aber schrie in kurzen Pausen: »Bah–oh! Bah–oh! Bah–oh!«

Sie ließ sich nicht aufhalten, ging mit steifen Schritten tiefer in den Wald hinein.

»Ist noch Gefahr, Mutter?« Geno war sehr bang.

»Nein, mein Sohn«, erwiderte sie endlich, »ich hoffe nicht ...« Sie brach in ein letztes empörtes »Bah–oh!« aus.

Schüchtern stellte Geno die Frage: »Wer war das?«

»Das waren die Könige ...«

Ehrfurchtsvoll wiederholte er: »Die Könige ... Sind die Könige böse?«

»Das weiß niemand genau. Zuweilen sollen sie sehr arg werden. Man hat eine furchtbare Geschichte herumgetragen.«

»Was für eine Geschichte, Mutter? Bitte, erzähl mir.«

»Ach, das ist schon lange her ... schon sehr, sehr lange ...«

»Bitte, Mutter, bitte, die Geschichte ...«

»Nun, einer der Könige soll einen unserer Prinzen gespießt haben.«

»War der Prinz tot?«

»Das kann ich nicht sagen. Ueberhaupt ... du hörst doch ... das ist schon sehr lange her. Keiner, der es gesehen hat, lebt mehr. Auch dieser König nicht. Er soll wenige Tage darauf durch die Feuerhand umgekommen sein. Niemand weiß heute, was zwischen dem König und dem Prinzen vorgefallen ist. Sonst kümmern sich die Könige nicht um uns.«

»Sehen wir ihnen nicht ähnlich, Mutter?«

»Keine Spur! Freilich gibt es einige unter uns, die behaupten, daß wir mit den Königen verwandt sind. Ich bin anderer Meinung. Ihre großen plumpen Figuren haben etwas erschreckend Fremdes! Widerlich!«

Geno schauderte.

Inzwischen ästen die Hirsche friedlich auf dem Schlag. Fast unsichtbar. Nur das rufende Geräusch der abgebissenen Blätter und Gräser war vernehmlich.

* * *

Gurri, die aus ihrer Ohnmacht erwachte, als der Jäger sie heimtrug, wollte sich befreien. Doch er hielt sie fest; sie war zu

schwach, um Widerstand zu leisten, und sie gab die Strampelversuche auf.

Der Jäger redete ihr mitleidig, beruhigend zu, aber Gurri fühlte nur rasende Angst. Ihre Wunde schmerzte, der Geruch, den der Jäger ausströmte, dieser einfach grauenerregende Geruch hüllte sie völlig ein und betaumelte ihre Sinne ... Willenlos gab sie sich auf ...

Die Stimme des Jägers, so leise und zärtlich er sprach, klang ihr wie Drohung.

Zu Hause angekommen, wusch der Jäger Gurris Wunde.

Das tat sehr weh, doch Gurri wagte nicht, sich zu regen.

Während er ihr einen Verband anlegte, sagte er: »Na, Gott sei Dank, er hat dich nur wenig gebissen, nur das Fell, nicht tief. Ein bißchen ins Fleisch; doch das wird bald wieder gut.«

Gurri wurde vom Verband, der ihre Brust umfing, eingeengt. Der Aufenthalt in der Stube, die sie als etwas Niegeschautes und Furchtbares ansah, der Lampenschimmer überschüttete sie wie ein gefährliches Wunder. Ihr blieb die Luft weg.

Verzweifelt raffte sich Gurri auf, taumelte zu der Oeffnung, zu der sie hereingetragen worden war.

»Was zitterst du denn so, du armes Ding?« fragte der Jäger hilflos.

Dann klinkte er die Türe auf: »Ach so! Na natürlich, du gehörst ins Freie.«

Gurri stolperte die paar Stufen hinunter.

»Komm, komm daher«, der Jäger schob und drängte sie zu einem umgitterten Platz.

Unterwegs hatte sie wieder einen Schreck.

Der Hund sprang herbei und beschnupperte sie neugierig, laut, zudringlich. Er sah mächtiger, schlimmer aus als der Fuchs.

Gurri fiel zu Boden, glaubte, jetzt sei alles aus.

»Marsch, weg, Hektor!« befahl der Jäger, »das ist nichts für dich! Marsch!«

Sofort verschwand der Hund, ohne daß Gurri es wahrte.

Der Jäger hob sie auf. »Fürchte dich nicht, der Hektor ist brav! Hab keine Angst, der tut dir nichts!«

Aber Gurri fürchtete sich. Sie war halb irr vor Angst.

Die Bebende trug der Jäger durch die Gittertüre, die er aufschloß, in den kleinen Rasenfleck, setzte sie zur Erde, sagte: »Schlaf jetzt, hast da Ruhe«, und ging.

»U–hu!« scholl ein Ruf, wild, beklemmend, wüst.

Das war Gurris zweites großes Erschrecken, seit sie die Jagdstube verlassen hatte.

Es überwältigte sie.

Hinter einem Drahtnetz, in der Bretterecke, saß auf einer Querstange der Uhu. Ein furchtbarer Anblick für Gurri.

Der Geruch, der sie umfing, war das Unheimlichste.

Gurri witterte Ermordete.

»Bitte, bitte, laß mich am Leben ...«, flehte sie ganz leise. Sie hatte kaum Kraft, zu sprechen.

»Ich kann dir gar nichts tun«, antwortete der Uhu, »selbst wenn ich wollte, könnte ich's nicht. Ich bin nur ein Gefangener.«

Dann sagte er: »Auch dich hat Er gefangen, nicht wahr?«

Gurri wurde das verwirrende Empfinden nicht los, aber nach und nach hörte sie auf, sich zu fürchten.

Erschöpft tat sie sich nieder und schaute umher.

Zur einen Seite dehnte sich eine unermessliche Weite. Mindestens konnte Gurri diese flache Weite des Nachts nicht ermessen. Zur andern Seite dunkelte draußen ganz nahe der Wald.

Der Wald! Der Wald! Die verlorene Heimat!

Still begann Gurri zu weinen.

Aber in ihrer Müdigkeit erbarmte sich ihrer alsbald der Schlaf.

Etliche Stunden später erwachte sie. Es war noch finster.

Von hoch oben, aus der Luft, scheinbar vom bestirnten Himmel tönte Jubel. Dauernd, unablässig Jubel. Fremd war das, aber hold, wirklich beglückend.

Das war die Lerche, jenes kleine Geschöpf, das den Tag vor allen anderen Tieren als erstes begrüßt.

Gurri, die bei Nacht sonst niemals schlief, horchte gespannt.

Dergleichen hatte sie nie zuvor vernommen.

Der Lerchengesang mit seinem Jauchzen und Trillern, mit seinem melodischen Flöten, seinem sanft-zärtlichen, dankerfüllten Hingegebensein an das Leben weckte Trost und Erquickung in Gurri.

Sie wußte nicht, wie ihr geschah.

Hier lag sie, verwundet, gefangen, fern von Mutter und Bruder, fern vom geliebten Wald, unglücklich, ohne jede Hoffnung. Trotzdem fühlte sie, entzückt von dem zuversichtlichen, freudesprühenden Lerchenlied, ihr Unglück nicht, trotzdem regte sich in ihr ein leises Hoffen.

Endlich flüsterte sie: »Wer singt da oben?«

Der Uhu gab Bescheid: »Eine ganz kleine Närrin.«

Gurri fragte: »Sie wohnt im Himmel?«

»Nein«, antwortete der Uhu, »dicht am Boden hat sie ihr Nest. Wehrlos ist sie, die Winzige, wehrlos und so bescheiden; man sollte es nicht für möglich halten, wie armselig sie ist. Aber sie steigt zum Himmel auf, sie erhebt sich über ihre Erdennot, erhebt sich über alles und singt. Verrückt! Einfach verrückt!«

»Ich liebe sie«, hauchte Gurri.

»Auch ich mag die Närrin gut leiden«, der Uhu kicherte.

Die Lerche tirilierte ohne Pause; Gurri lauschte.

»Man gewöhnt sich daran«, meinte der Uhu, »oft höre ich die Närrische gar nicht, so sehr bin ich an diesen Singsang gewöhnt. Er ist wie das Zirpen der Grillen, wie das Quaken der Frösche.«

»Grillenzirpen«, dachte Gurri, »Froschgequacke, das sind doch keine Vergleiche.« Zuwidersprechen erlaubte sie sich nicht.

Fahl begann die Morgendämmerung.

»Kikeriki!« krächte der Hahn.

Ein zweiter antwortete; ein dritter, weiter weg.

Gurri fuhr auf, erinnerte sich des berstenden Gocklautes der Fasane, die von ihren Schlafbäumen niederflatterten. Der Hahnenschrei klang ihr fremd.

»Wer ist denn das?« erkundigte sie sich.

»Das sind Wichtigtuere«, erklärte geringschätzig der Uhu, »eingebildete Tröpfe, hochnasig, aufgeblasen, frech. Wir haben einen solchen Burschen hier. Er geht frei herum mit seinen vielen Weibern. Wenn ich den einmal erwischen könnte, den würde ich tüchtig zurichten. Mir wär's eine Wonne.«

Der Uhu schüttelte sein Gefieder, daß er doppelt so schrecklich aussah, drückte die großen, bernsteingelben Augenflammen zu und knappte laut mit dem Schnabel.

Es wurde lichter. Gurri gewahrte die Weite der Felder. Mais stand hoch, Korn ragte schwer und in grünen Büscheln Kartoffelkraut. Darüber schwebte die Lerche, kaum sichtbar, ein singender Punkt am Firmament.

Im Korn rauschte es stark, ein paar Rehe schlüpfen hervor, strebten dem Walde zu, darin sie verschwanden.

»Die Meinen!« rief Gurri, »Angehörige meiner Familie – aber ich kenne sie nicht!«

»Jede Nacht kommen sie hierher«, sagte der Uhu, »und oft lauert Er ihnen auf. Aber Er hat noch keines treffen können. Sie sind immer schon weg.«

»Von diesen Ausflügen weiß ich noch gar nichts«, gestand Gurri; denn sie fand hier alles neuartig.

Mitleidig sprach der Uhu: »Was weißt du denn überhaupt, du Kind ...?«

Fasane rannten in den Mais.

»Das hab ich auch noch nie gesehen«, bekannte Gurri.

»Die Maiskolben schmecken ihnen eben sehr gut«, erwiderte der Uhu, »aber manchmal büßen sie dabei ihr Leben ein. So ist es nun in der Welt. Um zu essen, setzen die meisten ihr Dasein aufs Spiel.«

Eine Henne gackerte.

»Da hat man's!« zürnte der Uhu, »diese Weiber, die den Wichtigtuer anbeten, sind noch unausstehlicher als er. Was die für Krach schlagen, was die für Geschichten machen, wenn sie ein einziges Ei legen! Widerlich! Rührt sich ein anderer Vogel beim Eierlegen? Jeder schweigt. Das ist ein niedriges Sklavenvolk, gemeine Wichtigtuer sind das, aufdringliche Prahler!«

Etliche Bauern erschienen, begannen das Korn zu mähen.

Vor ihnen erschrak Gurri, humpelte umher, suchte ein Versteck und fand keines.

»Die sind ungefährlich«, beschwichtigte der Uhu, »die tragen keine Feuerhand. Nur einen scharfen Zahn haben sie. Die brauchst du nicht zu fürchten.«

Die Sensen sausten in die Halme, und reihenweise legte das Korn sich um.

»Wenn alles abgeschnitten ist«, sprach der Uhu, »dann komme ich dran.«

»Wie denn, wie kommst du dran?«

»Später ... später erzähle ich dir meine Leiden.«

Er senkte den Kopf, die Augen fielen ihm zu, noch ehe er das Gesicht unter dem Flügel barg. Er schlief.

Der Lerchenjubel durchdrang weiter den Raum zwischen Himmel und Erde. Keine andere Stimme vermochte ihn zu stören. Harmonisch fügte sich gelegentliches Finkenschlagen oder Amselsingen dazu.

Gurri wurde davon bezaubert.

Die Lerche war ihr während der ganzen Zeit stärkende Erfrischung, spendete der Gekränkten dauernde Tröstung, lullte sie, wenn auch nur zuweilen, in träumerischen Seelenfrieden.

Hie und da erblickte Gurri den kleinen Vogel, sah verblüfft seine unscheinbare Zartheit, wunderte sich über die nie ermüdende Kraft, die der winzigen Kehle, der schmalen Brust innewohnte. Verblüfft sah sie, wie die Lerche gleich einem Stein aus der Höhe niederstürzte, wie sie nach kurzem Flügelflattern in der Ackererde verschwand.

Einmal bebte sie um das Leben der geliebten Kleinen.

Am Himmel zog ein Bussard stolze Kreise.

Die Lerche war zu Boden gekommen, und der Bussard stieß herab; ganz nahe dem Platz der himmlischen Sängerin.

Dann strich er waldwärts davon, hielt seine Beute.

Gurri war verzweifelt. Sollte sie den erquickenden Gesang nicht mehr hören?

Da flügelte die Lerche empor und begann schon, kaum vom Boden erhoben, zu trillern.

Gurri atmete auf.

Der Bussard hatte nur eine Maus gepackt.

Nun änderte Gurri allmählich ihre Gewohnheiten. Sie wachte des Tages, sie schlief des Nachts. Sie labte sich an der sengend heißen Sonne. Der Jäger, der ihr süßes Kleeheu zum Essen brachte, war ihr kein Gegenstand der Angst. Sie fürchtete den Hund nicht mehr, der jenseits des Gitternetzes stand. Dieser Draht schützte sie, und Gurri begriff das bald.

Voll Geringschätzung betrachtete sie den Hahn, der eitel, geckenhaft inmitten der, wie es Gurri schien, würdelosen Hennen paradierte. Sein roter Fleischkamm ekelte sie, sein goldgelber Stoß mit den gebogenen Prunkfedern imponierte ihr nicht.

Da waren die Fasane doch anders. Freie, herrlich wilde Geschöpfe.

Wie konnten sie hoch die Luft durchsauen, wenn es galt, zu entrinnen.

Dieser erbärmliche Hahn brüstete sich nur, indem er die Flügel breitete und wieder zusammenfaltete. Er vermochte nicht mehr, als mühsam einen Zaun zu erreichen, und hielt das schon für eine Leistung.

Als entartete Verwandte der Fasane galt ihr die Hühnerschar.

Demütige Diener, die Er sein Eigentum nannte, die gehorsam herbeieilten, wenn Er sie lockte und ihnen Futter streute. Freßgierige Schmarotzer.

Gurri diene Ihm keineswegs, würde Ihm niemals dienen. Immer wird sie scheu und fremd bleiben.

Sie empfand zuweilen schmerzhaftes Sehnsucht nach dem Wald, quälendes Verlangen nach Freiheit.

Ihre Rückenwunde war verheilt, der Verband abgenommen.

Zwei Schrammen blieben sichtbar, ließen die Haut sehen; doch langsam überwucherten Haare die häßliche Narbe.

Eines Abends wurde der Uhu früher wach und schien guter Laune.

Gurri trat vorsichtig an sein Gitter. »Wie ist das, wenn Sie drankommen?«

»Mußt du mich daran erinnern?« der Uhu rollte die Augen.

»Sie haben es mir versprochen«, erwiderte Gurri bescheiden, »ich warte schon sehr lange ...«

»Bist du neugierig?«

»Ja«, gestand sie, »ich bin schon lange neugierig.«

»Nun, wenn ich es dir versprochen habe«, lachte der Uhu, »wir sind doch Freunde, wir zwei ...«

Unumwunden bekannte Gurri: »Zuerst war es schwer mit Ihnen. Da habe ich mich vor Ihnen gefürchtet, und ...«, sie zögerte, »und gegraust habe ich mich auch ...«

Der Uhu plusterte sich auf; sein Schnabel knackte laut, seine Augen glänzten heiter: »Gegraust? So, so! Das ist allerdings ein Hindernis für Freundschaft. Warum gegraust?«

»Sie riechen schlecht«, gab Gurri unschuldig und offen zu.

»Jetzt noch?« wollte er wissen.

»Gewiß. Immer.«

»Das ist mir gar nicht bekannt«, er scherzte, »und ich habe geglaubt, ich dufte sehr schön.«

»O nein«, Gurri lächelte, »aber das macht mir jetzt nichts mehr.« Rasch sagte sie: »Jetzt mag ich Sie sogar sehr gerne.«

»Ist ja nicht anders möglich. Wir sind eben Schicksalsgenossen.«

»Erzählen Sie also«, forderte Gurri.

»Ein Vergnügen ist es nicht«, sprach der Uhu, »ich sitze auf dem Pflock, Er steckt in der Erde und brennt immerzu seine Feuerhand los.«

»Aber Sie leben ja doch!«

»Ah! Mich schont Er; mich gebraucht Er, um die anderen anzulocken.«

»Welche anderen?«

»Meistens Krähen, häufig Elstern, Häher, einige Falken, etliche Sperber und Bussarde ... wer eben kommt und mich gehässig verhöhnt oder mich gar angreifen will.«

»Die schleudert Er aus der Luft herab?« erriet Gurri.

»Ja! Fast alle holt Er mit der Feuerhand herunter. Da liegen sie vor mir am Boden, tot. Geschieht ihnen recht. Was habe ich ihnen denn getan, daß sie so wütend gegen mich losfahren?«

»Wie kommen Sie auf den Pflock?«

»Er trägt mich hin.«

»Und da fliegen Sie nicht fort?«

»Ach, wie gerne möchte ich das! Aber ich bin gefesselt! Ich kenne das schon, wenn Er zu mir hereintritt. Ich versuche jedesmal, Ihn zu erschrecken; knappe heftig mit dem Schnabel, hebe drohend meine Krallen, sträube die Federn ... umsonst! Kein bißchen Angst hat Er! Von Seinem Kopf nimmt er einen Teil. Du hast das schon bemerkt; Er kann seinen Kopf doch zweiteilen, nicht wahr? Nun, den einen beweglichen Teil stülpt Er über meine Augen. Da bin ich blind, bin wehrlos und von seiner Witterung schier betäubt. Er packt mich bei den Ständern und legt mir Fesseln an, so eng, daß ich mich nur wenig zu rühren vermag. Es ist scheußlich!«

»Armer Uhu!«

»Was für eine Pein erdulde ich, wenn Er mich dann in den schmalen hölzernen Kasten stopft, den Er auf Seinen Rücken schwingt. Hopp! Ich stoße mit dem Schädel an die Wand bei dem Ruck, und bei jedem Seiner Schritte taumle ich hin und her. Mir wird immer sehr übel. Erst wenn Er den Kasten niederstellt, mich in die frische Luft entläßt, erhole ich mich. Doch vorher hat Er mich mit einer langen Schnur schon an den Pflock gebunden. Ich

kenne den Pflock; ich weiß auch, was nun geschehen wird. Ein wenig hab ich Angst, und ein wenig genieße ich den Geruch der Freiheit, den Geruch der Feldmäuse, der Maulwürfe, all der Leckerbissen, die ich erbeuten könnte, wenn ich nicht gefangen wäre. Derweil verkriecht Er sich in sein Erdloch. Ich schwing mich auf den Pflock, und wir erwarten den Tag.«

»Und dann?«

»Dann kommen als erste die Krähen. Die machen ein Geschrei, daß man's von weitem schon hört. Sie sind klug, die Krähen, sie sind achtsam, und sonst kann Er sie kaum erwischen. Nur in ihrer Gehässigkeit gegen mich benehmen sie sich dumm. ›Da ist er, der Nächtliche, der Nesträuber, der Mörder!‹ schreien sie. Zu albern! Als ob sie selber noch nie Nester geplündert, als ob sie noch nie gemordet hätten! Drohend fliegen sie über mich hin, ganz nahe. Man möchte glauben, sie hackten mir die Augen aus, oder sie zertrümmerten mir die Hirnschale. Aber keine wagt, mich zu berühren.

»Peng! Da knallt die Feuerhand, und noch einmal Bang! Und wieder Bum! Ich zucke, obwohl ich den Donner schon gewohnt bin, und obzwar ich weiß, daß Er mir kein Leid zufügt. Aber die Krähen, diese klugen Krähen, die sonst immer solch eine Scheu vor der Feuerhand haben, die regelmäßig genau wissen, ob Er mit oder ohne Feuerhand daherkommt, die Krähen scheren sich nicht um den Donner, sie scheren sich nicht darum, daß so viele von ihren Kameraden tot herunterstürzen. Sie sehen nur mich und sind einfach irrsinnig vor Zorn.«

»Wer kommt denn noch?«

»Ich hab's dir ja gesagt. Manche Elstern lassen ihre Wut an mir aus. Häher wollen mir Schaden tun. Wollen! Sie trauen sich nicht, die Armseligen, und sie liegen am Boden, ehe sie sich besinnen. Alle tun sie unschuldig, alle stellen sich empört und haben alle das gleiche verübt, das sie mir vorwerfen. Es ist mir unverständlich! Nur die Räuber kommen, nur die Räuber wollen den Räuber strafen. Sonst kommt keiner; kein einziger. Ja, die Falken, die Sperber, die Bussarde ... die sehe ich schon von ferne, sehe sie, wenn sie noch winzig wie Punkte scheinen. Sie rütteln über mir, und hätten sie Zeit, sie würden mich vielleicht mißhandeln. Doch Er knallt jeden herunter. Ein paarmal kamen

sogar Fischadler. Da bin ich vom Pflock gestiegen, habe mich auf den Rücken gelegt und gedacht, mit Schnabel und Krallen zu kämpfen ... Allein Er gab mir keine Gelegenheit. Peng! Und sie fielen schwer zu Boden.«

»Müssen Sie oft auf den Pflock?«

»Nein. Nicht oft. Im Spätherbst etwa drei- oder viermal; während des Winters, auch im Vorfrühling, einige Male. Ich gebe zu, Er mißbraucht mich nicht. Er sorgt für meine Nahrung, für mein Bad. Aber ich langweile mich entsetzlich. Gefangen sein und sich langweilen ist ein furchtbares Dasein; eigentlich ein langsames Sterben.«

»Sagen Sie das nicht«, rief Gurri, »Sie sind so gesund, so kräftig!«

»Wozu Gesundheit, wozu Kraft?« meinte resigniert der Uhu.

Gurri hatte Mitleid mit ihm, hatte plötzlich großes Mitleid mit sich selbst.

Sie raffte sich auf: »Macht Ihnen der Pflock nicht zuweilen Spaß?«

»Spaß!« Der Uhu schloß wehmütig die Augen.

»Ich will sagen«, erklärte sich Gurri, »freut es Sie nicht, wenn Ihre Feinde vor Ihnen zugrunde gehen?«

»Freuen ...?« Der Uhu seufzte. »... Ich beneide sie alle. Sie haben frei gelebt und sind, wenngleich aus Irrtum, aus Dummheit, aus was für Ursache immer ... sie sind in der Fülle ihres Seins leicht und schnell gestorben. Sie waren glücklich, und ich beneide sie alle.«

Gurri und der Uhu wurden traurig.

Das hinderte jedoch Gurri keineswegs, den Uhu später öfters um eine Wiederholung der ganzen Geschichte zu bitten.

Zuweilen wies er sie schroff ab.



Wenn sie aber bat und bettelte, ließ er sich trotzdem herbei und erzählte.

Gurri verlangte immer neue Einzelheiten zu hören. Sie ermüdete nie. Dem Uhu war es schließlich ein Zeitvertreib.

Am Tage sang die Lerche, des Abends redete der Uhu.

Gurri fing an, sich mit ihrer Gefangenschaft ein wenig zu versöhnen.

* * *

Bambi ging seltsame Wege, die er früher nie betreten hatte.

Vergeblich fragte Geno nach dem Vater; die Mutter konnte keine Antwort geben.

Faline wußte nicht, wo Bambi blieb; sie vermochte sein Fernsein nicht zu begreifen und noch weniger dem Sohn zu erklären.

Sonst hielt Bambi sich immer eine Weile unsichtbar. Geno und Faline kannten das. Aber so lange, so sehr lange, das war bisher nicht vorgekommen.

Geno sagte einmal zur Mutter: »Seit Gurri fort ist, haben wir den Vater auch verloren.«

Faline erschrak. Verloren? Sollte er sich von ihnen getrennt haben? Für immer? Nein! Nein! Daran wollte sie keineswegs glauben.

Als es wieder einmal geknallt hatte, meinte Geno beklommen: »Vielleicht ist der Vater von der Feuerhand getroffen worden ... wer kann das wissen ...?«

Mit Entschiedenheit widersprach Faline: »Unmöglich! Unmöglich, daß Er den Vater überlistet.«

Sie erkundigten sich, Mutter und Sohn, bei allen Wächtern nach Bambi; bei den Elstern, beim Eichhörnchen, sogar bei den Krähen. Umsonst. Niemand wußte Bescheid, keiner hatte ihn erblickt.

»Seit Gurri fort ist ...«, dieser Ausspruch setzte sich in Faline fest und nagte an ihrem Herzen.

»Gurri«, dachte sie voll Kummer, »geliebtes Kind ... wo magst du sein? Wie mag es dir ergehen? Wirst du dich deiner Mutter, deines Bruders, deines edlen Vaters erinnern? Wirst du uns nicht alle vergessen?«

Sehnsüchtig dachte sie: »Bambi ... Bambi ... was ist mit dir? Willst du mich verlassen, weil Gurri fort ist? Ich bin unschuldig

daran ... ich gräme mich mehr als du! Zeige dich, Bambi, nur ein einziges Mal zeige dich! Ohne dich sind wir entsetzlich allein!«

Geno hatte in all seiner Ahnungslosigkeit doch gut geraten.

Bambis Verschwinden hing mit Gurris Unglücksfall zusammen.

Bambi war auf der Suche nach seiner Tochter.

Mit Trotz und Eigensinn verbiß er sich in den Vorsatz, Gurri zu finden.

Die schämliche Erinnerung an Gobos unglückliches Schicksal fraß wie ein Brand in ihm.

Niemals, niemals durfte Gurri werden, wie Er den armen Gobo zugerichtet hatte. Niemals!

Vorwärtsgetrieben von solchen Befürchtungen, aufgestachelt von seiner Liebe zu Gurri war Bambi fest entschlossen, alles zu wagen.

Oh, nicht blindlings, nicht unüberlegt und nicht tollkühn! Keineswegs! Sondern planmäßig, listenreich, behutsam, nach jener klugen Art, die er vom alten Fürsten, die er aus eigenem Erleben gelernt hatte.

An dem Abend, als Er Gurri davontrug, war Bambi Seiner Spur eine Strecke weit gefolgt.

Von da an trat in Bambis Gewohnheiten eine gänzliche Aenderung ein. Er mied die geheimen Pfade, die er sonst wanderte; er wählte neue Ruheplätze statt der bisherigen, die ihm jede Sicherheit boten.

Sorgfältig erkor er sich einen Ruheplatz um den andern. Scheinbar herausfordernd, ungeschützt. Doch niemals hätte Er an solchen Stellen das Lager eines kapitalen Rehbocks vermutet.

Tagelang heftete sich Bambi an Ihn; wo immer Er in den Wald kam, Bambi folgte Ihm, sowie er Ihn erblickte oder witterte. Dicht hinter Ihm stand er, rang den Abscheu nieder, den Sein Geruch ihm erregte.

Bambi war, wie oft, dabei, wenn Er die Feuerhand hob, einen der Prinzen oder irgendein Raubwild niederstreckte. Knallte der kurze Donnerschlag, zuckte Bambi nicht. Diesen Schrecken hatte er ebenso überwunden wie den Widerwillen vor Seinem Geruch.

Ging Er mit der Beute aus dem Revier, war Bambi gezwungen, zurückzubleiben, denn auf der offenen Wiese, die Er beschritt, gab es kein Nachschleichen.

Aber Bambi mußte herausbringen, wo Er seine Heimstätte hatte. Unbedingt mußte Bambi das wissen, das erforschen, das ausfindig machen. Keine Vorstellung besaß Bambi, wo Er sich verbarg, wo und wie Er nächtigte, wohin Er die erbeuteten Rehe und das Raubzeug schlepte, und was Er damit anfang.

Jetzt mußte Bambi dieses Rätsel lösen, mußte dieses Geheimnis ergründen.

Das war seine neuartige, schwere Aufgabe. Allein sein Entschluß geriet keinen Augenblick ins Wanken; er blieb unverdrossen und ließ nicht locker.

Denn dort war sie ... Gurri!

Zu Gurri wollte, drängte, sehnte Bambi sich stürmisch.

Ihr den Wald ins Gedächtnis prägen, die Erinnerung an Mutter und Bruder wachhalten, sie vor aller Verführung warnen, die Er zu üben pflegte, voll Eifer ihren Sinn für Freiheit, falls dieser am Einschlummern war, wieder zu wecken. Freiheit! Freiheit! Das Teuerste, was ein freigebores Wesen besitzen kann.

Bambi streifte des Nachts ruhelos umher. Ihm fiel es nicht ein, den Wald zu verlassen. Doch bis zum Waldesrand gelangte er oft. Einmal entdeckte er die schmale Straße, die zum Jägerhaus führte.

Betroffen stand er still.

Da war Witterung von Ihm! Da waren Seine Spuren.

Er schnupperte; schnuppernd schritt er vorwärts, begann zu trollen, und ehe er sich dessen versah, schwand der Wald dahin.

Ganz nahe vor ihm ragte das Haus, darin Er wohnte.

Mit hochgehobenen Läufen näherte sich Bambi.

Das Ziel seiner Wünsche ... seiner Träume ... seiner Mühen?

Ja! Er hatte dieses Ziel erreicht.

Als er bis zum Gartenzaun kam, schlug drinnen im Haus der Hund an.

Bambi scheint am Boden zu wurzeln; er ist fluchtbereit, jeder Nerv horcht und überlegt; er prüft den Wind, der vom Hause her zu ihm weht.

Der Hund schweigt. Ein einziges Mal hat er aufgebellt, dann ist Stille.

Fürchterliches wittert Bambi; spürt deutlich, daß dort, wo der Hund ist, Er wohnt; spürt einen scharfen üblen Geruch und wittert dennoch, wittert aus allem ... Gurri.

Den widerlichen Geruch kann er nicht ertragen und nicht verstehen.

Aber Gurri atmet hier!

Mit einem Satz fliegt er über den Zaun ... federleicht.

»Gurri!!«

Sie schläft.

Abseits von dem ekelhaften Gestank liegt sie anmutig in sich verkauert.

Mit Erschütterung betrachtet sie Bambi.

»Gurri!!«

Sie hört ihn nicht.

Nun tritt er dicht zu ihr heran und stößt sie sanft in die Seite.

Jetzt erwacht sie, wird verwirrt, glaubt eine Erscheinung, ein Trugbild vor sich zu haben, wagt nicht, sich zu rühren.

»Ich bin's, mein Kind! Ich!«

Da schnellst sie empor.

»Vater, Vater!«

Anfangs ist sie ganz stimmlos.

Dann umtanzt sie ihn spielend, als gäbe es keinen Kummer mehr, als habe es nie welchen gegeben.

Er dreht und wendet sich im Kreise ihr zu, doch sie pfeilt wie närrisch, sie kreiselt wie toll durch den engen Raum.

Zwei große, golden schimmernde Augen blicken ihn an; hölzernes Klappen ertönt, und eine tiefe Bauchstimme spricht:
»U–hu!«

»Wer ist das?« fragt Bambi entsetzt, »gib Antwort!«

Gurri kommt nun schwingenden Ganges heran: »Das ist mein Freund, Vater ...«

»Ein schöner Freund ...«

»Er war immer gut zu mir«, beteuert sie.

»Na, gut scheint er nicht zu sein«, wirft Bambi hin.

»Zu mir ist er gut«, wiederholte sie, »und er ist arm; er ist gefangen wie ich ...«

»Bist du an die Gefangenschaft schon so gewöhnt?« sagt Bambi ernst, »daß du jetzt schläfst, während wir alle wach sind? Findest du, es geht dir gut?«

»Nimm mich mit, Vater«, fleht Gurri, »laß mich nicht hier! Nimm mich mit!«

»Deswegen bin ich da«, antwortet Bambi, »deswegen hab ich mir keine Ruhe gegönnt, deswegen habe ich dich gesucht ...«

»Geh'n wir, Vater, geh'n wir schnell! Ich will zur Mutter! Zu Geno! Zum Wald ... heim zum Wald!« Gurri hat rasende Eile.

»Du mußt da drüberspringen«, erwidert der Vater, »anders ist es unmöglich.«

»Sie wird es nicht können«, meldet sich der Uhu.

»Oh!« widerstreitet Gurri, »ich werde es können! Und ich werde frei sein!«

»Ich wünsche es dir, Kleine«, meint der Uhu, »aber das Zeug ist zu hoch für dich!«

Gurri nimmt einen Anlauf; doch ihr Springen bleibt ein ohnmächtiges Hopsen. Sie erreicht kaum die halbe Höhe des Drahtzaunes.

Wieder und wieder versucht sie.

Umsonst!

»Ja, wenn ich dir meine Flügel leihen könnte ... ich täte es sogleich ...«

Der Uhu breitet seine Fittiche.

Ermattet steht Gurri da, beschämt und verzagt. Sie keucht.

»Du mußt es lernen«, tröstet Bambi und ist selber entmutigt.

»Lernen ...«, sagt der Uhu, »lernen ... sie muß wachsen, und das braucht Zeit ... wenn ihr das überhaupt jemals gelingt ...«

Gurri schöpft sogleich wieder Hoffnung: »Warum soll es nicht gelingen?«

»Schwer ist es nicht«, ermuntert sie Bambi.

Ohne Anlauf springt er hinaus ins Freie.

»Vater!« Gurri ruft bang. »Vater, bleib noch bei mir!«

»Ich komme jede Nacht zu dir«, beschwichtigt Bambi, »wir wollen zusammen üben ... jede Nacht ...«

Er rennt fort, von plötzlicher Angst gejagt. Die Straße, die ihm so fremd ist, rennt er, bis er den Wald wieder um sich hat.

Dann schleicht er geräuschlos in die Büsche.

Sorge um Gurri bedrückt ihn.

Aufgeregt, schmerzzerrissen bleibt Gurri zurück. Ihre heiße Sehnsucht nach dem Wald, nach Freiheit, nach Mutter und Bruder erhebt sich stürmisch in ihr.

»Sei froh«, mahnt der Uhu, »du hast deinen Vater gesehen! Sei froh, er besucht dich jede Nacht.«

Aber Gurri ist jetzt gar nicht froh, sie hört nicht auf den Uhu; sie kann auch keinen Schlaf mehr finden und tobt herum.

Jedoch am frühen Morgen betritt Er den umgitterten Platz. Und gleich hat Er die Unruhe Gurris bemerkt.

»Was ist denn los mit dir?« murmelt Er, als Gurri mit allen Zeichen hilflosen Schreckens vor Ihm flieht, gescheucht wie in den ersten Tagen. Nun heftet sich Sein Blick zu Boden.

»Donnerwetter!« entfährt es Ihm, da Er Bambis Spur gewahrt, »Donnerwetter!«

Genau untersucht Er den Rasen.

»Ein Riesenbock!« flüstert Er, »ein Kapitaler! So einen hab ich noch keinen gesehen! Mein Lebtag nicht!«

Jetzt schreitet Er den Zaun entlang. »Aha!« ruft Er, »aha! Da ist der Bursche herein!« Und ein wenig später findet Er die Stelle, an der Bambi hinausprang.

»Nein! So was!« staunt Er, schaut Gurri an und schüttelt den Kopf.

»Die ist doch viel zu jung. Außerdem ist jetzt nicht die Zeit! Ach was .. ich kann das gar nicht verstehen!«

Plötzlich wendet Er sich zu Gurri und lächelt sie an.

»Sie wollen dich holen! Und du möchtest zu ihnen, gelt, ja? Armes Ding, ich werde dich gewiß nicht halten. Man muß immer jedes Reh loslassen! Na, geh nur!«

Weit öffnet Er die Gittertür, öffnet das Hoftor, geht ins Haus und sagt für sich: »Das ist nicht anders. Man kann sie nicht aufziehen! Ein Bock wird stösig; eine Geiß verkommt. Sie sind Kinder des Waldes, müssen im Wald sein, alles andere wäre unnatürlich.«

Verblüfft steht Gurri da.

»Lauf doch!« redet der Uhu, »lauf, du Glückliche! Und denk in der Freiheit manchmal an mich!«

»Leb wohl!« Flüchtig, kaum hörbar, fast ohne Bewußtsein, antwortet das Gurri.

Dann fegt sie wie der Blitz hinaus. Sie ist berauscht, ist so sehr von Sinnen, daß sie die Lerche nicht singen hört. Eilend, des weiten Weges ungewohnt, taumelt sie zum Wald.

Das Lispeln der Blätter ist wieder um sie, der Tau fällt wieder in schweren Tropfen auf ihren Leib, vertraute Düfte wehen sie an, vertraute Vogelstimmen klingen ihr an die entzückten Lauscher.

Ein Freudensturm erfüllt sie. Doch sie kennt diese Gegend nicht, und sie weiß nicht, wohin sie sich wenden soll.



»Gurri!!«

Sie fährt zusammen. Das ist der Vater.

In sprachlosem Staunen blicken sie einander an.

»Wie hast du das fertig gebracht?« fragt Bambi endlich, »diesen Sprung ...?«

»Ich bin nicht gesprungen«, antwortet Gurri lachend.

Sie berichtet rasch und kurz.

Auch Bambi lacht. Er versteht nichts von dem, was geschehen ist, doch er fühlt sich unendlich erleichtert.

Das Lachen des Vaters bezaubert Gurri.

»Wo ist die Mutter?« Sie fragt glücklich und harmlos.

»Komm!« sagt er.

Nun wandern sie lange auf fremden Pfaden.

Dann werden Büsche und Bäume von Gurri erkannt; jetzt strebt sie voraus und muß vom Vater zurückgehalten werden; schließlich gelangen sie an das Lager.

Faline ist schon wach und hoch geworden.

»Da sind wir, alle zwei«, spricht Bambi.

»Gurri ...!« sagt die Mutter leise.

»Mutter ...!« sagt Gurri.

Der schlafende Geno wird geweckt.

»Oh! Schwester!« ruft er.

Der Pirol schwingt sich eben durch die Luft und jauchzt: »Ich bin so froh!«

Das tut er ganz von selbst; in keinem Zusammenhang mit dem Schicksal der Rehfamilie. Er begeht seine eigenen Feste, die jeden Tag neu anfangen. Die Festlichkeiten des Daseins.

* * *

Feierlich schreitet Faline auf die Wiese, mit beiden Kindern, feierlich und stolz.

Sie hebt die schlanken Läufe anmutig wie im Tanz.

Sie trägt das Haupt mit adliger Gebärde.

Jegliche Spur des Kummers, der Demütigung, der Sorge ist von ihr abgefallen. Sie scheint verwandelt, hat ihre Harmlosigkeit wieder, ihr ruhiges Muttergefühl.

Jetzt darf sie sich, jetzt will sie sich zeigen; braucht sich vor niemandem mehr zu verbergen, braucht sich nicht mehr zu schämen und nicht mehr bedauern zu lassen.

Auch die Kinder gehen anders als früher, fast stolz.

Beginnendes Erwachsensein kündigt sich in ihrer Haltung an und mengt sich reizvoll mit ihrem noch deutlich vorhandenen Babytum.

Ein gewisser froher Ernst zeichnet Geno aus, als wäre er es, der die Leiden und Abenteuer der Schwester erlebt hätte.

Nur Gurri behielt scheinbar unverändert ihr achtlos heiteres Wesen.

Sie hat die Grazie einer kleinen, kindlichen Tänzerin, das unschuldig hinreißende Temperament eines Geschöpfes, das nur zum eigenen Glück geboren wurde, das sich um sonst nichts in der Welt kümmert.

Mutter und Bruder verhätscheln sie, und sie nimmt das als etwas Selbstverständliches, wie etwas, das ihr ganz einfach gebührt.

Bambi blieb wieder unsichtbar.

Rolla, Boso und Lana trauten ihren Augen nicht, als Faline mit beiden Kindern auf der Wiese erschien.

Faline, abgesehen von der unwillkürlichen Feierlichkeit ihres Gehabens, benahm sich wie eh und je.

Ebenso Geno; erst recht Gurri.

Nichts war geschehen. Alles war in Ordnung, konnte gar nicht anders sein.

»Gurri! – Gurri! – Gurri!«

Verblüfft riefen sie durcheinander.

»Du bist wieder da?«

»Du lebst?«

»Ein Wunder!«

»Ich lebe! Natürlich lebe ich! Was denn für ein Wunder?«

»Na, hör mal ...!« Rolla wußte keine Antwort.

»Der Fuchs ...? War das gar nichts?« rief Lana.

»Und Er ... der dich weggeschleppt hat ...?« erinnerte Boso.

Gurri wehrte ab: »Ach, Kleinigkeiten, nichts weiter.«

»Das sind keine Kleinigkeiten!« ereiferte sich Lana.

»Erzähle!« drängte Boso, »erzähl genau!«

Rolla sprach im Befehlstone: »Du mußt den ganzen Hergang erzählen.«

»Redet doch! Ihr!« wendeten sich Boso und Lana an Faline und Geno.

Aber Gurri führte das Wort: »Da ist nichts zu erzählen! Der Vater hat mich befreit! Nun wißt ihr's! Und Schluß!«

Sie sprang davon. Uebermütig fegte sie durch das seidige Gras, erquickte sich genießend wie ein Durstiger an frischem Trunk, an dem weiten Raum, an der ungehemmten Bewegung, die durch kein Gitter eingeengt wurde.

Die anderen rannten ihr nach.

Boso und Lana versuchten sie einzuholen, sie aufzuhalten.

Doch Gurri ließ sich weder einholen noch aufhalten.

Geno sprang munter hinterdrein.

Bei Faline blieb Rolla.

»Wie ist das zugegangen?« begann sie.

»Du hörst ja«, gab Faline Bescheid, »Bambi war es, der unsere Tochter befreit hat ...«

»Ich hab's gehört ... freilich ... nur ... die Geschichte ...! Es muß doch eine ganz spannende Geschichte sein ...?«

»Erkundige dich bei Gurri!«

»Sie sagt ja nichts ...«

»Und ich weiß selbst nicht viel mehr«, beteuerte Faline aufrichtig.

»Wie soll man dann was erfahren?«

»Nun«, riet Faline, »... frage Bambi ...«

Rolla fuhr auf: »Bambi! Sehe ich ihn denn? Und wenn ich ihn einmal zu Gesicht kriege, wie dürfte ich mir erlauben, ihn anzureden? Wer traut sich denn?«

»Warum nicht ...?« meinte Faline harmlos.

Rolla fühlte sich zurückgewiesen; aber stärker als ihr Gekränktsein war ihre Neugierde.

Sie suchte die Sache von einer anderen Seite anzufassen: »Du warst lange nicht auf der Wiese ...«

»Findest du?« Faline schien sich zu wundern: »Mir ist, ich sei immer hier gewesen.«

»Wir haben euch nie getroffen, dich nicht und Geno nicht.«

»Zufall!« wich Faline aus.

Mit dem ersten Erbleichen der Nacht zogen die sechs Rehe ins Dickicht zu ihren Schlummerstätten.

So verschieden die Richtung war, die sie einschlugen, so verschieden war ihre Laune.

Rolla fühlte sich beleidigt.

Boso und Lana äußerten ihre Unzufriedenheit.

»Ich kann diese Gurri nicht begreifen«, platzte Boso los, »nichts ist aus ihr herauszubringen!«

»Sie tobt und tollt umher«, tadelte Lana, »sie ist fröhlicher als je und spricht kein vernünftiges Wort.«

»Sie macht sich über uns lustig«, murrte Boso.

»Ganz wie die Mutter«, entschlüpfte es Rolla.

»So? Wahrhaftig?« Boso wollte mehr wissen: »Auch Faline schweigt?«

Lana spottete: »Was soll man sich dabei denken? ›Der Vater hat mich befreit!‹ ... mehr kriegt man nicht zu hören.«

Rolla wiederholte: »Bambi hat unsere Tochter befreit« ... Fertig! Mehr sagen sie nicht. Bambi! Na, ja, er ist der Fürst, schön und gut! Deshalb brauchte seine Sippschaft aber doch nicht gar so unerträglich hochmütig zu sein!«

Sie entrüsteten sich, bis sie endlich einschliefen, nachdem sie wiederholt das gleiche besprochen hatten.

Auch Faline fand mit ihren Kindern noch lange keinen Schlaf.

Doch sie waren in bester Stimmung.

Immer neue Besucher kamen, um Gurri zu grüßen und zu beglückwünschen.

Alle Wächter saßen auf den niederen Zweigen der Stauden herum und hatten ihre Freunde mitgebracht, so daß viele beisammen waren: eine ganze Schar Elstern, etliche Häher, sogar einige Krähen, dazu drei Eichhörnchen, die an ihren hochgepflanzten Fahnen lehnten.

Die ganze respektable Versammlung lauschte erregt, gespannt und erstaunt dem Bericht, den Gurri von ihrem schicksalsreichen Abenteuer gab.

Sie schilderte die Stube des Jägers.

Alle gerieten in Entsetzen.

Sie sprach von dem kleinen umgitterten Raum, darin sie während der langen Zeit ihrer Gefangenschaft eingesperrt gewesen.

Man konnte sich so etwas gar nicht vorstellen und bewunderte Gurri.

Sie erwähnte den Uhu.

Sofort erhoben Krähen und Elstern ein zorniges Geschrei.

»Ihr solltet ihn nicht so hassen«, bat Gurri.

Man unterbrach sie stürmisch. »Was? Ihn nicht hassen? Diesen Dieb! Diesen Nesträuber! Diesen Mörder!«

Gurri wollte nicht laut werden lassen, daß gerade die wütenden Schimpfer derselben Missetaten schuldig wären, deren sie den Uhu anklagten. Deshalb sagte sie nur: »Ihr tut ihm unrecht! Er ist nichts als ein armer Gefangener!«

»Recht geschieht ihm!« der entrüstete Chor besänftigte sich, »mag er gefangen bleiben! Das gehört ihm!«

»Aber du, Gurri«, traf das Eichhörnchen den Kernpunkt, »du ... wie bist du aus der Gefangenschaft entkommen?«

»Ja! Ja!« riefen nun alle, »wie ist dir das gelungen? Sprich doch!«

»Der Vater« – bei der Nennung seines Namens stand Gurri auf – »der Vater hat mich befreit«, erklärte sie.

Faline und Geno erhoben sich gleichfalls zum Zeichen ihrer Ehrerbietung.

Stehend erzählte Gurri die Geschichte.

Wie der Vater nachts vor ihr erschienen war; wie er den hohen Zaun übersprungen hatte. Und da mußte sie sehr viel reden, um ihren Zuhörern einen Zaun halbwegs vorstellbar zu machen.

Von ihren kläglichen Versuchen, selbst über den Zaun zu springen, schwieg sie.

Nur wie der Vater mit einem mächtigen Satz ins Freie sauste, das schilderte sie.

Und dann den Schluß.

Wie Er bei Morgengrauen den Besuch des Vaters, die Spur des Vaters entdeckt, wie Er, offenbar vor dem Vater bange geworden, sie sogleich losgelassen hatte.

Derart malten sich die Zusammenhänge des Verlaufs in Gurris Haupt.

Andächtig lauschend waren alle dem Bericht gefolgt.

Jetzt taten sich Gurri, die Mutter, der Bruder zum Schlafen nieder.

»Ich hätte nie gedacht, daß ich dich wiedersehe«, sagte das Eichhörnchen, »nun freue ich mich, weil du gerettet bist!«

»Bambi«, schakerte die Elster, »setzt alles durch!«

Die anderen fielen ein: »Sowas bringt nur Bambi fertig!«

»Selbst Er hat sich vor Bambi gefürchtet!«

»Selbst Er!!«

»Kein anderer ist das imstande!«

Bambis Ansehen stieg noch höher, als es ohnehin schon lange gestiegen war.

Die Versammelten trugen die Kunde von Bambis Taten durch den Wald.

So erfuhr auch Rolla mit ihren Kindern später einiges.

Sie wurden nur noch neugieriger und noch viel verdrossener.

»Warum«, forschte Geno, »warum hast du ihnen eigentlich nichts erzählt? Du redest doch sonst recht gerne.«

Gurri schmunzelte: »Ich werde mich schwer hüten! Erzähle ich ihnen, was ich durchgemacht, was ich gesehen habe, verlangen sie es wieder und wieder zu hören. Ohne Ende. Ich kenne das doch. Wahrscheinlich würden auch wir zwei uns genau so benehmen.«

»Wäre es denn so arg, wenn sie dich wiederholt drum bitten würden?«

»Ja«, erwiderte Gurri kurz, »das wäre sehr, sehr arg!«

»Himmel!« wunderte sich Geno, »bist du aber klug geworden!«

»Mein Lieber«, antwortete ihm Gurri, »ob ich klug bin, weiß ich nicht. Eines aber weiß ich. Die Gefahren, denen ich entrinnen durfte, die Erlebnisse, die ich hatte, das ist eine viel zu ernste Sache, das bleibt mir viel zu teuer! Ich wäre meiner wunderbaren Rettung, wäre des Vaters unwürdig, ließe ich mich herbei, unaufhörlich darüber zu schwatzen.«

Verschüchert fragte Geno: »Auch mir ... auch mir willst du nichts sagen ...?«

»Dir?« Gurri lachte und wurde heiter wie sonst: »Begreife doch, auf der Wiese vor den andern, die mich immerzu um Wiederholungen quälen würden, käme das wie Prunken und Prahlen heraus. Ich müßte mich schämen. Aber dir? Du bist mein Bruder! Dir erzähle ich alles!«

»Und wenn ich dich bitte, ich meine später ... ich meine nachher ... wenn ich dich bitte, daß du nochmals ...?«

»So oft du willst, werde ich dir alles wiederholen.«

Geno hüpfte vergnügt, was man selten an ihm wahrnahm.

»Also fang nur schon an!« Er zeigte sich aufgeräumt wie noch nie. »Fang an ...! Fang an ...! Fang an ...!«

Sie erzählte ihm vom Hund ... von dem Verband, den Er ihr angelegt hatte, ... von ihren Schmerzen, von ihrer Angst.

Daneben schilderte sie ihm den Hahn und seine Hennen.

Geno schüttelte sich, erst vor Empörung, dann vor Heiterkeit.

»Ich glaube dir kein Wort«, scherzte er.

Gurri beschrieb den Uhu; ihr anfängliches Entsetzen über sein Aussehen, über seinen Gestank. Dann, wie sie trotzdem Freunde wurden. Schließlich die Qualen, die der Uhu erdulden mußte.

»Das ist ja fürchterlich!« rief Geno.

Allein als Gurri von der Weite der Felder sprach, von den Rehen, die ins Korn, von den Fasanen, die in den Mais gingen, konnte er nicht genug staunen.

Und als Gurri den Lerchensang, als sie die Lerche schwärmerisch pries, wurde er tief ergriffen.

»Ich bewundere dich!« gestand er zuletzt, »du weißt mehr, viel mehr als wir alle hier im Wald!«

Gurri lächelte: »Mag sein, daß du recht hast. Aber merke dir eines. Das alles vertraue ich nur dir! Nur dir! Sag's nicht weiter!«

»Wo denkst du hin?« er bemühte sich umsonst, ein ernstes Gesicht zu machen, »wo denkst du hin? Solche Dinge muß jeder wissen, und jedem will ich erzählen, wie der Hahn zum Himmel aufsteigt und singt.«

Die Geschwister lächelten.

Gurri war durchdrungen davon, der wortkarge Geno werde kein Wort über ihre Abenteuer reden.

Geno schwieg denn auch getreulich.

Die Geschichte von Gurris Abenteuern, die sie nun zusammen als Geheimnis hegten, band Bruder und Schwester nur noch inniger aneinander.

* * *

Der Sommer verglühte gegen Ende des Augustmonats; anfangs September loderte er einmal noch flammend auf.

Den jungen Rehen schien es, dieser angenehme, wohltuend warme Zustand werde ewig dauern.

Voll roter Beeren hingen seit langem die Ebereschen, und so viel konnten die Vögel gar nicht essen, daß die Beeren weniger wurden.

In den Haselstauden guckten die Nüsse aus den entzweigeborstenen grüngelben Hülsen, die sich nun langsam verdorrend ganz gelb färbten.

Eifrig knackten und knabberten die Eichhörnchen an den Nüssen; sättigten sich beinahe bis zum Ueberdruß. Was sie nicht zu bewältigen imstande waren, sammelten sie in Verstecken als Wintervorrat. Nur erinnerten sie sich häufig nicht, wo sie diese Nahrung aufbewahrt hatten. Dann suchten sie verzweifelt danach.

Auch die Eichbäume gewährten ihnen üppigste Ernte. Unzählige Eicheln fielen zu Boden, und die Hirsche kamen des Nachts, um die umherliegenden zu kosten.

Bei dieser Gelegenheit traf Gurri das erste Mal mit den Hirschen und den Hirschkühen zusammen, die der Jäger einfach Tiere oder Kahlwild nennt.

Im ersten Moment erschrak Gurri freilich vor den riesenhaften Gestalten.

Dann jedoch faßte sie sich bald; erlustigte sich an dem Zetergeschrei, das Rolla, das Faline anstimmten.

»Bah-oooh! Bah-oooh!« es nahm kein Ende. Ueber das helle, dünne Plärren von Geno, Boso und Lana mußte sie nur lachen.

Zum Spaß plärrte sie selbst ein wenig.

Aber sie blieb stehen, indessen die andern davonstoben.

»Komm doch mit!« rief ihr Geno im Vorbeiflüchten zu, »das sind die Könige! Komm rasch!«

»Laß mich die Könige anschauen ...«, erwiderte Gurri.

Später, in der Dickung, mahnte Geno: »Die Könige sind gefährlich. Man darf nicht in ihre Nähe.«

»Aber, Geno, bei dir ist alles gefährlich.«

»Das meiste hat auch Gefahr für uns! Du solltest das wissen, Gurri, gerade du!«

»Hast du dich nicht gefürchtet, mein Kind?« fragte Faline.

»Vor den Königen? Nein, Mutter ...«

»Ich glaube«, sagte Faline bekümmert, »ich glaube, du bist noch immer leichtsinnig.«

»Vielleicht, Mutter ... was soll ich dagegen tun ...?«

»Wenn du nur deinen Rücken sehen könntest ...« Faline meinte die Narben, die sich, obwohl von Haaren ziemlich bedeckt, immer noch mit zwei scharfen Strichen auf Gurris Widerrist abzeichneten.

»Die Könige gefallen mir«, lenkte Gurri das Gespräch.

Faline war entsetzt: »Gefallen? Diese Ungeheuer?«

»Ich finde sie schön ...«, erklärte Gurri.

»Du bist ja verdreht!« eiferte die Mutter, »was ist denn schön an ihnen? Was? Plump sind sie, ungeschlacht, abscheulich!«

»Mir ist es leid, Mutter, daß unsere Meinungen nicht übereinstimmen. Die Könige üben einen ganz starken Eindruck auf mich. Wir dürfen stolz sein, daß wir so vornehme Verwandte haben ...«

»Rede nicht von Verwandtschaft«, unterbrach sie Faline, »gar noch Verwandtschaft! Wer hat dir solchen Unsinn in den Kopf gesetzt?«

»Niemand, Mutter; wirklich niemand! Mir fällt das ganz von selbst ein!«

Bambis tiefe Stimme erklang, wie stets unvermutet: »Ich höre euch die ganze Zeit zu.«

»Oh, Vater!« flüsterte Gurri.

»Vater! Vater!« rief Geno entzückt.

Faline hauchte kaum vernehmlich: »Zum Gruß ...«

»Sie hat recht, die Kleine«, sprach Bambi, »ihr Empfinden hilft ihr, das Richtige zu erraten. Die Könige sind unsere Verwandten ...«

»Aber, Bambi ...«, leise wagte Faline diesen Einwand.

Er setzte fort: »Irgend etwas trennt uns freilich von ihnen. Keiner weiß, keiner ahnt, was die Ursache sein mag. Doch die Trennung

besteht. Leider! Unüberwindlich! Ebenso ist diese Scheu vor den Königen unüberwindbar. Man kämpft vergebens dagegen an!«

»Ja, Scheu habe ich vor ihnen«, gestand Faline leise, »Scheu und Abscheu ...«

»Mit deiner Abscheu übertreibst du. Warum denn Abscheu? Sie sind doch wirklich sehr schön, die Könige.«

»Schön ...?« Faline sträubte sich, als wollte man ihr einreden, Er wäre schön. »Sag, bitte, nicht, daß diese häßlichen Ungetüme schön sind ... Nur ihrer Kraft danken sie die Königswürde ... Nur, weil sie stärker sind als alle hier im Wald ...«

Noch nie hatte Faline eine so lange Rede an Bambi gerichtet.

Er bewahrte seine sanfte Ruhe.

»Du hast sie gewiß noch nicht richtig angeschaut, Faline. Deine Abscheu entspringt deiner Scheu, und Scheu ist bei dir, ist bei vielen von uns nichts anderes als Furcht. Doch Furcht verschließt die Augen. Schau sie nur einmal gut an, die Könige, schau sie nur gut an ... du wirst ihre Schönheit nicht mehr leugnen. Sie sind viel schöner, viel prächtiger als wir ...«

»Aber ... Bambi!«

»Ja, Faline! Das ist die Wahrheit. Du wirst auch erkennen, wenn du sie erst betrachtet hast, daß wir ihnen verwandt sind, daß wir auf diese Verwandtschaft ein wenig stolz sein dürfen.«

»Stolz ... wegen dieser widerlichen ...«

»Kein Wort mehr«, schnitt er ihr mild gebieterisch die Rede ab, »was dieses Kind mit seinem einfachen Gefühl beim ersten Blick entdeckt hat, muß dein reifer Sinn bestätigen.«

Gurri schwieg und hielt sich so unbeteiligt, als würde gar nicht von ihr, sondern von irgendeinem andern Kind geredet.

Die Beziehung zwischen Bambi und ihr war seit jenem nächtlichen Erscheinen Bambis, seit jenem Morgen, an welchem Gurri die Freiheit gewann, diese Beziehung war überhaupt sonderbar.

Bambi zeigte sich zu seiner Tochter ganz wie früher.

Ganz wie früher erlaubte sich Gurri nie, den Vater anzureden.

Dennoch bestand vom Vater zum Kind, von der Tochter zum Vater eine tiefere Herzlichkeit als je zuvor.

Beide spürten diese erhöhte Intimität, diese gesteigert innige Verbundenheit.

Doch beide, befangen, wurden von Scham gehindert, dem Ausdruck zu leihen.

Niemals gedachte Bambi, nicht einmal bei sich selbst, der unendlichen Mühen, die es ihn gekostet hatte, Gurri zu finden. Nicht zu Gurri, nicht zu Faline erwähnte er etwas davon.

Weder Gurri noch er rührten jemals an das gemeinsame Erlebnis der entscheidenden Nacht, des befreienden Morgens, ihres Zusammentreffens im Wald.

Allein dieses Abenteuer blieb mit allen Einzelheiten in ihrem Herzen frisch lebendig. Sie trugen es schweigend, eins vor dem andern stumm.

Auf der Wiese, auf den Blößen, im Dickicht wuchsen die Herbstzeitlosen hervor, standen mit ihren bleichsüchtigen Stengeln, mit den blaßvioletten Kelchen wie leere Becher da, nutzlos und nichts erwartend.

Geno und Gurri verschmähten diese armseligen Blumen; Faline konnte sich die Warnung sparen.

Sie sagte nur: »Das sind die Boten der leidensvollen Zeit.«

»Wie meinst du das, Mutter?« erkundigte sich Geno.

»Nun, mein Sohn, es ist das letzte, das blüht ...«

»Kann man von diesen seltsamen Pflanzen überhaupt sagen, daß sie blühen?« warf Gurri ein.

»Sie tun, was sie können«, meinte Faline, »die Erde hat jetzt nicht mehr die Kraft, Besseres hervorzubringen. Nach diesen letzten unscheinbaren Blumen gibt es kein Blühen mehr, mein Kind ... bis zum Frühling.«

»Dauert es lange, bis der Frühling kommt?« fragte Geno.

»Sehr, sehr lange, mein Sohn. Inzwischen müssen wir viel Kälte überstehen, müssen bösen Hunger erdulden und große Not leiden.«

»Werden wir das aushalten?« Geno war besorgt.

»Ich hoffe es«, antwortete Faline, »wenn ihr gesund bleibt ...«

»Ach was, ich fürchte die Kälte nicht«, ließ sich Gurri vernehmen.

»Weil du sie nicht kennst«, tadelte die Mutter.

Aber Gurri fuhr fort: »Kein Hunger schreckt mich, und die Not macht mir nicht angst ...«

»Das ist dumm gesprochen«, wies die Mutter sie zurecht.

Im stillen pflichtete Geno der Mutter bei, doch er empfand jetzt zu aufrichtigen Respekt vor der Schwester, um sich ein abfälliges Urteil zu gestatten.

»Wieso denn dumm?« staunte Gurri, »ich verstehe dich nicht, Mutter, uns geht es heute ausgezeichnet! Freuen wir uns doch darüber! Hat es einen Sinn, sich im voraus zu fürchten?«

»Man muß an alles denken, Gurri, an alles! Besonders an die Zukunft!«

»Wozu?« Gurri lachte, »was kommt, kommt! Oder sind wir imstand, durch Angst die Kälte zu hindern, kalt zu sein? Schützt uns die Furcht vor dem Hunger? Werden wir satt sein und keine Not haben, wenn wir uns heute schon mit Bangen quälen? Ja, dann will ich gerne ...«

Wieder unterbrach sie Faline: »Du redest, wie du's verstehst, und du bist leider immer noch so unbedacht wie früher.«

Gurri verlor ihre Munterkeit nicht. »Warum soll ich anders sein? Ich bin, wie ich bin. Wahrscheinlich ist jeder, wie er eben ist, und kann nicht aus seiner Art.«

»Sei nicht gar so zufrieden mit dir!«

Von neuem lachte Gurri. »Zufrieden mit mir? Aber, Mutter! Ich bin mit dem Wald zufrieden! Ich bin zufrieden, bei euch zu sein! Glückliche bin ich über meine Freiheit, denn nur, wer gefangen war, weiß, was Freiheit bedeutet! Aber zufrieden mit mir? Davon begreife ich nichts. Ueber mich habe ich mir noch nie einen Gedanken einfallen lassen.«

Faline sprach: »Der Winter ist eine Zeit unaufhörlicher Gefahren.«

Geno wurde ängstlich und voll Eifer. »Du hast sie ja angekündigt, Mutter, Kälte, Hunger, Not ...«

»Ach, das wäre das Wenigste«, Faline seufzte, »aber im Winter verfolgt Er uns alle. Niemand ist vor der Feuerhand sicher, weder alt noch jung. Wir können uns nirgendwo verbergen.«

»Und das Dickicht ...?« Geno hoffte, beruhigt zu werden.

Faline enttäuschte ihn. »Im Winter schützt kein Dickicht. Büsche und Sträucher sind kahl. Ueberall kann Er hineinschauen ...«

»Du hast doch den Winter überstanden!« rief Gurri, »trotzdem überstanden ... nicht wahr? Viele Winter?«

»Allerdings«, mußte Faline einräumen, »allerdings, viele Winter ... aber mit welcher Bitternis ...«

»Nun!« Gurri blieb fröhlich, »nun, wenn es so weit ist, wollen wir etwas Bitternis hinnehmen, wollen ein wenig Angst haben und werden den ekelhaften Winter ruhig überstehen. Erledigt!«

Geno bebte. Er konnte sich all das nicht vorstellen.

»Zittere nicht, Bruder! Unser Vater ... denk daran ... unser Vater ist Schutz genug!«

Damit schloß die Debatte.

Auf der Wiese spielten die Kinder von Faline und Rolla wieder ganz friedlich zusammen.

Auch die Mütter vertrugen sich.

Dennoch herrschte, kaum merklich, eine leise Gespanntheit zwischen den beiden Familien.

Rolla konnte Falines Zurückhaltung nicht verwinden.

»Du brauchtest kein solches Geheimnis aus Gurris Abenteuer zu machen«, fing sie einmal an, als sie nicht mehr darüber schweigen wollte.

»Wann hatte ich ein Geheimnis ...?«

»Ich habe ohne dich manches erfahren«, Rolla sagte das mit Genugtuung.

»So? Von wem denn?«

»Von den Wächtern. Zu ihnen hat deine Tochter gesprochen. Zu uns nicht!«

»Zu mir ebensowenig«, versicherte Faline.

»Merkwürdig! Nett finde ich das nicht!«

»Warum soll das nicht nett sein?«

»Den Wächtern teilt sie ihr Abenteuer mit, und die geschwätzige Gurri schweigt ihrer Mutter, schweigt uns gegenüber, als wären wir Fremde.«

»Ist meine Gurri so geschwätzig? Dann darf sie euch nicht mehr lästig fallen ...«

»Ich hab dich nicht beleidigen wollen, also sei jetzt nicht gekränkt. Gurri war stets ein munteres Ding! Das habe ich gemeint ... weiter nichts.«

»Sie ist doch ebenso munter geblieben wie sonst, bis heute ...«

»Aber erzählt hat sie nichts ... bis heute ... dir und uns nichts ... nur den Wächtern ...«

»Immer nimmst du ihr die Wächter übel. Du mußt begreifen, Rolla, die Wächter haben sie, haben dich und uns alle so oft vor der Gefahr errettet ... da war sie doch verpflichtet, ihnen von ihren Erlebnissen zu erzählen ...«

»Meinetwegen ... aber warum bleibt sie uns, ihren nächsten Freunden, gegenüber so stumm?«

»Sie ist es ja auch mir, ihrer Mutter, gegenüber ... und ich bin gar nicht gekränkt. Ich bin froh, daß ich sie wieder hab!«

Mit den Kindern trug sich das nämliche zu.

Boso und Lana konnten es nicht mehr aushalten; sie bedrängten Gurri.

Sie forderten einfach die Geschichte.

»Nun bist du ja wieder ruhig ...«, fing Boso an.

Gurri spitzte: »Ruhig? War ich jemals anders als jetzt?«

»Also ...« Lana ging gleich aufs Ganze los, »also, laß endlich mit dir reden!«

»Wir reden ja miteinander ... immer reden wir ... was wollt ihr denn?«

»Dein Abenteuer sollst du uns erzählen!« platzte Boso los.

»Die ganze Geschichte!« rief Lana.
Gurri schüttelte den Kopf: »Da ist nichts zu erzählen.«
»Wir wissen schon mancherlei«, hielt ihr Boso vor.
»Von den Wächtern wissen wir das«, fügte Lana hinzu, »der ganze Wald kennt eine Menge deiner Erlebnisse!«
»Na, dann könnt ihr ja zufrieden sein.«
Lana widersprach heftig: »Wir möchten alles hören!«
Und Boso beharrte: »Von dir! Von dir selber!«
»Ich kann darüber nicht reden!« erklärte Gurri. Sie rannte mitten in die Wiese.
Boso und Lana schickten sich an, ihr zu folgen.
Geno hielt sie auf.
»Laßt sie! Es ist umsonst! Sie wird nichts sagen!«
»Ist das Freundschaft?« Boso entrüstete sich.
Lana schwieg verärgert.
Gurri rief: »Kommt doch! Wettlaufen!«
Aber nur Geno sprang zu ihr hin.
Die Freundschaft schien wirklich gelockert.
Ein paar Nächte lang lockerte sie sich mehr und mehr.
Doch ein ernstes Ereignis trat ein, stürzte den Wald, besonders die Rehe, in größte Aufregung, und jede Gespanntheit schwand dahin.

* * *

Eines Nachts, knapp vor Tagesanbruch, hatte Faline mit den Kindern gerade ihre Schlafstätte erreicht. Sie standen noch wach und unterhielten sich über das kühl-fremde Gebaren der anderen.

»Am schlimmsten ist Lana«, berichtete Gurri, »sie tut so, als ob ich sie belästigen würde, und sie entschließt sich nur aus Gnade

zu einer Antwort ... lange laß ich mir das nicht mehr gefallen.«

»Das letzte, was ich von Boso hörte«, meldete Geno, war: ›Gib mir Ruhe‹, seither antwortet er mir überhaupt nicht mehr.«

»Wir werden den Umgang mit ihnen einstellen! Fertig! Aus!« entschied Gurri.

Faline meinte: »Dann können wir allerdings nicht mehr auf die Wiese.«

»Ich hab die Wiese gern ... und ich will immer hinausgehen, so oft es mir paßt ...«, sprach Gurri.

»Aber ...«, wendete Faline ein, »es wäre doch peinlich ...«

»Wenn es jemandem peinlich ist, dann müssen es diese Herrschaften sein«, rief Gurri, »also sollen sie wegbleiben! Es ist meine Wiese!«

»Deine Wiese?«

»Jawohl! Meine Wiese! Niemand hat so viel Recht daran wie ich!« Gurri dachte, daß ihr Blut diesen Rasen genetzt hatte.

Faline und Geno mochten sich dessen gleichfalls erinnern, denn sie schwiegen.

Eben wollten sie sich niedertun, da stürmte Rolla zu ihnen herein.

»Ist Boso bei euch?«

Sie war außer sich.

»Habt ihr Boso gesehen?«

Lana stand neben ihr und schien wie betäubt.

Teilnehmend erkundigte sich Faline: »Ist er denn nicht bei dir geblieben, dein Boso?«

»Bei mir ...! Bei mir ...!« stammelte Rolla, »gewiß war er bei mir ... aber jetzt ... jetzt ... ist er fort ... jetzt ist er verschwunden, verloren ...!«

Gurri mengte sich ein: »Sage genau, Tante Rolla, wie ihr gegangen seid ... verzweifle nicht ... und besinne dich doch, Tante Rolla ...«

Gurris warmer Ton und daß sie zweimal ›Tante‹ gesagt hatte, stellte das Gefühl enger Zusammengehörigkeit wieder her.

»Sage Gurri alles, Mutter«, flüsterte Lana, »Gurri hat Erfahrung ...«

»Was soll ich ihr denn sagen ...?« Verwirrt gab Rolla einen verworrenen Bericht: »Wir sind ... wie gewöhnlich ... oh, ich danke dir, Gurri ... du willst uns helfen ... Boso macht gewöhnlich ... gewöhnlich macht er kleine Bogen durchs Buschwerk ... man muß ihm das gönnen ... weißt du ... so kleine Bogen..

»Wo hast du gemerkt, daß er fehlt?« erkundigte sich Gurri. Sie ahnte das Schlimmste und war hilfsbereit.

»Wo ich ...? Wo ...? Das ... weiß ich nicht ... nicht ganz ... ich erinnere mich nicht ... auf einmal war er nicht mehr da! Nicht mehr da! Mein Boso! Mein armer Boso!«

»Habt ihr nichts gehört?« forschte Gurri weiter, sie wendete sich auch an Lana, »keinen Sprung, wie wenn ein Fuchs ... kein Aufrauschen des Laubes?«

»Oh, Boso ...!« schluchzte Rolla.

»Nichts war zu hören ...«, sagte Lana.

»Kommt!« Frisch klang Gurris Stimme, »kommt und führt mich euren Weg! Wir wollen ihn suchen! Wir werden ihn finden! Er muß noch da sein!«

»Er muß noch da sein ...«, wiederholte Rolla mechanisch.

Gurri war vorausgeschritten; später ging Rolla mit Faline an der Spitze.

»Verzage nicht«, tröstete Faline, »ich kenne deinen Schmerz und deine Sorgen ... ich habe das noch weit bitterer durchgelebt ... ich fühle mit dir! Aber verzage nicht. Es bleibt dir ja Hoffnung!«

»Hoffnung bleibt mir ...«, wimmerte Rolla, »... weiter nichts als Hoffnung ...«

»Das ist sehr viel, weißt du«, sagte Faline, »und Gurri meint, er muß noch da sein! Gurri ist klug!«

Sie wanderten die Pfade, die Rolla mit ihren Kindern zum Schlafplatz benutzte.

Dichtestes Gebüsch, hie und da durchkreuzt von Wechseln.

»War er hier noch bei euch?« fragte Gurri von Zeit zu Zeit.

Bald antwortete Rolla, bald Lana: »Ja!«

Auf eine neue Frage Gurris meinte Rolla: »Ja ... nein ... nein ...«

Und Lana meinte bestimmt: »Nein, nein!«

»Gehen wir jetzt nicht hintereinander«, ordnete Gurri an, »jetzt muß jeder von uns auf einem anderen Pfad spüren ...«

Sie zerstreuten sich, schritten langsam, horchten ängstlich, eines Unglücks gewärtig.

Jetzt hörte Gurri etwas.

Sie blieb stehen, einen Lauf erhoben, lauschte angestrengt.

Jetzt wieder!

Ein wildes Rütteln war das.

Der Busch, der gezerrt wurde, rauschte ganz kurz.

Dann eine Pause.

Und dann wieder dieses wilde, gewaltsame Rütteln, dieses kurze Rauschen.

Gurri hatte die Richtung; sie eilte hin.

Dort war ein alter, fast schon überwachsener Wechsel.

Boso hing dort in einer Schlinge.

Als er Gurri erblickte, zog und strampelte er und zappelte wie toll.

Ihm quollen die Augen aus dem Haupt; sein Atem keuchte und pfiff röchelnd.

Denn je heftiger er sich bewegte, desto mehr drosselte ihn die Schlinge.

»Boso!« redete ihm Gurri zu, »lieber, armer Boso ... rühr dich nicht ...«

Aber Boso machte dennoch verzweifelte Anstrengungen. Er konnte kein Wort hervorbringen.

»Halte dich ruhig, du Guter«, bat Gurri, »ganz ruhig halte dich, sonst wird es nur schlimmer ...!«

Als Boso still blieb, sagte sie: »Ich hole deine Mutter.«

Rolla kam mit den anderen auf Gurris Rufen herbei. Sie standen entsetzt um den fast schon Erwürgten.

Bosos Anblick war erschreckend.

Zu matt, zu sehr von Kräften, konnte er kein Glied mehr rühren. Seine Zunge schlappte aus dem Aeser, seine Augen stierten, ohne etwas zu sehen. Er schien in das Todesschicksal ergeben.

Rolla trat zu ihm, wusch ihm mit der Zunge das Gesicht, flüsterte zärtlich Trost und Ermutigung.

Auf Boso machte das keinen Eindruck.

»Was ist das?« fragte Faline erschüttert.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Gurri.

»Hat Er damit zu tun?« Geno stieß die Schwester an.

»Ich glaube kaum«, gab sie zurück, »das Ganze ist rätselhaft ...«

Lana hatte Tränen: »Wird Boso sterben?«

»Ich hoffe nein!« Gurri richtete durch ihre Meinung die Verzagten auf. Sie selber war sehr erregt. »Nur mit der Feuerhand tötet Er! Das hier scheint nicht gar so gefährlich!« Sie sagte das aus Mitleid; selber aber hatte sie Angst, Boso könne jeden Augenblick verscheiden.

Niemand kannte die Tücke der Schlinge; keiner hatte eine Ahnung von dem langsam qualvollen Sterben des Ersticken. Und alle glaubten an Gurri.

Boso zuckte.

Der geschüttelte Zweig neigte sich, rauschte laut.

»Du sollst still sein!« gebot Gurri.

»Still sein, Boso!«

»Still, mein Kind!«

»Hab Geduld!«

Sie redeten durcheinander.

Doch Boso hörte sie nicht mehr.

Da schlug allen plötzlich jene scharfe, aufwühlende Witterung um die Nase; weckte sogar den betäubten Boso.

Also doch Er!

Sie vernahmen das Knicken und Brechen der Aeste, wie Er achtlos durch die Büsche drang. Sie flüchteten.

»Mein Boso ist verloren!« jammerte Rolla, »mein unglückliches Kind ...!«

»Dein Boso wird leben«, sagte Gurri, obwohl sie selbst schwer in Sorge war, »bedenke doch, Tante, wenn Er morden will, gebraucht Er die Feuerhand!«

Aber Rolla jammerte weiter.

Das Rudel blieb nach einer Strecke stehen und hielt sich traurig beisammen. Keines dachte an Schlaf. Niemand sprach eine Silbe.

Nur Rolla wehklagte ununterbrochen um ihren Sohn.

Darauf fand Gurri keine Antwort mehr.

* * *

Während seines Revierganges, der ihn zufällig nahe der Dickung vorbeiführte, wo Boso in der Schlinge zappelte, hatte der Jäger das kurze Rauschen, das Schütteln und Rütteln wahrgenommen.

Sogleich dachte er: »Da hängt ein Stück Wild.«

Er schritt durch das Buschwerk, erst vorsichtig pirschend, dann unbekümmert energisch.

Als er anlangte, lag Boso schwach, fast erstickt am Boden.

»Hab ich die Sache doch richtig erkannt«, murmelte der Jäger, »diese verdammten Wilddiebe.«

Er bückte sich: »Ein Kitzbock! Armer Kerl! Es wär schad um dich! Ist dir noch zu helfen, helf ich dir! Du hast genug ausgestanden.«

Behutsam lockerte er den Draht, löste ihn sacht vom Hals des Gedrosselten, betrachtete Boso mitleidig.

»Viel hat nicht gefehlt, und er wär hin!«

Boso begann Luft zu schlürfen. Er trank Luft in immer längeren Zügen. Noch immer lag er; blieb noch immer ohne Kraft, sich emporzurichten. Er schaute wirr vor sich hin.

Die scharfe Witterung des Jägers riß ihn endlich ins Bewußtsein.

Er raffte sich zusammen, wurde hoch, allein er schwankte ein wenig.

Der Jäger stand lachend über ihm.

Boso, der ihn erblickte, tat einen entsetzten Sprung, stolperte und begann unbeholfen zu flüchten.



»Lauf nur, Bürschchen«, lachte der Jäger hinter ihm drein, »lauf nur!«

Mehr und mehr erholt rannte Boso, hatte einstweilen kein Ziel, genoß nur das Glück des Atmens.

Der Jäger murrte: »Dem Gauner, der die Schlinge gelegt hat, werde ich das Handwerk legen ... aber gründlich! Diese Schweinehunde, die mit der Schlinge arbeiten, das sind die Niederträchtigsten!«

Er versteckte sich in einem Holunderstrauch und lauerte.

Gar nicht lange mußte er warten.

Da schlich einer heran, ein Landstreicher, im übrigen ganz ordentlich angezogen. Ein verwegener Mensch, etwa zwischen Dreißig und Vierzig. Seinem unheimlichen Gesicht merkte man die Entschlossenheit zu jeder Gewalttat an.

Vom Rücken baumelte ihm ein leerer Sack.

Bevor er noch zur Schlinge kam, sprang der Jäger hervor.

»Halt«, schrie er, »halt, du Lump!«

Der andere, überrascht und erschrocken, schien im Boden zu wurzeln.

»Hab ich dich erwischt, du Halunke! Schlingen legen, das wär dir recht!«

»Bei gar nix ha'm Sie mich erwischt ...«, der Landstreicher wurde frech, »und schimpfen Sie nicht!«

»So? nicht schimpfen?!« Der Jäger brüllte: »Du suchst doch da deine Schlinge, du Strolch, du miserabler ...!«

»Nix such ich ... nix!«

»Nichts?! Was treibst du denn da hier im Wald?!«

»Ich geh spazieren ... das kann mir niemand verbieten ...«

»Spazieren?« Der Jäger lachte höhnisch: »Da, wo's überhaupt für alle Leut verboten ist, da gehst du, Kerl, spazieren? Kaum daß es Tag ist? Dort, neben dir, liegt dein Draht. Ein Kitzbock war drin gefangen. Aber ich hab ihn losgelassen.«

Wut erfüllte plötzlich den Landstreicher. »Hund, elender!« knirschte er.

Auf zehn Schritte standen sich die zwei Menschen gegenüber.

»Du bist verhaftet«, sagte der Jäger ruhiger, doch sehr bestimmt, »kein Wort mehr! Schluß!«

»Jawohl, Schluß!« Der Landstreicher schäumte. In seiner Hand funkelte eine Pistole.

Blitzschnell riß der Jäger das Gewehr zur Wange, feuerte, und der erhobene Arm des anderen sank getroffen herab.

»Na, mein Lieber«, sprach der Jäger, »das Schießen wirst du dir abgewöhnen. Her damit!«

Er nahm ihm unsanft die Pistole weg.

»Au!« Der Mann war nun kleinlaut: »Sie tun mir weh ...«

Aus seinem Aermel troff Blut.

»Wohltun werd ich dir«, grollte der Jäger, »du hättest mich niedergeknallt wie einen tollen Hund! Du bist ja ein ganz Gefährlicher!«

Er befahl: »Da ... mach den Draht los, heb ihn auf und gib ihn her.«

»Ich kann nicht«, antwortete der Mann, »ich bin verwundet ...«

»Ach was!« Der Jäger blieb unerbittlich: »Du hast ja zwei Hände! Schnell!«

Stumm machte der Landstreicher sich an die unfreiwillige Arbeit und reichte dem Jäger die Drahtschlinge.

»Die ist von dir!« stellte der Jäger fest, »leugne nicht! Du hast mich niederschießen wollen! Leugne auch das, wenn du kannst!«

Der Mann schwieg.

»Jetzt geh voraus!« gebot der Jäger.

Und der Landstreicher gehorchte. Nach ein paar Schritten blieb er stehen.

»Mir ist übel ... ich kann nicht weiter ...«

»Mach kein Theater! Vorwärts! Zu Haus werde ich dir schon helfen. Werde dich verbinden und werde dir sogar was zu essen geben, bevor ich dich dem Gendarm überliefere. Ich bin kein Unmensch wie du! Aber jetzt ... ohne Komödie ... vorwärts!!«

Die beiden schritten zum Jägerhaus.

Aber alle Vögel, nicht bloß die Wächter, sondern alle, verkündeten diesen seltsamen Auftritt im ganzen Wald.

Man hörte es mit Erstaunen, man begriff nicht, daß ein Er gegen einen anderen Er so feindselig sein konnte.

Im Buschwerk jedoch spielte sich eine Szene des Wiedersehens mit dem Verlorengelauten ab.

Boso begann laufend zu rufen: »Mutter! Mutter, Mutter!«

»Da ruft ein Kind nach der Mutter«, meldete Faline.

Sie blieben stehen und horchten.

»Mutter! Mutter!« klang es.

»Das ist Boso!« jauchzte Rolla, »Boso! Mein Boso! Ich kenne seine Stimme! Boso! Boso!«

Sie stürmte ihm entgegen, und als sie sich trafen, umtanzte er Rolla närrisch vor Freude.

Die anderen eilten herbei.

Es war eine frohe Begrüßung.

»Lana, meine liebe Schwester!«

»Boso! Mein Bruder Boso!«

Nun wollten sie hören, was eigentlich geschehen, wie Boso in Bedrängnis geraten und wodurch er losgekommen war.

Boso erzählte. Er hatte ja sehr wenig, beinahe nichts von der Bosheit verstanden, deren Opfer er geworden; noch weniger als nichts von seiner Befreiung. Aber was er wußte, was er gelitten, das berichtete er. Rolla und Lana bestürmten ihn mit Fragen.

»... und Er war bei dir?!«

»Wie ist Er gewesen ...?«

»... sag doch mehr von Ihm!«

Faline und ihre Kinder stellten keine Fragen; sie hörten schweigend zu.

Endlich erinnerte sich Rolla: »Du mußt sehr nett zu ihnen sein. Sie waren so teilnahmsvoll, die drei! Wirkliche Freunde sind das. Besonders Gurri! Sie hat mich getröstet, sie hat Lana und mich getröstet in unserer Angst und Not! Und sie hat recht behalten!«

Boso war nett zu allen; etwas befangen noch, denn die frühere Gespanntheit hatte er nicht vergessen. Er besann sich aber, daß Gurri ihm zur Seite gestanden, als er in der Würschlinge zappelte.

Das zärtliche Getue wurde Gurri sehr bald zuviel.

Sie rief: »Jetzt wollen wir schlafen! Ich bin müde!!«

»Und es ist ganz hell ...« setzte Geno voll Sorge hinzu.
Behutsam schritten sie davon, ihrem Schlafplatz zu.

* * *

Die Nächte wurden kühl.

An den Wipfeln begann das Laub sich allmählich zu färben. Goldgelb, tiefbraun, kupferrot. Das ging so nach und nach.

Manche Blätter fielen ab, kreiselten durch die Luft, ehe sie zu Boden sanken.

»Die Blätter werden lebendig ...«, meinte Geno.

»Im Gegenteil; sie sterben ...«, klärte ihn Faline auf.

Das Grün der Bäume und Sträucher wurde immer geringer; der Wald leuchtete in vielen Farben.

Es gab keinen Tau mehr. Aber vor Tag, wenn die Rehe ihre Schlummerstätten suchten, lag ein feiner, schneeweißer Reif auf Wiesen und Blößen.

Die Vögel hatten ihr Singen eingestellt.

Selbst die Amseln ließen sich nur ganz kurz vernehmen.

Der Pirol war nicht zu sehen.

Der Kuckuck längst verschwunden.

Nichts konnte man hören als das Schakern der Elstern, das Kreischen der Häher, das Wispern der Meisen und das Krächzen der Krähen. Gleichsam schüchtern trommelte zuweilen der Specht, doch er lachte kein einziges Mal.

Am Morgen klang das berstende Gocken der Fasane, die, erwacht, von ihren Schlafbäumen geräuschvoll zur Erde flatterten.

Des Nachts aber zogen große Vögel mit lang ausgestreckten Hälsen in mäßiger Höhe dahin. Sie waren grau wie die Wolken, die nun zumeist den Himmel bedeckten. Diese Vögel flogen in einer sonderbaren Ordnung.

Voran ein Führer, dem die übrigen derart folgten, daß ihre Schar das Bild gespreizter Schenkel in die Luft zeichnete.

Dieses Bild blieb sich immer gleich. Immer flog ein Vogel schräg hinter dem anderen; immer zeichneten sie in ihrer Gesamtheit die ausgespreizten Schenkel.

Sie stießen Schreie aus, wild, seltsam, erregend.

»Wer sind die dort oben?« beehrte Geno zu wissen.

»Vorboten der Kälte und des Winters«, antwortete Faline.

»Kennst du sie, Mutter?«

»Nein! Niemand kennt sie; niemand weiß etwas von ihnen; nur daß sie Vorboten sind, kann ich sagen, mehr nicht. Sie leben abgeschlossen für sich, halten so streng an ihren Gewohnheiten wie an ihrer eigentümlichen Art, zu fliegen.«

Faline konnte von den Wildgänsen freilich nichts wissen.

Sie ahnte nicht, daß dieser Vogel aus dem Norden kommt, sobald dort der grimme Winter anfängt; daß die Wildgänse wärmere Gegenden suchen und daß sie die scheuesten aller scheuen Geschöpfe sind.

»Mich bezaubert ihr Schreien!« rief Gurri.

»Warum denn?« staunte Geno.

»Hör doch!« sagte Gurri entzückt, »hör, wie stolz diese Stimmen klingen! Wie furchtlos! Wie herausfordernd, wie erfüllt von Freiheit dieser Ruf ist!«

Geno lauschte und wurde gleichfalls erregt. »Man möchte Schwingen haben«, gestand er, »und möchte mit ihnen fliegen ...«

»Ach ja!« Gurri lachte, »Schwingen ... die wünsche ich mir lange! Und am stärksten jetzt, wenn die fremden Vögel rufen.«

Häufig trafen sie nun Hirsche. Selbst am Tage schlenderte das Hochwild umher. Einmal spazierte ein mächtiger Hirsch durch den Schlafplatz der Rehe.

Er hielt das gekrönte Haupt am Boden, witterte eifrig und beachtete die erschreckte Familie überhaupt nicht.

Die Angstlaute, die Faline nicht unterdrücken konnte, schienen den Hirsch nicht zu stören.

Gurri wußte stets, wenn einer sich näherte. Sie brauchte seine Witterung gar nicht, die immer intensiver wurde; das Anschlagen des Geweihes an die Bäume, dieses eigentümliche, sanfte und dennoch weithin tönende Klappern verriet das Kommen des königlichen Riesen.

Sie konnte die Mutter und Geno rechtzeitig bewegen, fortzulaufen, konnte selber der Begegnung ausweichen oder je nach Laune wagen, zu bleiben und die Gefürchteten anzuschauen.

Auch weibliches Hochwild tauchte viel öfter auf als sonst; einzeln, gerudelt, aber Faline unterließ niemals ihr langgedehntes endloses Bah – ooh!

Eines Fröhorgens, dessen Dämmerung milchiger, dichter Nebel umdüsterte, erschien Bambi. In diesem Nebel nahm er sich weit größer aus und war nur undeutlich zu sehen.

Er sprach: »Kinder, jetzt ist die Zeit der Könige da! Faline, du kennst das schon. Doch du hast solche Angst, daß du dich um die Kinder wohl nicht allzusehr kümmern wirst ...«

Faline sagte leise: »Ich kämpfe wider diese Angst. Es ist vergeblich. Sie überwältigt mich.«

»Merkt auf, Kinder«, redete Bambi weiter, »die Könige gebieten im Wald. Sonst merkt man nicht viel davon. Aber jetzt üben sie ihre Herrschaft mit Strenge! Versteht ihr mich?«

»Ja, Vater ...«, entgegnete Geno.

Gurri schwieg; sie antwortete nur mit den Augen.

»Meidet die Könige jetzt mehr noch als früher«, forderte Bambi, »geht ihnen bescheiden aus dem Weg. Denn jetzt werden sie rasch böse, und man weiß nie, wodurch sie in Zorn geraten. Wenn sie aber zornig sind, können sie sogar gefährlicher sein als Er! Am besten, ihr flüchtet, sobald ihr sie erblickt oder wenn ihr sie nur wittert ...«

»Oh! Ich will flüchten!« versicherte Geno.

Gurri redete keinen Ton und lächelte.

»Sie haben ihre Plätze, die Könige«, fuhr Bambi fort, »da toben sie, von den Königinnen umgeben. Manchmal kämpfen sie um einen Platz. Dann sind sie am wütigsten. Ueberhaupt, wenn ihre

gewaltigen Stimmen laut werden, ist ihre Nähe verderblich. Laßt euch nie von der Neugier verleiten, an solch einen Platz zu gehen.«

»Ich bin gar nicht neugierig«, beteuerte Geno.

Faline hatte aufmerksam zugehört. Bambi verschwand.

Ganz unerwartet lachte Gurri.

Der Nebel hatte Bambi eingehüllt, hatte ihn entrückt, der stets so geheimnisvoll zu entgleiten wußte, diesmal aber noch geheimnisvoller den Blicken der Seinigen entglitt.

Kaum strichen ein paar Tage, ein paar Nächte vorüber, als man da und dort einen kurzen Brummlaut vernahm: »Mmöh ...« Sonst nichts. Dann wieder von wo anders her »Mmöh ...!« Und aus.

»Das sind die Könige«, zitterte Geno, »sie brüllen schon ...«

»Na«, meinte Gurri munter, »erschreckend ist das nicht ...«

»Warte, Kind«, sagte Faline, »warte, bis sie richtig brüllen ... dann wird dir anders zu Mute sein.«

Und es wurde Gurri anders zu Mute als je zuvor, da der erste wirkliche Brunftschrei erklang.

Ein gewaltiges Stöhnen war das zu Anfang, hervorgeholt, hervordringend aus Urtiefen einer mächtigen Brust. Dann brach dieses Stöhnen breit entzwei, wuchs in ein wildes Schreien, endigte wie erschöpft mit wenigen sehnsüchtigen Riesenseufzern.

Faline und Geno ergriffen die Flucht, sprangen blindlings ins Dickicht.

Gurri erstarrte. Kalte Schauer durchrieselten sie, und ihr Herz pochte gleich einem Hammerwerk.

Da zerriß von der anderen Seite her ein zweiter Schrei die Luft. Gebieterischer Donner, verlangend, durstig.

Noch immer stand Gurri fluchtbereit und zugleich gebannt.

Wieder schallte, noch etwas weiter, ein dritter Schrei. Ein majestätisches Dröhnen, ein abgründiger Baß, der in etwas höherer Tonlage zerbarst.

Sie wurde von der seltsamen Beredsamkeit dieser ungeheuren Stimmen ergriffen, die kleine Gurri, sie lauschte wie ein

Menschenkind, dem man zum erstenmal eine Heldensage erzählt.

Seltsames, nie gefühltes Ahnen regte sich in ihr. Sie war berauscht und doch bei klarer Besinnung. Sie wußte, was sich hier begab, lag endlos fern von ihren eigenen Möglichkeiten; trotzdem fühlte sie sich allem Gehörten untrennbar verstrickt.

Draußen auf der dämmernden Wiese zog ein König daher. Unaufhörlich orgelte, dröhnte, donnerte er mit ganz kurzen Pausen.

Gurri konnte es nicht aushalten; sie mußte ihn sehen. Zögernd, ängstlich, lautlos trat sie nahe an den Rand der Sträucher, die sie deckten.

Und sie sah ihn.

Schritt vor Schritt ging er, den bemähnten Hals vorgestreckt, das Haupt ein wenig gehoben, so daß die Krone den Rücken streifte.

Mit der Stimme, mit dieser gewaltigen Stimme entfuhr ihm sein Atem; schwebte in der kalten Luft gleich Wolken, als hätte sich sein brüllendes Stöhnen in sichtbare Gestalt verwandelt.

Faline rief: »Gurri! Gurri!«

»Ja, Mutter ... ich komme!«

Sie sprang zu Faline und Geno.

»Gurri«, mahnte Faline, »bist du ungehorsam? Vergißt du die Warnungen des Vaters?«

»Nein, gewiß nicht«, Gurri zitterte noch vor Erregtheit, »... gewiß nicht! Nur die Könige sind ...«, aber sie sprach es nicht aus.

Inmitten einer kleinen Blöße hatte ein starker Hirsch fünf Hirschkühe zusammengetrieben, bewachte sie liebend nach seiner rauhen Art, schrie gewaltig, bald voll Begehren, bald, wenn er Verrat spürte, grimmig vor Zorn.

Ringsum in den Gebüsch lauerten zwei, drei schwache, junge Hirsche, dem mächtigen Pascha die eine oder andere Gattin abspenstig zu machen.

Die Damen, besonders die koketten unter ihnen, ließen sich gerne verführen oder stellten sich doch so an, weil sie damit ihren Gebieter reizten.

Merkte der Platzhirsch solch eine Durchstecherei, kannte er keinen Spaß.

Er sprang hinzu, trieb die Treulose zurück und schlug ihr sein Geweih etliche Male über Rücken und Flanken, wie man etwa mit der flachen Klinge zuhaut. Um zu strafen, keineswegs um zu verwunden.

Dann ließ er den Kampfruf erschallen.

Jetzt sah er durch das spärlicher gewordene Laub der Sträucher das Haupt eines Nebenbuhlers.

Sofort stürmte er gegen den Beihirsch los.

Die sechzehnackige Krone tief gesenkt, schnaubend voll Wut fuhr er wie ein Ungewitter in die Dichtung.

Blitzschnell nahm der Ertappte voll Angst Reißaus.

Es krachte, splitterte und rauschte nur so, wie er quer durch die Büsche brach und entwich.

Der Herrscher verfolgte ihn nicht; er kehrte zurück, und wieder donnerte sein Kampfruf.

Allein auch der Verscheuchte hielt auf seiner Flucht inne, horchte eine Weile und schlich wieder vorsichtig heran.

Gurri hatte dieses ernste Spiel belauscht. Nur undeutlich begriff sie, was vorging, doch sie wurde davon ganz gefangen.

Sie achtete trotzdem sorgsam auf ihre Sicherheit, wich dem geringsten der Könige ängstlich aus und barg sich, so gut sie konnte.

Ihr wurde es schwer, die scharfe Witterung, die den Königen entströmte, zu ertragen. Sie empfand im Anblick der Giganten ein Grauen, das, von Reiz und Bewunderung gewürzt, als Zauber wirkte.

So blieb ihre vorwitzige Neugierde den Königen verhaftet, und sie war fast nie zu finden, was die ängstliche Faline, den stets besorgten Geno nicht zur Ruhe kommen ließ.

Nun sollte Gurri das große Königsschauspiel erleben.

Jählings verstummte das donnernde Röhren des Herrschers, als wäre er aus Ueberraschung sprachlos geworden.

In das Hochzeitsgemach der Blöße trat ein zweiter König.

Ungebeten, unwillkommen, doch wie einer, der alle Rechte für sich fordern kann.

An Wuchs schien er dem bisherigen Machthaber gleich. Auch die Krone schimmerte, breit ausladend, mit ebenso vielen Zacken.

Ein paar Sekunden standen sich die beiden ohne Regung gegenüber, als wollte einer den andern messen.

Ihre Augen funkelten zornig.

Die Blicke des Eindringlings sprachen: Weg mit dir!

Die des anderen riefen: Wage es nicht, mich zu stören!

Gespannt betrachteten die Damen das Zusammentreffen. Ihre Mienen zeigten mitunter die Frage: Wem werden wir gehören?

Der Eindringling begann den Kampf, stürzte auf den Gegner los, der ihn erwartete. Mit gesenkten Kronen wollte jeder von ihnen die Schulter oder die Flanke des Feindes spießen. Jeder fand aber nur dessen bewaffnetes Haupt.

Stirn krachte an Stirn.

Die Geweihe klirrten ineinander.

Das benützten ein paar Beihirsche, um die Damen anzulocken und sich bei ihnen einzuschmeicheln.

Alle Kraft boten die zwei Kämpfer auf, den Rivalen zum Weichen zu bringen.

Sie hatten ihre Läufe in den Boden gerammt; ihre Muskeln spannten sich, daß die Adern anschwellen.

Blutunterlaufen waren ihre weitgeöffneten Augen, die nichts sahen als das verhaßte Antlitz, ganz nahe, bedrängend nahe vor sich.

So blieben sie eine Weile, Haupt an Haupt gepreßt, mit der ganzen Wucht beider Körper, von denen der eine sich am anderen erprobte. Laut keuchte ihr Atem.

Es sah beinahe aus wie Ruhe und wie Scherz. Dennoch war es ein wütender Kampf, methodisch und erbittert geführt.

Der Fremde, der gekommen war herauszufordern und zu erobern, zeigte sich ungeduldig oder versuchte eine Finte.

Er sprang zurück, weil er glaubte, der Platzhirsch werde nach vorwärts stolpern, wenn der schwere Druck, gegen den er sich schwer stemmte, unerwartet schwand.

Allein fest wie ein Steinbild blieb der Platzhirsch, vollführte eine kurze Drehung und bot dem Angreifer, der zum Seitenstoß ausholte, abermals das Haupt.

Wieder rangen sie Stirn gegen Stirn; keuchten noch lauter, waren noch erbitterter.

Da pflanzte der Platzhirsch die Vorderläufe tief in die Erde, nahm den Leib mit gespreizten Keulen eng zusammen, ruckte das Haupt schnell empor, und ein furchtbarer Hieb mit der Krone sauste gegen die Krone des anderen.

Der war, als die feindliche Stirn von ihm wich, etwas eingeknickt; der Hieb, der sein Geweih traf, summte ihm durch das Hirn. Ihm schwindelte es vor den Augen. Sofort schmetterte nun ein zweiter Streich ihm an die Krone.

Mit solcher Gewalt wurde dieser Schlag vollzogen, daß dem Eindringling ein großes Stück der Krone splitternd abbrach, ihm um die Nase tanzte und zu Boden fiel. Verwirrt, verblüfft, mit benebeltem Hirn ergriff der Besiegte jetzt die Flucht.

Wie ein gescheuchter Hase raste er davon, prasselte durch das Buschwerk und war weg.

Drohend ging ihm der Sieger einige Schritte nach, ließ sich jedoch auf keine Verfolgung ein.

Ihm genügte es, daß er seinen Besitz verteidigt, daß er den dreisten Einbruch zurückgewiesen hatte.

Majestätisch aufgerichtet schickte er seinen donnernden Triumphschrei in die Luft, stolz und umgeben von den Treuen wie von den Treulosen.

Erschauernd bewunderte ihn Gurri, verzagend und zitternd liebte sie ihn. Sie konnte nicht anders.

Was hatten die Ihrigen, was hatte sogar der Vater von der gefährlichen Bösartigkeit der Könige ihr erzählt?

Sie verbarg sich sorgfältig, sie entfloh, wenn sie in die Nähe eines der Riesen geriet.

Allein jetzt gab es überall Könige, gab überall Königinnen. War man noch so achtsam, unversehens traf man mit einem der Herrscher zusammen.

Doch keiner beachtete sie; keiner würdigte sie auch nur eines Blickes. Niemand verhielt den Schritt, um der Enteilenden nachzuschauen.

Gurri wurde kecker, wurde in ihrer vorwitzigen Schwärmerei weniger behutsam.

Sie kreuzte den Weg des besiegten Königs.

Mißlaunig, schleppenden Schrittes kam er einher. Ihm brummte der Schädel.

Als er das kleine Reh erblickte, flammte der Zorn wieder in ihm auf und wollte sich Luft machen.

Die verstümmelte Krone tief gesenkt, stürmte er gegen Gurri los.

Entsetzt floh Gurri; erinnerte sich der Art des Hasen, machte auf ihrer rasenden Flucht einen Haken um den anderen, glaubte sich verloren und gelobte in ihrer namenlosen Angst, von nun an den Weisungen des Vaters, den warnenden Reden der Mutter zu gehorchen.

Der Hirsch hatte jedoch sehr bald den Angriff aufgegeben. Er trollte weiter, zur Wiese, und begann unterwegs grollend zu röhren.

Von jener Blöße, aus der er vertrieben worden war, klang als Antwort der herausfordernde Donner des Platzhirschs.

Mit einem Male meldeten die Wächter: Gefahr!

Lautes Schakern der Elstern. Heftiges Kreischen des Hähers. Das Eichhörnchen turnte durch die Baumwipfel und geckerte.

Der Hirsch mit dem abgekämpften Geweih kümmerte sich nicht darum, schien überhaupt nichts zu hören.

Er zog weiter der Wiese zu, rührte verbittert, nur einem einzigen Wunsch leidenschaftlich ergeben: Gefährtinnen finden! Sie vielleicht von einem schwächeren Nebenbuhler erringen!

Gurri machte halt.

Der Alarm, den die Wächter schlugen, reizte sie. Wem dieser Alarm galt, wußte sie sogleich. Dem bösen König, dem sie

soeben entronnen war.

Sein sehnsüchtiges Brüllen, sein Vorwärtsschreiten trotz dem Alarm erregte ihren Uebermut, durchfuhr sie mit Bangen und Wagemut.

Vergessen waren die Ermahnungen von Vater und Mutter, vergessen die ausgestandene Bedrängnis, auch das Gelöbniß, das sie während ihrer Flucht geleistet hatte, war vergessen.

In sicherer Entfernung, von dem röhrenden König nicht gesehen, schlich sie zum Rand der Dickung, blieb innen, blieb unbemerkt und spähte hinaus zur Wiese.

Die Wächter zeterten nach Kräften; sie versuchten, das ungeheure Röhren zu übertönen.

Es half nichts.

Eine Elster flatterte geradezu ein Stückchen zur Wiese hinaus, wendete sich und setzte sich auf einen niederen Zweig. Beständig schakerte sie laut.

Umsonst.

Nun erschien auch noch am jenseitigen Wiesensaum eine Königin; näherte sich, stampfte seitwärts mit dem Vorderlauf und ließ den nasalen Laut erwartender Ungeduld hören.

Da trat der Hirsch hervor, brach wie ein Sturm ins Freie, verhielt einen Moment, um zu orgeln: Hier bin ich!

Dieser Moment genügte, ihn zu verderben.

Hell knallte ein Schuß.

Gurri sah, wie der König, vom Einschlagen der Kugel in die Höhe gerissen, mit allen vier Läufen empor sprang, sah, wie er dabei das gekrönte Haupt leicht senkte, wie seine Augen in irrem Fragen sich weiteten.



Zwei mächtige Fluchten tat der Getroffene, schon bewußtlos und sterbend.

Dann stürzte er zusammen und regte sich nicht mehr.

Der Tod hatte ihn ereilt, ohne daß er wußte, was ihm widerfahren, ohne daß er ahnte, daß er aus dem Leben geschleudert worden war.

Erschüttert durch das Geschehnis lief Gurri tief in den Wald.

Eine Königin kam ihr entgegen, die bei ihrem Anblick wie entsetzt davonstob.

Trotz ihrer Verstörtheit konnte Gurri ein Lächeln nicht unterdrücken.

Da stand der Vater vor ihr.

Zerknirscht stammelte sie: »Verzeih ... bitte ... verzeih!«

»Du hast Glück gehabt, mein Kind«, sprach Bambi, »geh ... zu deiner Mutter ... sie ängstigt sich ...«

Geheimnisvoll wie stets verschwand er.

Kein Vorwurf war ihm entschlüpft, keine Wiederholung seiner Lehren.

Erleichtert, wenngleich beschämt, suchte Gurri den heimatlichen Lagerplatz.

Sie hatte von den Königen genug.

* * *

Im Wald breitete sich nun Ruhe aus; soweit die Natur überhaupt Ruhe kennt.

Ruhe und Flüstern.

Die Blätter, die jetzt massenhaft von den Bäumen und Sträuchern herabglitten, flüsterten im Niederfallen.

Sie deckten als eine Schicht den Boden. Zu Ende gelebtes Dasein. Vergangenheit.

Unter jedem Schritt raschelten sie. Das dürre Laub knisterte, wenn der leichteste Fuß darüberging.

Ein Anschleichen war unmöglich, ein Ueberfall ganz ausgeschlossen.

»Wir haben vorzügliche Wächter ... die behüten uns am besten«, sagte Geno vergnügt.

»Das ist der gute Dienst, den uns die toten Blätter zuletzt noch erweisen«, antwortete Faline.

»Arme Blätter ...« Gurri wurde ernst: »Ich wollte, sie wären noch lebendig. Ich wollte, sie würden noch jedes an seinem Platze sitzen. Dort haben sie uns besser beschützt.«

»Wieso denn besser?« Geno zweifelte.

»Sie haben uns Schatten gespendet«, erklärte Gurri, »sie haben uns versteckt und verborgen; sie sind den wirklichen Wächtern ein Obdach gewesen.«

Geno widersprach: »Jetzt sind sie die wirklichen Wächter .. die anderen brauchen wir kaum mehr, denn ...«

»Ich kann mir nicht helfen«, unterbrach ihn Gurri, »für mich hat nur das Lebendige Wert! Nur was lebt, was im Dasein wirkt!«

Geno wußte keine Antwort.

Schon ragten von den hohen Bäumen große Aeste kahl zum grauen Himmel.

Eines Morgens stand die alte Buche inmitten der Blöße völlig nackt da. Es war kein guter Anblick.

Rund um ihren Stamm lag das Laub, als hätte der Baum über Nacht sein Kleid abgestreift und fallen lassen.

Nebel erfüllte den Wald mit feuchten Schleiern.

Dann begann der Regen und rieselte, rauschte, plätscherte tagelang, nächtelang ohne Pause.

Am Boden die toten Blätter raschelten nicht mehr, sie wurden schmutzig-schwarz, wurden weich wie die Erde.

Die Rehe waren klatschnaß.

»Nun«, sagte Gurri, »ist es nicht wahr, daß uns die lebendigen Blätter zuverlässigeren Schutz boten als die toten?«

Geno schwieg. Er schüttelte sich, und die Tropfen, die von seinem Fell sprühten, bespritzten die Schwester.

»Danke ...«, lachte Gurri.

Auf der Wiese, auf den Blößen beklagte er sich: »Alles schmeckt sauer; alles schmeckt bitter.«

»Sei zufrieden, mein Kind«, tröstete Faline, »wir haben noch Ueberfluß.«

»Ueberfluß nennst du das Zeug, Mutter? Man kann ja nichts mehr essen.«

»Doch, mein Sohn, es ist Ueberfluß! Später wirst du daran denken.«

Gurri blieb munter. »Das Essen ist nicht so wichtig, Bruder, und das Wohlschmecken schon gar nicht! Aushalten heißt es nun, mein Lieber, aushalten!«

»Jawohl, aushalten!« bestätigte die Mutter, »wir sind erst am Anfang.«

Zum Regen gesellte sich der Sturm.

Bald hatte der Regen ein Ende; doch der Sturm peitschte den Wald mit kalten, wilden Atemzügen.

Die letzten Blätter wirbelten umher, als hätten sie eilige Geschäfte. Oder als wollten sie sich haschen.

»Mich friert«, jammerte Geno immer von neuem.

»Laß dich von dem bißchen Wind nicht einschüchtern«, redete ihm Gurri zu, »der trocknet uns wenigstens.«

»Du wirst nicht so bald warm haben, Geno«, sagte Faline.

»Mach ihm keine Angst, Mutter«, legte Gurri Fürbitte ein, »er muß sich daran gewöhnen.«

»Gewöhnen ...« Geno war sehr kleinlaut: »An so was gewöhnt man sich nicht.«

»Wenn du schon vorher den Mut verlierst, lieber Bruder, wird dir alles einfach unerträglich. Ein wenig guter Wille ... etwas Entschlossenheit ... dazu eine Spur Hoffnung, und du findest das Aergste nicht halb so arg. Du erwirbst Vertrauen zu dir, du hast Geduld, und eh' du noch viel überlegst oder vergeblich jammerst, bist du an das Schlimmste gewöhnt!«

»Kinder«, Faline wollte Geno stärken, »vergeßt nicht ... ihr habt ja auch euer Winterkleid.«

Jetzt nahm Geno an der Mutter, an der Schwester wahr, daß sie nicht mehr leuchtend rote Röcke trugen, sondern einen dicken,

fahlgrauen Pelz, mit dem sie der nackten Erde glichen. Diese Aenderung hatte er bis nun ganz außer acht gelassen.

Er wendete das Haupt, befühlte seine Flanke, spürte die dichten Haare, sah deren Schollenfarbe, und ihm wurde leichter.

»Trotzdem friere ich«, meldete er eigensinnig; doch sein Ton war nicht mehr klagend.

Die Sonne kam wieder zum Vorschein. Ihr fehlte die sengende Glut, aber man trocknete rasch und wurde etwas erwärmt.

Der wolkenbefreite Himmel hatte nicht mehr das tiefe sommerliche Blau, sondern strahlte zarter und blasser. Wurde die Nahrung auch geringer, so war das Leben doch leichter.

Alles freute sich des angenehmen sonnigen Wetters.

»Nun«, sprach die hohe Eiche zu dem schwächtigen Baum, der den ganzen Sommer in ihrem Schatten stand, »nun gibt es für dich keine Ursache zur Beschwerde mehr, lieber Freund ...«

»Ich bin nicht dein Freund!« antwortete der Schwächte.

»Noch immer kann ich nicht verstehen, warum du mir gram bist.«

»Gram ... ja, das ist richtig gesagt ...«

»Erkläre mir doch ...«

»Wozu erklären? Du kennst mein Leid! Und du verhöhnt mich nur!«

»Aber jetzt hast du ja Sonne .. hast Luft und Licht! Alles was du immer willst ...!«

Der Schwächte knarrte: »Ich sag' ja, du verhöhnt mich!«

»Keine Rede«, widersprach die hohe Eiche, »alle Blätter hab ich abgeworfen, nur um deine Wünsche zu erfüllen ...«

»Nur meinethalben? Und das soll kein Spott sein? Du hast sie hergeben müssen, deine Blätter! Müssen! Jeder Baum ist jetzt entlaubt! Jeder! Freiwillig, aus Rücksicht für mich würdest du es nie tun, du Selbstsüchtiger!«

»Bist du denn frei von Selbstsucht, weil du sie mir vorwirfst?«

»Ob! Da ist ein großer Unterschied!« widersprach der Schwächte, »ich verkümmere hier in deinem Schatten ...«

»Jetzt hast du Sonne! Ich wiederhol' es dir! Jetzt ist Gelegenheit für dich ...«

»Jetzt ... jetzt ...! Treib keinen Spaß mit mir! ... Jetzt! Was fang ich jetzt mit dieser blassen Sonne an? Befruchtet sie? Gibt diese Sonne Kraft? Kann sie mir helfen, so stark und so hoch zu werden wie du?«

»Meine Schuld ist das nicht.«

Heftig fuhr der Schwächliche los: »Wer denn hat Schuld? Wer denn? Nur du! Du allein: Schweig! Und laß mich meine Meinung sagen! Unter der Erde stehlen mir deine Wurzeln die nährenden Säfte, und dein üppiger Wipfel stiehlt mir das Licht, hemmt mein Gedeihen. Ueberall zehrst du an mir! Unterdrückst mich! Ohne Erbarmen! Ohne Scham!«

»Weil ich früher da war als du«, antwortete die hohe Eiche, »ich stehe, wo ich stehe ... und ich habe keine böse Absicht ... ich folge dem Gesetz der Natur!«

»Ein ungerechtes, ein grausames Gesetz!« rief der Schwächliche, »ich glaube nicht an solche Gesetze!«

»Du glaubst nicht daran? Nun, so ändere sie, wenn du's vermagst«, die hohe Eiche wiegte sich in stolzer Ruhe.

»Nicht ich werde diese Gesetze ändern, nicht ich!« erwiderte der andere, »doch eines Tages wird es sich zeigen, daß deine Gesetze gar nicht bestehen! Eines Tages werden alle Bäume des Waldes die gleiche Sonne, die gleiche freie Luft genießen!«

»Darauf bin ich neugierig!«

»Dann bist du längst gestorben und erledigt! Denk an die überhebliche Pappel! Was hat die für Albernheiten gepredigt ...«

»Es waren keine Albernheiten ...«, warf die Eiche ein.

»Gleich nachher ist sie vom Blitz getötet worden!« triumphierte der Kleine.

»Ein Zufall, der gar nichts beweist. Außer das eine, daß wir Großen große Sorgen, große Leiden dulden müssen. Wie oft sind mir kräftige Zweige vom Leib gebrochen worden! Wie oft fürchte ich mich vor dem Blitz!« Die hohe Eiche schlug einen milden Ton an: »... wir wollen Frieden halten miteinander, da es uns nun

einmal bestimmt ist, so nahe beisammen zu leben. Wir sind doch alle Brüder! Vergiß das nicht!«

»Schön gesprochen, mein Bruder«, spottete der arme Baum, »ich würde vielleicht genau so denken, wäre ich groß und mächtig wie du! In mir ist jede Fähigkeit, dir zu gleichen! In mir wohnt das Streben, wohnt der Ehrgeiz, der Trieb, die Gabe zur herrlichsten Entfaltung! Aber du unterdrückst mich, ja du erstickst mich, du mit deiner Brüderlichkeit ...!«

»Ich antworte dir nicht mehr«, sagte die hohe Eiche.

Eine Zeitlang war Stille.

»Hör' auch mich einmal an«, meldete sich eine winzige Haselnuß, die ganz dicht am Stamme des Schmächtigen kümmerte. Sie reckte ein paar dürre Aestchen hilflos empor.

»Wen meinst du eigentlich?« fragte der Schmächtige.

»Dich!« entgegnete der Strauch, »keinen anderen! Du unterdrückst mich! Du bist weit schlimmer als dein großer Bruder, den du so anlagst! Du saugst mich aus! Du verbitterst mir das Dasein!«

»Was gehst du mich an?« maulte der Schmächtige, »du Knirps, du elender.«

»Selber Knirps!« gab der kleine Strauch zurück, »und selber ein Elender!«

»Unglaublich, diese Frechheit!« Der Schmächtige war empört: »Wie darfst du dir überhaupt gestatten, mit mir zu sprechen?«

»Hast du nicht auch mit der hohen Eiche geredet? Sie gab dir anständige Antwort. Sie hat dich nobel behandelt. Also sei auch du ...«

»Das ist ganz was anderes!« fiel ihr der Schmächtige ins Wort, »du bist ein Nichts!«

»Durch wessen Schuld bin ich ein Nichts? Nur durch deine! Du sagst, du bist ein Unterdrückter! Möglicherweise hast du recht. Ich bin ebenso, ich bin noch mehr unterdrückt! Wir müssen zusammenhalten, wir Benachteiligten!«

»Zusammenhalten? Ich mit dir? Ich müßte närrisch sein!«

Der Haselstrauch fuhr unbeirrt fort: »Es ist keine Verrücktheit, mit meiner Beschwerde Mitgefühl zu haben!«

»Deine Beschwerde!« höhnte der Schmächtige, »aus dir wäre nie ein Baum geworden, du Armseliger!«

»Ein Baum gewiß nicht! Ich will gar keiner sein! Aber als ein prachtvoller Busch könnte ich wachsen! Breit und dicht! Schau nur die anderen an, die glücklicher sind! Keine einzige Nuß reift an mir, weil mir die Sonne fehlt, die du mir nicht gönnst!«

»Jetzt hast du Sonne genug. Ich verdecke sie dir nicht mehr! Alle meine Blätter habe ich abgeworfen! Jetzt wachse, soviel du magst! Sonne, Licht und Luft sind dir frei!«

»Diesen Spruch kenne ich«, seufzte der winzige Strauch, »das ist der Spott, den diejenigen treiben, die etwas mehr erreicht haben als ich.«

»Schweig endlich!« rief der Schmächtige. »Füge dich in dein Schicksal! Es ist Gesetz der Natur!«

»Vorhin hast du dieses Gesetz geleugnet, hast es ungerecht und grausam genannt!«

»Es scheint doch gerecht zu sein, wenigstens dir gegenüber!«

»Fügst du dich in dein Schicksal?« fragte die Haselnuß.

»Das ist meine Sache! Nun schweig!« gebot der Schmächtige.

»Immer soll man schweigen ...«

»Dein Schwätzen ist umsonst!« war die Antwort, »wozu redest du überhaupt? Ich verachte dich!«

»Immer verachtet der Stärkere den Schwächeren«, murrte der kleine Strauch, »so kann, so wird es nie besser werden.«

Dann sagte er nichts mehr.

Am Boden lispelte das Moos: »Ich bin zufrieden. Meine Ansprüche sind bescheiden. Selbst auf hartem Stein kann ich gedeihen. Alle treten mich mit Füßen, aber das tut mir nicht weh. Haben sie Not, dann naschen sie von mir. Es ist ihnen gegönnt. Mein kleines Dasein laß ich mir nicht vergällen. Ich freu' mich daran und bin zufrieden.«

Niemand hörte auf dieses Lispeln.

* * *

Trotz der Sonne wurde es kälter.

Eisige Luft begann zu wehen; nicht sehr heftig, doch schneidend.

Des Nachts froren Geno und Gurri bitter.

Geno jammerte; Gurri lachte.

»Es ist als Abwechslung eigentlich spannend«, lautete ihr Urteil.

Faline hielt es mit Geno.

Noch andere Bundesgenossen hatte Geno. Das waren Boso und Lana, die sehr über die Kälte räsonierten.

Boso schimpfte geradezu: »Das ist niederträchtig! So was darf man einem gar nicht zumuten!«

Lana weinte sogar: »Erbärmlich, wie ich friere! Wer weiß, ob ich das aushalte ...«

Gurri schlug vor: »Rennen wir tüchtig ... da wird uns warm ...«

Sie stob im Nu über die Wiese, sauste durch das Buschwerk, kam wieder hervor und ermunterte die anderen: »Rührt euch doch!« Sie wurde nicht müde.

Aber die anderen standen nach ein paar Hopsern wieder still.

»Recht habt ihr, Kinder«, lobte Rolla, »ihr könnt euch nur eine Krankheit holen.«

Rolla war gefaßt. Sie richtete mit ihrem Zuspruch nicht bloß Boso und Lana, sondern auch Faline auf.

»Wie oft haben wir diese schwere Zeit schon mitgemacht«, redete sie, »und jedesmal ist alles gut abgelaufen. Also heißt es mutig bleiben!«

»Mir ist es um die Kinder ...«, sagte Faline.

»Ach was, die Kinder«, Rolla schüttelte das Haupt, »sind wir nicht gleichfalls Kinder gewesen? So wie wir das überstanden

haben, genau so werden's unsere Kinder überstehen.«

»Wenn aber der große Schrecken kommt ...«

»Wer weiß, ob er überhaupt kommt, Faline!«

»Der große Schrecken ist noch jedes Jahr gekommen. Einmal früher, ein anderes Mal später. Der bleibt nicht aus!«

»Na, man muß sich eben auf sein Glück verlassen!«

»Das sagst du, Rolla?«

»Es ist wahr«, meinte Rolla leichthin, »du erinnerst mich, daß ich meinen Gatten verloren habe. Das war aber nicht beim großen Schrecken. Und man darf nicht immer über die Toten trauern. Es wäre unrecht an meinem zweiten Mann ...«

»Ja ... entschuldige ...«, antwortete Faline.

Der Wind, der stärker geworden war, hatte tiefgraue Wolken herbeigeschoben. Düster hingen sie über dem Wald.

Jetzt regte sich kein Lüftchen mehr.

Am Morgen, während der frühesten Dämmerung, fing es zu schneien an.

Erst fielen einzelne Flocken. Dann stöberte es.

Spielend haschte Gurri nach ihnen. Sie blieb heiter.

»Huch!« rief sie, »huch, sind die kalt! Und wie lustig ist das; sie zergehen im Mund ...«

Noch einigen sprang Gurri entgegen und schnappte sie. Das war ihr erfrischende Unterhaltung.

Bald wurde der Flockentanz so rege, so lebhaft und dicht gedrängt, daß Gurri ihr Spiel aufgab.

Tagelang, nächtelang stöberte es ohne Pause.

Der Schnee lag fast einen Meter hoch am Boden. Wirklicher Frost setzte ein.

Den Rehen wurde jeder Schritt mühsam.

Sie mußten die Läufe höher heben als sonst, mußten sie schwer aus der weißen Masse ziehen.

Langsam gingen sie oder sprangen, nach einem Entschluß.

Die Kinder jedoch versanken beinahe gänzlich im Weißen.

Geno entsetzte sich darüber.

Gurri nahm es heiter auf.

Als sie sich eng aneinandergeschmiegt im Schnee betteten, fühlten sie sich warm wie lange nicht.

Jetzt begannen die Nahrungssorgen.

Faline scharfte an den Stellen, wo die Schicht dünner lag, und sie freuten sich alle drei, wenn sie etwas Eßbares fanden. Mochte es noch so kalt, noch so bitter oder sauer schmecken, sie kehrten sich in ihrer Gier gar nicht daran.

Oft hungerten sie einen ganzen Tag.

Der Jäger hatte dem Wild duftendes Kleeheu in Raufen gelegt, hatte ihm Kastanien geschüttet.

Aber nur selten wagten sich die Rehe heran, denn die Könige und Königinnen umdrängten die Futterstellen.

Nicht einmal Gurri traute sich hin.

Aber sie erspähte die Frist, zu welcher die guten Plätze frei blieben. Das war meistens, wenn es ganz hell war, wenn das Hochwild niedergetan lag oder umherspazierte und die Baumrinden schälte.

Dann hielten Faline und die Kinder eine hastige Mahlzeit.

Ruhe hatten nur die Fasane, denen unter schrägen Schutzdächern reichlich Hirse gestreut war.

Jetzt wurde Er nicht mehr so arg gefürchtet.

Sie flohen wohl noch alle vor Ihm, wenn Er in den Wald kam; sie begriffen jedoch rasch, daß Er ihnen Nahrung brachte und ihnen derart über die äußerste Not hinweghalf.

Einmal sauste das Eichhörnchen seinen großen Wohnbaum herunter, raste den nächsten Baum hinauf, quiekte im Vorbeijagen: »Man ist seines Lebens nicht sicher!«

Bevor noch Geno und Gurri recht verstanden, was vorging, flitzte ein Geschöpf daher, das sie noch nie erblickt hatten.

Es schien ein wenig kleiner als der Fuchs, war grau, mit dunklen Tigerstreifen, schien von außerordentlicher Wildheit, denn in den grünen Augen blitzte die Mordlust.

Faline und Geno entsetzten sich.

Sogar Gurri erschrak über die wildernde Katze.

Die schickte sich an, den Baum zu erklettern, auf den das Eichhörnchen sich geflüchtet hatte.

Aber das Eichhörnchen zeigte sich flinker; es vollführte Meistersprünge von den dünnsten Astspitzen, von Wipfel zu Wipfel und ließ sich nicht erwischen.

Die Katze hockte zwischen den Zweigen.

Eine ganze Weile kauerte sie dort oben, als ob sie sich etwas überlegen würde.

Das Eichhörnchen saß wieder in seinem Nest, guckte ängstlich hervor und beobachtete diesen neuen, fremden Feind, der rücksichtsloser, brutaler angriff als Marder oder Fuchs.

Plötzlich war die Katze fort.

»Unerhört!« rief das Eichhörnchen, »unerhört! Dieser Räuber überfällt mich hinterrücks! Wäre ich nicht hurtig davon, er hätte mich zerrissen! In mir zittert noch alles! Ich sage ja, man ist im Winter seines Lebens noch weniger sicher als sonst!«

»Finden Sie?« fragte Gurri zweifelnd.

Geno erkundigte sich: »Wissen Sie, wer das ist?«

»Keine Ahnung hab ich«, das Eichhörnchen legte betuernd die kurzen Vorderpfoten auf die Brust, »zum erstenmal sehe ich ihn heute! Kennen Sie ihn?«

»Nein«, erklärte Gurri, »wir wissen nicht, woher dieser Bursche kommt! Uns ist er ganz fremd. Ich denke, wir sind mit Ihnen einig, wenn wir sagen, er ist grauenhaft!«

»Ich weiß gar nicht recht, wie er aussieht. Aber grauenhaft ist er jedenfalls.«

»Glauben Sie«, Geno fürchtete sich, »glauben Sie, er wird auch uns ...?«

»Wenn Sie allein sind, wäre das schon möglich«, meinte das Eichhörnchen.

»Die Kinder werden von nun an nie allein sein«, erklärte Faline.

»Hoffentlich kommt er nicht wieder ...«, äußerte Gurri.

»Man muß sich immer hüten«, erinnerte die Mutter.

»Gewiß!« gab Gurri zu, »aber man muß immer hoffen!«

Der Tag und die Nacht verstrichen ruhig.

Da, bei anbrechendem Morgen, fetzte der Todesschrei eines Vogels die Rehe aus dem Schlaf.

Kurz, röchelnd, schmerzdurchdrungen war dieser Schrei, der jedoch schnell wie ausgelöscht schwieg.

Heftiges Flügelklatschen, dann Stille.

Das Eichhörnchen vermochte seine Neugierde nicht zu bändigen; sprang und wirbelte über Zweige und Wipfelspitzen davon.

Geno enthielt sich nicht des Tadels: »Wie kann man nur der Gefahr so mutwillig entgegenlaufen!«

Gurri entschuldigte dieses Beginnen: »Wenn man sehen will, was geschehen ist ... am liebsten würde auch ich ...«

»Untersteh dich!« sagte Faline, »wundern darf sich dieses kleine Ding kaum, wenn es überfallen wird.«

»Dieses kleine Ding«, verteidigte Gurri, »hat eine Behendigkeit, die kein Räuber erreicht!«

Die drei warteten.

Bald kehrte das Eichhörnchen zurück, kam tief herunter, setzte sich mit hochgepflanzter Fahne, war atemlos vor Erregung und berichtete: »Gräßlich! Was dieser fremde Mörder anrichtet ... Gräßlich! Einen Fasan hat er getötet, einen schönen, sanften Fasan! Dort, wo sie immer zusammenkommen und ihre Mahlzeiten halten, dort, wo Er ihnen unter einer Schutzdecke Nahrung hinstreut, wo sie glauben, daß sie sicher sind, dort hat der Fremde den Fasan erwürgt, hat ihm die Kehle zerbissen!«

»Und weiter ...?« verlangte Geno.

»Weiter? Alles ist voll Blut und voll Federn ...«

»Weiter?« Geno wollte immer mehr wissen.

»Der Mörder zerfleischt den Fasan; reißt ihm Stücke aus der Brust, wühlt in seinen Eingeweiden ... er knackt die Knochen wie

nichts ... oh! Es ist furchtbar, wie er den unglücklichen Fasan zurichtet.«

»Du hast das mit angesehen?« Gurri entsetzte sich.

»Alles! Alles!« antwortete das Eichhörnchen arglos, »ganz genau hab ich alles beobachtet. Der Fremde kümmerte sich in seiner Gier um nichts und niemanden. Da hätte ich mich ruhig ihm gegenüber setzen dürfen.«

»Na, na!« ließ sich Faline vernehmen.

»Aber natürlich ging ich ihm nicht in die Nähe! Ich werde mich hüten! Noch nie hab ich solch einem wütenden Mörder zugeschaut!«

Die Nacht darauf schlug die wildernde Katze einen Hasen.

Sein rasches Sterbejammern, sein klägliches, war zu hören.

»Ich will hoffen«, sagte Faline, »daß nicht unser Freund Hase das Opfer ist ...«

Da kam Freund Hase schon herbeigehoppelt. Entnervt hingen ihm die Löffel herab. Er machte den Eindruck eines Verzweifelten.

»Mein Bruder!!« jammerte er, »mein großer, lieber Bruder ... neben mir ... umgebracht!«

»Warum ist er nicht geflüchtet?« Geno war außer sich.

»Flüchten?« Freund Hase staunte: »Können Sie in diesem Schnee flüchten? Unsereins noch weniger. Man sinkt ja mit dem ganzen Körper ein.«

Geno fühlte sich schwer geängstigt, weil ihm jetzt erst die Unmöglichkeit der Flucht klar wurde.

»Mein armer Bruder«, fuhr Freund Hase fort, »der hat sich gar nicht vom Fleck gerührt und war gleich tot. Ich selbst blieb eine Sekunde wie erstarrt, ohne Bewegung, und so mußte ich ihn sterben sehen.«

Er schauderte.

»Dieser grausame Biß! Dieses leise Krachen des Genicks! Dieses hervorspritzende Blut! Nie! Nie werde ich's vergessen!«

»Sind Sie nicht froh, daß Sie verschont blieben?« meldete sich Genos Selbstsucht naiv und ohne Arg.

Freund Hase warf ihm einen geringschätzigen Blick zu. »Dann hätte ich's eben überstanden! Was ist das für ein Leben! Immer bedroht sein! Immer das qualvolle Ende erwarten! Man wird müde! Ich merke jetzt, daß ich alle meine Feinde noch gar nicht kenne. Den Mörder, der meinen Bruder getötet hat, den hab ich nie vorher gesehen! Er ist nicht größer als ich! Aber man sollte gar nicht glauben, was für eine wilde Gewalt er besitzt!«

Es war selbstverständlich, wenn die Geschöpfe des Waldes einer Katze fremd gegenüberstanden. Sie kamen niemals aus dem Wald, und Katzen blieben dem Revier fern, weil sie darin vom Jäger nicht geduldet wurden, was sie übrigens sehr genau wußten. Der Kater, der nun mordend solchen Schrecken verbreitete, bildete eine seltene Ausnahme. Er kam vom Dorf her, wo er hungerte, lernte die volle Freiheit, lernte die Wonne des Fangens kennen; seine ursprüngliche Raubtiernatur brach ungehemmt hervor, und nun wütete er schlimmer, wurde kühner als Fuchs, Marder oder Iltis und Wiesel.

Eine Weile später schlich Gurri zu der Stelle, an der jener Hase gestorben war. Behutsam, nach allen Seiten witternd, näherte sie sich dem Unglücksplatz.

Sie fand eine breite Blutlache, halb gefroren; fand verraufte Flocken Wolle, Stücke vom Fell, und sie sah die Läufe, abgebissen, angenagt umherliegen. Voll Mitleid gewährte sie den Kopf des Ermordeten, dessen Antlitz, von Schmerz entstellt, die Pein seiner letzten Minute zu spiegeln schien.

Abscheu jagte sie eilends fort.

Sie suchte die Nähe der Mutter, die Nähe Genos, hielt sich bei ihnen und schwieg über das Geschaute.

Das Eichhörnchen, das später gleichfalls den Tatort aufgesucht hatte, entthob durch seine Schilderung Gurri des Redens. Diese Schilderungen konnten alle fesseln.

Am anderen Morgen gellte wieder der Schrei, klang wieder das ohnmächtige Flügelklatschen.

Wieder stürmte das Eichhörnchen hin, kehrte zurück und erzählte, daß wieder ein Fasan dem Fremden zur Beute gefallen wäre.

Die Fasane mieden die Futterstelle.

Doch es half ihnen wenig.

Der Kater hatte sich nun auf Fasane und Hasen eingerichtet.

Er schlug die Hasen im Schneebett, Tag für Tag.

Die Fasane holte er von den Schlafbäumen, wo er sie erwürgte, ohne daß sie einen Muckser laut werden lassen konnten.

Das Entsetzen im Wald stieg immer höher.

Da mordete ein Ungeheuer, blutrünstiger, schändlich offener, weit häufiger, als man es jemals erlebt hatte.

»Ist denn keine Hilfe da?« klagte das Eichhörnchen.

»Gibt es keine Hilfe?« fragten die Rehe, jammerten die Fasane, weinten die Hasen, schakerten die Elstern, kreischte der Häher.

»Der Fuchs ist tot«, sprachen sie untereinander, »den Marder hat die Feuerhand niedergestreckt; viele Iltisse sind gefangen, sind unschädlich gemacht worden. Warum bleiben wir vor diesem Furchtbarsten der Furchtbaren schutzlos?«

Sie sprachen: »Den Habicht, die Weihe zwingt Er zu Boden ... wahrscheinlich ist dieser Mörder mächtiger als Er!«

In dem Zustand, in dem sie sich befanden, dachten sie nun alle an Ihn, war Er ihnen eine Hoffnung, der sie entgegensahen.

Jetzt fingen sie aber an, allgemein zu verzagen.

»Es gibt keine Hilfe ...«, schlossen sie ganz traurig.

Aber dennoch gab es Hilfe. Und sie war im Anzug.

Der Jäger hatte an den Futterstellen die Reste der Hingemordeten, hatte in den Betten die Ueberbleibsel der Erwürgten gefunden. Und der Schnee, den er den weißen Spürhund nannte, wies ihm die Fährte des wildernden Katers.

Er ging rasch nach Hause, kam, von Hektor, dem Hunde, begleitet, zurück in den Wald.

An der Futterstelle, an den blutigen Hasenbetten setzte er Hektor an.

»Such! Such!«

Hektor nahm die Katzenfährte auf, suchte eifrig, lief alle Gänge und Widergänge immer hitziger; er schleifte den Jäger hinter sich her.

Unermüdlich waren die beiden, Jäger und Hund. Einige Stunden lang.

Der Kater fühlte sich verfolgt.

Listig trat er auf der eigenen Spur in entgegengesetzter Richtung; erkletterte bald diesen Baum, bald jenen; glaubte die Täuschung vollkommen.

Noch hatten ihn Jäger und Hektor nicht erblickt. Der Kater hatte von ihnen noch nichts gesehen.

Er wußte durch den Hauch einer Witterung, daß man ihm jagend nachstellte.

Scheu geworden, beklommen, unterließ er jeden Angriff, verging ihm die Mordlust.

Er flüchtete, flüchtete und flüchtete.

Schließlich flüchtete er nicht mehr, sondern erkletterte einen hohen Baum, barg sich in dessen kahlen, wirr verzweigten Wipfel und meinte, die Gefahr werde vorübergehen.

Plötzlich gab Hektor gepreßt und quietschend Laut. Er wußte nun, wo der Kater saß.

Sofort ließ ihn der Jäger von der Leine los, und wütend rannte der Hund pfeilschnell durch den Schnee, vorbei an Bäumen und Büschen zu dem richtigen Baum.

Dort stemmte er die Vorderpfoten an die Rinde, sprang auch im Eifer empor, bellte aus vollem Hals.

Der Jäger vernahm den echten Standlaut, pirschend kam er näher, machte einen weiten Bogen um den Baum der Katze, damit ihn diese nicht erspähte.

Unterdessen wurde der Kater vom Hund abgelenkt und beschäftigte sich nur mit ihm. Hektor bellte unablässig.

Sein ehrlicher Zorn schimpfte den nicht Erreichbaren.

»Feig bist du! Erbärmlicher! Wenn du Mut hast, komm herunter! Kämpfe mit mir! Schäme dich, nur über Hasen und Fasane herzufallen!«

Boshaft fauchte der Kater: »Du zerspringst vor Aerger, weil du mir nicht an den Leib kommst! Streng' dich nur an, bis dir die Zunge heraushängt! Es ist umsonst!«

Hektor wurde immer wütender. »Ich werde nicht müde! Ich ruhe nicht! Nicht von der Stelle weiche ich! Du wirst schon herunterkommen, oder du wirst dort oben verhungern, du niederträchtiger Hasentöter!«

Gehässig zischte der Kater: »Wünsch dir nur, daß ich komme, du elender Bedienter! Du armseliger Angeber! Ich schlag dir deine Augen aus, daß du blind sein wirst und ohnmächtig heulen mußt! Du sollst mich noch kennenlernen!«

Die beiden waren ganz vertieft in ihr Rasereiduell. Sie gewahrten den Jäger gar nicht, der sacht heranschlich. Hektor hatte ihn anfangs erwartet; doch ihn fast vergessen, hingerrissen von der Wildheit seines Zornes, herausgefordert und schier besinnungslos von den giftigen Antworten, die er immer wieder erhielt.

Jetzt stand der Jäger da; jetzt sichtete er den Kater.

Jetzt legte er die Flinte an und zielte.

Der Schuß krachte.

Getroffen zuckte der Kater, taumelte von seinem Sitz, krallte sich im Sturz an einen Zweig und blieb dort hocken. Leise entfuhr ihm schmerzliches Miauen.

Die Schrotladung hatte ihn schwer verwundet, doch zum Teil war sie in das Holz der deckenden Zweige geschlagen.

Kampfunfähig war der Kater freilich; doch sein zähes Leben verlöschte nicht so bald.

Er spürte nun, daß es an den Tod ging.

Aber bis zuletzt blieb er tapfer, blieb feindselig und fauchte den Jäger grimmig an.

Als der zweite Schuß knallte, überschlug sich der Kater im Niederfallen und plumpete in den Schnee.

Hektor packte den Sterbenden beim Genick, schüttelte ihm den letzten Atem aus dem blutenden Maul, warf ihn hin und kümmerte sich nicht mehr um den Leblosen.



* * *

Ein paar Wochen verstrichen.

Im Wald herrschte Ruhe.

Jene bedingte Ruhe, in der sich trotzdem manche Tragödie ereignete.

Die Eule fing Mäuse oder einen schlafenden Vogel.

Der Habicht schlug einen schwachen Hasen.

Ein Fuchs hatte sich wieder eingestellt. Man hörte nachts sein bellendes Jaffen. Zuweilen erbeutete er einen Fasan. Alle wußten es nun: ein Fuchs ist da!

Das waren aber bloß Zwischenfälle, gewöhnlich und gewohnter Art. Furchtbar einzig für das jeweilige Opfer.

Sie schafften im Augenblick etwas Erregung, aber keinen Aufruhr.

So mußte es sein, so war es immer gewesen.

Wie früher gingen die Fasane zu den Futterstellen.

Wie früher tummelten sich die Rehe, scharrten nach ein wenig grünem Zeug.

Wußten sie die Heuraufen oder die hingeschütteten Kastanien vom Hochwild frei, eilten sie zu der schmackhaften Mahlzeit, nahmen sie hastig ein und sättigten sich nach Möglichkeit.

Mildes Wetter schmolz den hohen Schnee bis zu einer dünnen Bodendecke.

Einfallender Frost wandelte das Schmelzwasser zu Glatteis.

Es splitterte, wenn man darauf trat, schnitt in die zarten Rehläufe, daß einige schmerzhaft bluteten.

Geno erhob großes Jammern.

Schweigend leckte Gurri eifrig ihre kleinen Wunden, die bald verheilten.

Es gab nun sonniges, heiteres Wetter.

An einem Morgen erschien Bambi.

Auch dieser Tag versprach schön zu werden.

Der wolkenlose Himmel, der erst nachtgrau war, blaßte allgemach, färbte sich hauchgrün.

»Heute wird nicht geschlafen«, sprach Bambi.

Er trug immer noch die stolze Krone, während viele andere Böcke ihre schon verloren hatten.

Wie stets sah er imposant aus, stand wie stets geheimnisvoll plötzlich da, überraschte und bezauberte durch seinen Anblick.

»Nicht schlafen?« erlaubte sich Geno schüchtern zu klagen. Für Geno war Schlafen jetzt eine Leidenschaft.

»Wie angenehm«, lächelte Gurri, »ich bin lieber wach!«

Faline flüsterte: »Kommt heute der große Schrecken?«

Bambi nickte: »Er kommt.«

Trotzdem die Eltern leise redeten, hatten die Kinder verstanden.

Von Geno wich im Nu jede Schläfrigkeit. Er bebte vor Angst.

Gurri blieb gefaßt und voll Neugierde.

War der Vater bei ihnen, konnte kein Unglück geschehen; an diesem Glauben hielt sie fest.

Tags zuvor hatte Bambi den Jäger beobachtet, der in bestimmten Zwischenräumen frisch geschnitzte Hölzer aufpflanzte. Die Plätze für die Schützen.

Ihren Zweck begriff Bambi nicht; doch was sie anzeigten, verstand er.

»Folgt mir!« gebot er jetzt.

Langsam schritt er voraus.

Dicht hinter ihm ging Geno, dann Faline. Zuletzt schlenderte Gurri, die tat, als wäre sie sorglos, indessen sie neugierige Gespanntheit erfüllte.

Von seinen Streifzügen, die er um Gurris willen unternommen, kannte Bambi das Ende des Waldes. Dorthin führte er nun die Seinen auf Wegen, auf verwachsenen Pfaden, die ihnen fremd waren.

Er mied die Straße zum Jägerhaus, mied das schmale Band, das sie in den Wald streckte.

Einzelnen sollten sie sich niedertun, befahl er, sollten sich nicht rühren, und warten, bis er sie rief.

»Ich will nicht allein sein«, flehte Geno, »ich habe Angst ...«

»Fürchte dich nicht, mein Sohn«, redete ihm der Vater zu.
»Fürchte dich nicht! Ich bin ja bei euch!«

Faline bat für ihn: »Darf Geno bei mir liegen? Er ist so schreckhaft. Man weiß nicht, was geschieht, und der Arme würde zu flüchten versuchen ...«

»Nichts wird geschehen«, beruhigte sie Bambi. Doch erlaubte er: »Leg dich also meinetwegen zur Mutter.«

Als er Gurri ihren Platz anwies, meinte sie, gehorsam niedergetan: »Wir hätten Tante Rolla und die Kinder mitnehmen sollen ...«

»Dummes kleines Ding«, antwortete der Vater und blickte sie zärtlich an, »das ist ganz unmöglich. Wir wären zu viele, und Er würde uns gleich bemerken ...«

»Ach so«, flüsterte Gurri und schmiegte sich an den Boden.

»Hebt das Haupt nicht ...«, rief Bambi zu Mutter und Sohn.

Sofort war er verschwunden.

Eine lange Zeit zog hin.

Lang und bang, wie es Geno dünkte.

Er wagte kein Wort zu flüstern.

Der Himmel wurde hellgelb, wurde orangefarben, erglühete feuerrot, und strahlend rein stieg die Sonne empor.

Die Rehe, die an der schneeigen Erde lagen, achteten nicht darauf.

Geno zitterte.

Gurri war voll Erwarten.

Und Faline quälte sich mit Sorgen.

Bambis Anordnungen verstand sie nicht, und sie fand keine Erklärung für das Unerklärliche.

Endlich, endlich scholl lauter Lärm von Menschenstimmen.

Der große Schrecken kam.

Ein furchtbarer Schwall von Witterung überflutete die Rehe, ein scharfer Brodem, der betäubte und erregte.

Diesmal war Er keineswegs allein, kam nicht als Einzelner wie sonst. Ein großer Trupp rückte an.

Geno wollte aufspringen und fortlaufen.

Die Mutter hielt ihn zurück. »Bezwinge dich! Sonst bist du verloren! Ich hab gerade so viel Angst wie du! Sei ganz still!«

Viele Meisen schwirrten über sie hin. Elstern schakerten wie verrückt. Zahlreiche Krähen entflohen feldwärts dem Wald.

Nun blieb Er stehen mit seiner ganzen Schar.

An die Schützen richtete Er eine kurze Ansprache.

Er sagte, was geschossen werden durfte; Er sagte, wie geschossen werden mußte. Er verbot, einige Geschöpfe zu erlegen, die Eulen, die Waldkäuze, besonders das Hochwild mußte geschont werden, denn ihm gehörte die Kugel und nicht das Schrot. Dann befahl Er Schweigen und Vorsicht.

Seine Stimme hatte für die Rehe etwas Entsetzliches.

Die Schützen betraten den Wald; die Treiber folgten ihnen und nahmen fast lautlos ihre Stellung ein.

Sie waren etwa vierzig Schritte von den Rehen entfernt; umzingelten dort das Gestrüpp eines Dickichts.

Die Luft wehte nun sacht vom Wald her; sie trug die verhaßte Witterung Welle nach Welle zu den Rehen.

Schritte, Schritte, Schritte! Mitunter leises Murmeln der grauenhaften Stimmen.

Es dauerte lange.

Schließlich tönte von ferne schon, aus dem Innern des Waldes, ein Trompetensignal.

Das Zeichen!

Ein zweiter Trompetenruf antwortete, nahe der liegenden Familie.

Augenblicklich brach der höllische Spektakel los.

Wüstes Getöse, Brüllen, Toben, Schreien, Lachen.

»Hohoho!! Hahaha!!«

Stöcke, an die Bäume geschlagen, krachten; in die dürren Büsche gehauen, zischten sie laut. Zweige knickten ächzend.

Immer das tobende »Hohoho!! Hahaha!!«

Immer wieder das Schreien: »Hinaus mit euch! Schaut, daß ihr weiterkommt!«

Dazwischen gellende Ausrufe: »Has! Has! Has!«

Oder: »Reh! Reh! Reh!«

Stampfen und Gröhlen: »Aufstehen!!! Aufstehen!! Verdammte Viecher!! Aufstehen! Faule Kerle!!«

Das galt den Fasanen, die wirr umherliefen, die nicht fliegen wollten.

Sie wußten warum.

Plötzliches Schwingenknattern, Flügelrauschen.

Zwei, fünf, zehn, zwanzig Fasane hatten sich in die Luft erhoben.

Zwanzig, dreißig Schüsse knallten ihnen nach.

Man hörte das dumpfe Bumsen, wie die Getroffenen zu Boden stürzten.

Weiter dröhnte das erbitterte Hetzen.

Nur vereinzelt donnerten jetzt die Schüsse.

»Bravo!« klang eine Stimme, »der liegt!«

Dann Stille.

Die Treiber schwiegen.

Nach kurzer Weile noch ein Schuß.

Lachen.

Dazu der Ruf: »Der hat sich überschlagen!«

Und ein anderer fügte hinzu: »Wie ein Has!«

Pause.

Nur das Räderknarren des Leiterwagens war vernehmlich, der den Schützen nachfuhr.

Die Jagd entfernte sich.

Eine Weile später, die nicht so lange dauerte wie am Anfang, kam wieder der Trompetenstoß, der erste; gleich darauf der zweite, und sofort tobte das Brüllen von neuem los, schmetterten die Knüppel neuerdings an die Baumstämme.

Und das Gewehrfeuer krachte fast ununterbrochen.

Hier jedoch, wo Faline mit den Kindern lag, klang alles schon etwas schwächer.

Gurri hob das Haupt, rief der Mutter zu: »Wir sind hinter dem großen Schrecken!«

Faline entgegnete leise: »Mir scheint es auch so. Aber duck dich, mein Kind!«

Gurri duckte sich nicht; sie war begeistert: »Das hat der Vater gemacht. Absichtlich!«

Bambi stand vor ihr. »Gut erraten, Tochter!« sprach er, »ich glaube, es ist gelungen.«

»Vater ... du bist ...« Gurri wollte etwas Lobpreisendes sagen; sie verstummte befangen, schaute Bambi liebevoll in die Augen.

»Dürfen wir jetzt aufstehen?« fragte Geno.

»Wartet noch eine Weile. Bald bin ich wieder da.«

Bambi verschwand.

»Dieses Liegen«, murrte Geno.

»Sei zufrieden!« mahnte Faline, »du bist wirklich undankbar!«

»Ich kann nicht zufrieden sein, wenn mir Brust und Bauch kalt sind.«

»Geno! Halte doch aus! Ohne den Vater wären wir jetzt vielleicht schon alle tot.«

»Vielleicht ...«, war das einzige, das Geno in seiner augenblicklichen Verstimmtheit zugab.

Schüsse, die zu Salven anschwellen.

Gröhlendes Toben.

Wütiges Knüppeldreschen.

Schuß auf Schuß!

»Sie morden. Jeder Er mordet jetzt!« sprach Bambi, der plötzlich auftauchte.

»Vater ...«, wimmerte Geno, »... darf ich ...?«

»Ja, mein Sohn ...«, erlaubte Bambi, »werde hoch, Faline ... auch du, Gurri!«

Geno wollte emporspringen, was ihm nicht wunschgemäß glückte.

»Meine Glieder sind steif geworden«, beschwerte er sich.

»Mach dir nichts draus«, lächelte Bambi, »sie werden rasch wieder gelenkig.«

Er sah die verdrossene Miene Genos und wurde ernst.

»Denk dir, mein Sohn, du wärst dort drüben, mitten im großen Schrecken, mitten in Lebensgefahr ... möchtest du das lieber?«

Geno schüttelte sich. »O nein! Mir ist jetzt schon wohl!« Er trat heran und rieb das kleine Haupt an des Vaters Schulter. »Ich bin dir ja so dankbar! So dankbar! Nur ... ich kann's nicht sagen ... wie sehr ...«

»Gut, mein Kleiner ... ist nicht nötig ...«, Bambi lächelte zu ihm nieder.

Geno fühlte sich durch dieses Lächeln beglückt.

»Wie hast du dir diese wunderbare Rettung einfallen lassen?« Faline fragte ehrerbietig.

»Ah! Das ist eine lange Geschichte. Ich möchte sie eigentlich nicht erzählen ...« Bambi gedachte seiner vielen Erkundungsgänge, die er Gurris wegen unternommen hatte, und die ihm diese gründliche Ortskenntnis verschafften.

Von weit her lärmte das Brüllen und Stöckeschlagen.

Schüsse knallten, einer nach dem andern; zuweilen mehrere ineinander.

Jemand schrie: »Ein Fuchs! Ein Fuchs!«

Mehrfach wiederholte sich der Schrei: »Ein Fuchs! Achtgeben! Aufpassen, daß er nicht entwischt!«

Gewehrfeuer schwoll leidenschaftlich an; einzeln gar nicht mehr zu unterscheiden.

Der Jäger rief mit aller Kraft: »Nicht ins Treiben schießen!«

Antwort kam: »Getroffen! Er schweiß! Der Fuchs ist getroffen! Er liegt! Er liegt noch nicht! Er muß liegen!«

War jetzt die Jagd auch im Begriffe, sich mehr und mehr zu entfernen, verstanden Faline und die Kinder auch, daß sie in Sicherheit waren, so ergriff sie alle trotzdem immer wieder emporwallende Aufregung.

Die tobende Anwesenheit von Ihm hatte etwas Zermürbendes. Sie verstanden weder Seine Rede noch Sein Lärmen, hatten nur das Empfinden, Er tötet jetzt, Er mordet, und jeden Augenblick müssen Unschuldige sterben. Davon wurden sie im Tiefsten erschüttert.

Selbst Bambi konnte das Aufwühlende dieser Stunden nur mühsam durch scheinbare Gelassenheit verbergen.

»Siehst du, Faline«, sprach er, und in seiner Stimme war ein leises Beben, »siehst du, dieser große Schrecken ist mir lange schon unerträglicher Greuel! Verhaßt sind mir diese Ueberfälle, dieses Gehetztwerden! Ich hasse die raschen Entschlüsse, um durchzuschlüpfen! Davor wollte ich die Kinder bewahren, dich ...«, er lächelte ganz wenig, ... »und mich ...«

Die abendliche Dämmerung sank hernieder; sie bereitete der Jagd ein Ende, hüllte den Wald in Frieden.

Heute – eine große Seltenheit! – herrschte wirklicher Waldfrieden.

Niemand raubte. Niemand wurde verfolgt, angegriffen oder gar getötet.

Nach dem Wüten des Todes fing das Leben an, sich zu regen, befangen und mit nachwirkendem Bangen.

Alle waren erschöpft, eingeschüchtert, waren von den beständigen Gefahren hart mitgenommen. Sie wunderten sich, heil entronnen zu sein; fehlte ihnen gleich auch in diesem total ermüdeten Zustand die Kraft der Freude.

Es gab noch zahlreiche Verwundete. Es gab Krüppel und schwer Getroffene. Es gab welche, die unter Schmerzen mit dem Sterben kämpften, dem sie erlagen.

Bambi und die Seinen durchschritten Dickung nach Dickung.

Da saß ein Fasan, hielt den kleinen Kopf in die Höhe, drehte den metallisch schimmernden Hals nach allen Seiten, sperrte den Schnabel in stummer Pein.

Gurri lief zu ihm: »Was ist dir?«

»Oh!« erwiderte der Vogel, »nichts Besonderes. Nur, daß ich verloren bin. Nur, daß es am besten sein würde, ich wäre tot.«

»Sag doch, was dir geschehen ist.« Bambi war sehr sanft.

Der Fasan hatte keine Stimme mehr: »Meine beiden Ständer sind kaputt ... nie wieder kann ich laufen ... nie wieder mich an meinen Schlafbaum klammern ... nie ...«

Er fiel in Ohnmacht.

Bekümmert verließen sie ihn.

»Morgen findet Er ihn«, prophezeite Bambi, »ist er bis morgen nicht von selbst erledigt, beendigt Er mit der Feuerhand die Qual des Armen.«

Nun trafen sie Freund Hase.

Der kauerte trübselig am Boden, reckte eine Vorderpfote in die Höhe; Blut tropfte ihm herab.

»Freund Hase«, rief Faline, »auch du?«

»Ja«, seufzte der Hase, »auch mich hat's erwischt ... es tut gräßlich weh! Oh, wie der Schmerz peinigt!«

»Aber du lebst!« sagte Gurri. »Der Schmerz vergeht!«

»Ob das wieder gut wird?« bangte der Hase.

»Sicherlich! Sei gewiß!« Gurri brachte das eifrig vor.

»Verstecke dich«, rief Bambi, »verstecke dich ... am besten dort irgendwo ...«, er wies ihn zum Waldessaum, woher er und die Seinigen gekommen waren.

Geno drängte: »Verstecke dich gleich! Warte nicht bis morgen!«

Der Hase richtete sich steil auf. »Ihr seid alle gesund? Was für ein Glück!«

»Bleibe versteckt, bis auch du gesund bist«, schmeichelte Gurri.

»Ich versuche es«, der Hase humpelte mit drei Pfoten fort, sank zusammen, raffte sich empor, hoppelte mühsam weiter.

Sie kamen von einer Dickung in die andere.

Überall fanden sie Verwundete, Sterbende, Tote.

Bambi geleitete sie vorbei an diesen Spuren Seiner Gegenwart.

So lange war Bambi noch nie bei ihnen geblieben.

Faline fürchtete, irgendeine bevorstehende Gefahr wäre die Ursache, daß sie nicht verlassen wurden. Bangigkeit stieg in ihr auf.

Gurri, die ein wenig seitwärts, ein wenig voraus trabte, erschauernd über die Opfer der mörderischen Veranstaltung, gefesselt durch den Anblick etlicher Fasane, die mit dem Tode rangen, stolperte beinahe.

Ein Rehbock lag vor ihr.

»Vater! Vater! Komm!«

Doch Bambi stand schon bei dem Kranken.

»Du bist's? Du, Rapo?« sprach er ihn an.

Der Rehbock hob sein Haupt ganz wenig. Seine Rosenstöcke schimmerten schiefergrau; die Krone hatte er ja abgeworfen. Er war ein hübscher Bursche.

Matt flüsterte Rapo: »Oh, mit mir ist's aus ...« Der Atem flog ihm hörbar. Blut rann ihm aus Nase und Aeser.

»So schlimm wird's nicht sein ...«, Bambi wollte ihm Mut zusprechen.

»Doch ...« Rapo spürte, wie sich das letzte ihm näherte, »... doch ... und ich bin noch jung ...«

Viele Schrotkörner hatten ihm die Lunge durchbohrt. Man sah die dunklen Punkte ihrer Einschlagstellen auf seinem Fell.

»Weil du noch jung bist, darfst du ...« Gurri verstummte.

Denn Rapo streckte sich, verlor das Bewußtsein und regte sich nicht mehr.

»Armer Bursche ... armer, lieber Bursche ...«, murmelte Bambi und schritt weiter.

Gurri trennte sich nur schwer von dem Leichnam.

Geno war außerstande, ihn überhaupt anzuschauen.

Eigentümliches Flattern erregte etwas weiter vorwärts ihre Aufmerksamkeit, ein wiederholter Flugversuch, der immer mißglückte.

»Was ist dir?« Gurri näherte sich dem Fasan, dem ein Fittich breit und lahm zur Seite hing, und der mit der anderen Schwinge die Luft schlug.

»Ich weiß gar nicht, was ich habe ...«, antwortete der Flügelwunde.

»Bist du verletzt?« erkundigte sich Bambi.

»Nein ... ich glaube nicht ...«

»Hast du Schmerzen?« Gurri empfand Erbarmen.

»Schmerzen? ... Nein ... oder doch ... zuweilen sticht es mich so sehr ...«, und der Ringelhahn deutete unter den getroffenen Flügel, den er nicht bewegen konnte.

»Dann wird es schon nicht arg sein«, ermunterte ihn Gurri.
»Man darf sich nicht gleich so nachgeben!«

Doch der Fasan bedurfte keiner Ermunterung. »Wer sagt denn, daß es arg ist? Ich bin ganz gesund! Nur diese dumme Sache da ... ich verstehe das nicht ...«

Er flatterte, stieg kaum einen Meter empor, hing dabei schief in der Luft, fiel gleich wieder herunter.

»Rätselhaft ...!« Er war ärgerlich.

»Streng dich nicht an«, mahnte Faline.

»Ja!« rief Gurri, »ruh dich lang aus; dann vergeht's von selbst!« Sie fühlte sich von der Wahrheit ihrer Worte überzeugt.

»Vielleicht hast du recht«, meinte der Fasan, »ich werde mich also ausruhen. Wenn ich nur einen Baum erreichen könnte! Auf dem Baum würde ich schlafen!«

»Eine Nacht muß es auch am Boden gehen; probier es nur«, versicherte Gurri.

Als sie in die nächste Dickung kamen und der Lahmgeschossene sie nicht mehr hörte, sagte Bambi: »Der ist verloren ...«

Gurri hatte den zuversichtlichen Reden des Fasans getraut und erschrak: »Wieso ... verloren ...?«

»Den fängt der Hund, oder die Feuerhand macht ihn tot ...«

Inmitten eines unbewachsenen Flecks saß Rolla, aufrechten Leibes, das Haupt erhoben.

Der Schnee rund um sie zeigte ein wenig Blut.

Faline lief zu ihr. »Du Rolla, du? Hast dich ganz behaglich niedergetan?«

Melancholisch lachte Rolla. »Behaglich? Das wäre ja anders.«

»Steh auf, Tante, steh geschwind auf!« bat Gurri.

»Hah! Erst müßte ich aufstehen können, mein Kind ...«

»Fehlt dir etwas, Tante?« Geno fragte: »Blutest du?«

Rolla wies nach ihrer Keule: »Da hat's mich getroffen. Nur einen Ruck hab ich gespürt, nur einen!«

»Es ist kaum schwer ...«, sagte Bambi, der nah herantrat.

»Ich glaub auch nicht an eine schwere Verletzung«, Rolla lächelte schwach, »nur angenehm ist es gerade nicht ...«

»Wenn es überhaupt geschehen mußte«, Gurri machte immer solche Vorschläge, »sei'n wir doch froh, weil du bald wieder laufen wirst, Tante.«

»Du möchtest mir gerne helfen, liebe Kleine ...?«

»Ach ja«, Gurri seufzte, »von Herzen gerne!«

»Ich weiß, Kindchen, ich kenne dich ...«

Geno wollte eine Geschichte. »Wie ist dir das widerfahren?«

»Sehr einfach, mein Bester, sehr einfach! Wir sind bis zum Saum der Büsche gegangen ... hinter uns der große Schrecken tobt näher und näher ... wir haben hinaus müssen! Unbedingt! Also schicke ich die Kinder voran und sehe, daß sie heil über die Lichtung kommen. Viele Feuerhände donnern. Aber die Kinder sind glücklich durch!«

»Wahrhaftig ein Glück!« jubelte Gurri.

»Ich hab ihnen auch größte Schnelligkeit eingeschärft ... und ihre eigene Angst hat das übrige getan ...«

»War Lana sehr aufgeregt?« Gurri wollte das wissen.

»Lana? Ach, die trug alles noch annähernd gefaßt. Mein armer Boso dagegen gebärdete sich wie irrsinnig. Na, der Gute, der hat ja für seine Jugend genug erlebt!«

»Und du? Tante?« Geno wurde immer neugieriger.

»Ich? Natürlich bin ich galoppiert, so rasch ich konnte. Es ging auch gut, trotz der donnernden Feuerhände. Schon glaubte ich mich gerettet! Wieder einmal gerettet, denke ich, und ich will in die Dickung schlüpfen. Da spüre ich an meiner linken Seite einen Ruck und ein Brennen! Ich kann und kann nicht weiter, schleppe mich noch ein Stückchen, suche die Kinder, doch die sind nicht zu sehen. So sitze ich hier, sitze und warte, bis der Schmerz nachläßt ...«

»Große Schmerzen? Arme Tante!« Gurri redete vor den anderen.

»Na, ich werde aushalten ...«, sie schaute Faline an, »erinnerst du dich ... es ist nicht lange her ... da haben wir davon gesprochen, wie oft wir das überstanden haben. Ich bin damals so mutig gewesen. Aber wenn der große Schrecken da ist, nützt kein Mut!« Sie verbesserte sich, »eigentlich ... wir sind ja sehr mutig ... wenn auch sonst nie ... einzig im großen Schrecken sind wir's, müssen es sein ...«

»Glück müssen wir haben, nur Glück ...«, antwortete Faline.

»Du hast Glück gehabt! Du und die Deinigen!«

»Uns hat der Vater geführt!« berichtete Gurri stolz.

Eben wollte ihr Bambi ein Zeichen geben, zu schweigen, da strampelte Rolla, versuchte hoch zu werden, sank jedoch wieder zusammen.

»Wo sind meine Kinder?« ächzte sie, »ich muß meine Kinder ... ich muß sie finden ... meine schönen Kinder ... was mag ihnen zugestoßen sein?«

»Nichts ist ihnen zugestoßen«, erklärte Bambi, »du hast ja selbst gesehen, daß sie unverletzt durchkamen! Also sei nicht übertrieben und schone dich um der Kinder willen ...«

»Sie werden sich verirrt haben«, sagte Faline, »das ist kein Wunder an einem Tag wie heute ...«

»Und wahrscheinlich«, fiel Gurri ein, »wahrscheinlich sind sie sehr müde. Das wäre auch kein Wunder. Sei ruhig, Tante Rolla«, versprach sie munter, »wir finden Boso und Lana, wir werden ihnen sagen, wo du bist, und sie werden bald bei dir sein. Ganz gewiß!«

»Eilt euch!« drängte Rolla, »eilt euch! Bitte!«

Rasch gingen sie davon.

Gurri dachte bei sich: wir hätten sie doch mit uns nehmen sollen, heute früh!

Als hätte Bambi diesen Gedanken erraten, sprach er: »Es war unmöglich! Ganz unmöglich!«

Gurri verstand ihn, wie er sie verstanden hatte.

Beide redeten kein Wort mehr darüber.

Geno begehrte Auskunft: »Glaubst du, Vater, Tante Rolla wird sterben?«

»Gewiß nicht!« bekam er zur Antwort, »vielleicht wird sie ein wenig hinken ... auch das kann ihr erspart bleiben.«

Wieder ein toter Bock, wieder sterbende Fasane; tote Hasen, auf dem Rücken hingestreckt, zeigten die helle Wolle ihres Bauches.

Ein altes Reh mit ganz weißem Haupt zuckte im Auslöschen.

Sie gingen rasch vorüber.

»Da ist nichts mehr zu trösten«, murmelte Bambi trübselig.

Unter der Fülle des geschauten Jammers regte sich in ihnen die Abneigung, die sie stets gegen Ihn empfanden, regte sich stärker als sonst. Eines wirklichen Hasses unfähig, mengte sich in ihrem sanften Gemüt Widerwille, Angst und Grauen, Entsetzen und demütiges Ergeben vor einem Mächtigen, dem man zu entrinnen strebte, dem so viele zum Opfer fielen, gegen den es aber unmöglich blieb, zu kämpfen.

Was sie hier sahen, hatte Er getan.

Die ungeheure Kraft, die Er besaß, die blutige Herrschaft, die Er übte, wurde ihnen bewältigend klar.

Eine scharfe Witterung drang auf sie ein.

Scheu verhielten sie ihre Schritte. Angst befahl sie.

Das war der Fuchs! Ihr erbitterter, gefürchteter Feind!

Faline, Geno und Gurri schauten Bambi an.

Der ging nach kurzem Zögern vorwärts.

Augenblicklich folgte ihm Gurri.

Geno blieb mit Faline zurück.

Dort lag der Fuchs.

Eigentlich lag er nur sekundenlang still; dann wälzte er sich ungebärdig, schnappte nach seinen Flanken, als wollte er sich zerfleischen.

Ihn schüttelte hitziges Fieber.

Teilnehmend näherte sich Bambi; blieb jedoch in sicherer Entfernung.

Gurri wurde nur von dem Fuchsgeruch abgehalten, sonst wäre sie ganz nahe hingegangen.

»Leidest du sehr?« fragte sie.

Er fletschte grimmig die Zähne: »Freust du dich darüber?«

»Wie kannst du so schlecht von mir denken?« wehrte sich Gurri, »ich habe Erbarmen mit dir! Großes Erbarmen!«

»Das glaube ich nicht!« knirschte er, und weißer Schaum drang ihm aus dem Rachen, »das glaube ich nicht!«

Für Gurri war ein derartiger Zweifel unverständlich.

Der Fuchs biß wieder in seinen wunden Leib.

»Warum tust du das?« fragte Gurri erschüttert.

»Warum! Warum!« zischte er, »die Schmerzen peinigen mich ...«, er stöhnte, »... peinigen mich, und ich bin wütend!«

Er lag eine Weile ruhig, schaute sie mit glasigen Augen an: »Wäre ich nur gesund! ... dich würde ich gleich haben! Ohne Erbarmen!«

»Du bist aber nicht gesund«, antwortete Gurri unschuldig, »gar nicht gesund bist du, sondern sehr krank, du Armer!« Sie vergaß den Ueberfall von einst.

Der Fuchs wälzte sich wieder; seine Rute hing ihm schlaff am Leib, seine Ohren hatte er eng an den Kopf gepreßt: »Das hat Er mir getan! Elend hat Er mich gemacht! Er! Der Niederträchtige! Der Verhaßte! Ich hab zu meinem Bau wollen! Da bin ich von der Feuerhand geschlagen worden!«

Der Fiebernde tobte.

Unruhig bat Geno: »Vater ... ich möchte fort ...«

»Genug!« entschied Bambi, »genug! Wir gehen!«

Gurri gab ihr Gespräch mit dem ohnmächtigen Feind nur ungern auf.

Es hatte sie zu sehr gefesselt, mit dem sonst so Gefährlichen, jetzt aber Bedauernswerten zu reden. Sie wollte ihn noch manches fragen.

Etwas benommen von dem eklen Geruch überließen sie den Fuchs seinem Schicksal.

Der wälzte sich, schimpfte und war in seiner Verzweiflung ohne Maß. Aber merkbar wurde er schwächer.

»Bedrohen wird der uns wohl kaum mehr«, sagte Faline.

»Schwerlich«, meinte Bambi, »man kann's zwar nicht wissen, denn ein Fuchs ist sehr zäh ... aber für lange wird er keinen Angriff auf unsereins wagen ...«

»Falls er davonkommt«, Geno zeigte sich befriedigt.

Jetzt erkannten sie doch wieder, daß Er auch ein Befreier sein konnte. Sie überlegten nicht, warum und wieso Er sie von den gefürchteten Feinden erlöste. Doch ihr Empfinden gegen Ihn, das sich vorher verschärft hatte, wurde milder.

Als Bambi sie zu den Heuraufen führte, schwand die Abneigung völlig.

Nun fühlten sie alle, Er verdiene Dank, sogar Lob.

»Warum zauderst du?« wendete Faline sich zu Geno. »Sag, hast du wieder einmal ein Bedenken?«

Der flüsterte ängstlich: ».. wenn die Könige ...«

»Heute gibt es hier keine ...«, beruhigte ihn der Vater, »alle Könige sind heute weit fort von hier! Dem großen Schrecken sind sie ausgewichen! Erst in fünf, sechs Tagen kommen sie zurück. Bis dahin ist das hier euer Eigentum ...«

Sie spürten jetzt großen Hunger.

Geno stürzte als der erste herzu; fing behaglich zu schmausen an.

Faline achtete auf nichts mehr, stand neben Geno und hielt ein Festmahl.

Sogar daß Bambi verschwunden war, entging ihr.

Nur Gurri rief: »Wo ist der Vater?«

Weder Faline noch Geno antworteten. Sie waren zu eifrig mit der leckeren Speise beschäftigt.

Gurri sorgte sich: »Er muß doch hungrig sein ...!«

Lässig entgegnete Faline: »Der Vater wird schon essen; sei ganz ruhig. Er will allein bleiben. Das weißt du ja!«

Faline fühlte sich befreit, weil Bambi fort war; seine lange Anwesenheit hatte sie doch niedergedrückt.

Gurri spähte umher; richtig entdeckte sie Boso und Lana, die sich am Kleeheu gütlich taten. Eifrig sprang sie zu ihnen.

»Habt ihr eine Ahnung von eurer Mutter?«

»Nein«, entgegnete Lana, »wir warten hier ...«

»Warten nennt ihr das? Und eure Mutter ...?«

Boso unterbrach sie: »Zum Gruß, Gurri! Die Mutter muß bald kommen ...«

»Es ist ihre Sache, uns zu suchen ...«, fügte Lana hinzu.

»Besonders heute!« sagte Boso, »wir haben Schweres durchgemacht! Sie sollte uns nicht allein lassen.«

»Unverständlich«, murrte Lana, »wo sie so lange bleibt. Heute müßte sich die Mutter um uns kümmern!«

»Unverständlich seid ihr!« brach Gurri los, »eure Mutter wird nicht kommen!«

Boso fuhr entsetzt auf: »Ist sie tot?«

Lana weinte: »Mutter! Arme Mutter!«

»Tot ist sie nicht«, verkündete Gurri, »die Feuerhand hat sie getroffen. Sie kann nicht gehen! Ihr schlemmt da gemütlich, während eure Mutter Schmerzen leidet und um euch bangt!«

»Wo liegt sie?« Lana war voll Ungeduld.

»Wir müssen gleich zu ihr!« beschloß Boso.

»Jawohl! Das müßt ihr! Längst hättet ihr das müssen!«

Gurri erklärte ihnen den Weg.

Sie rannten fort.

Nun erst gönnte sich Gurri ein paar Bissen.

»Zu denken«, sprach sie dabei, »daß so viele sich in Qualen winden, und daß wir hier einfach genießen ...«

»Wie viele sind tot, sind heute weggeschafft worden ... man weiß gar nicht wie viele ...«, erinnerte sich Geno, gesättigt und

von oberflächlichem Mitleid berührt.

»Am besten nicht daran denken!« riet Faline.

»Ich kann mich nicht damit abfinden«, antwortete Gurri, »daß Seine Gewalt regiert, daß die einen ihr zum Opfer fallen, die anderen zufällig verschont bleiben und inzwischen schwelgen, bis sie auch drankommen.«



»Du wirst das nicht ändern, mein Kind«, sagte Faline, »so ist es im Wald, und du mußt dich dreinfügen ... denn so ist es eben ...«

»Ueberzeugend klingt das nicht«, entgegnete Gurri.

»Die Wirklichkeit überzeugt«, schloß Faline, »die Wirklichkeit braucht gar keine Beweise und keine Gründe ... so ist es! Das sind ihre wahren Beweise!«

* * *

Grimmig fiel der Winter von neuem ein.

Schnee häufte sich auf Schnee.

Eisig blies der Wind.

Beinahe glühend brannte der Frost.

Selten schritt Er durch das Revier.

Sehr selten knallte die Feuerhand; sie galt jedesmal einem Raubzeug.

Denn das ganze Wild hatte Schonzeit.

Und irgendwie wußten es nun alle, daß keine Gefahr zu scheuen war.

Vertraut zeigten sich die Rehe jetzt auch am hellen Tag.

Zuversichtlich hoppelten die Hasen umher oder lagen beruhigt in ihren Schneebetten.

Gelassen steckten die Fasane im tiefen Schnee, besuchten, so oft sie wollten, unbeirrt die Futterstellen.

Die Rehe wagten sich dreister an das Heu.

Der Hunger trieb sie, die Unmöglichkeit, Eßbares zu finden.

Selbst Hasen kamen herbei und naschten, soviel sie konnten.

Das Hochwild war kaum zu sehen.

Die Könige schämten sich sehr, weil sie die Kronen verloren hatten.

Sie hielten sich so versteckt, als sei ihnen irgendeine Schandtat vorzuwerfen.

Ihr Wesen war nun ohne Stolz. Traf man mit ihnen zusammen, benahmen sie sich schüchtern und friedfertig.

Des Nachts schlichen sie lautlos durch den Wald.

Die Könige miteinander.

Vom Kampf um Nebenbuhlerschaft war nichts mehr in ihrem Gedächtnis. Friedlich gingen sie zusammen.

Getrennt von ihnen gingen die Königinnen, wunschlos. Manche einzeln, nur in Begleitung ihres Kindes. Andere im Rudel.

Könige und Königinnen schälten die Rinde jüngerer wie mittlerer Bäume.

Es war schon arg, welchen Schaden sie damit anrichteten. Mancher Baum konnte die Wunde nicht überstehen. Er verdorrte und stand kahl da, wenn die anderen wieder grünten.

Doch die königlichen Herrschaften kümmerten sich wenig darum.

Bambi blieb unsichtbar.

Den ganzen Winter ließ er sich nicht blicken.

Auch er hatte seine Krone verloren.

Zwar trug er das Haupt immer noch stolz erhoben; doch vielleicht gebot ihm eben dieser Stolz, die Seinen und die anderen alle zu meiden, solange er entkrönt umherging.

Hin und wieder erfror ein Hase, oder ein Reh lag steif und kalt im Schnee.

Dann stiegen die Krähen nieder, und binnen zwei oder drei Tagen blieb von dem Gefallenen nichts mehr übrig.

Zuweilen erwachte das Eichhörnchen aus seinem Winterschlaf, turnte durch die Wipfel, suchte seine Vorräte, konnte sie nicht finden, schlüpfte wieder in seine enge Stube und schlummerte weiter.

Ihm ersetzte der Schlafzustand teilweise die Nahrung.

Nach und nach wurden alle Waldbewohner von einem unheimlichen Empfinden ergriffen.

Keiner wußte warum, doch jeder fühlte die drückende Beklommenheit.

Nichts geschah.

Die Fasane blieben verschont; die Hasen lagen ungestört in ihren Betten, oder sie spielten verliebt miteinander. Sie spürten nichts vom allgemeinen Bangen.

Auf einmal gaben sie diese heiteren Spiele auf; verkrochen sich geängstigt.

Man wußte nicht, vor wem und worüber diese Angst entstand; allein man hatte sie, mehr und mehr, konnte nicht hindern, daß sie von Tag zu Tag wuchs.

Das wohltuende Sichersein der Schonzeit war unterbrochen.

»Können wir nie zur Ruhe kommen?« redete Faline traurig.

Geno sagte nichts; er zitterte nur immerzu.

»Ich wollte, der Vater wäre bei uns!« rief Gurri. Sie wehrte sich nach Kräften gegen das Bangen, das ihr ankroch. Vergebens! Sie wurde kleinlaut, stimmte der Mutter bei: »Wirklich, man brauchte dringend eine Weile Ruhe ... man möchte sich doch erholen ...«

»Die Kälte und das knappe Essen wäre arg genug«, sagte Faline.

»Uebergenuß ...«, wimmerte Geno.

»Kälte und wenig Essen stören mich nicht ...«, erklärte Gurri, »... hätten wir nur Ruhe, ich würde mich trotzdem erholen!«

Es war zum erstenmal, daß Gurri verzagte.

Dadurch kam Geno, kam selbst Faline noch mehr herunter. Gurris ermunternder Zuspruch fehlte ihnen. Jetzt spürten sie, wie sehr er sie gestützt hatte, wie wenig sie Gurris Verzagen ertrugen.

Dennoch, Gurri hatte recht. Sie alle mit ihrem Zittern hatten recht.

Das unbestimmte, dumpfe Angstgefühl, das sie alle zusammen drückte, schlug zu offenem Grauen empor.

Irgendwo, in einem verborgenen Waldwinkel, lag ein großes Reh zerrissen auf der blutüberströmten Erde. Das war ein völlig beispielloses Verbrechen!

Dieses Reh mußte nach langem Flüchten, zu Tod erschöpft, dem Verfolger erlegen sein. Furchtbar war sein Ende gewesen.

Elstern, Häher und Krähen verbreiteten die Schreckensnachricht.

Aber ... der Verfolger ... der Mörder ... wer war das ...?

Kein Fuchs, kein Marder, auch keiner von der Art des Fremden, den Er vom Baum geholt hatte, keiner! Sie hätten sich mit kleinerer Beute begnügt.

Niemand kannte den Verbrecher, niemand hatte ihn gesehen.

Gerade dadurch stieg das Entsetzen aufs höchste.

Jedoch der Missetäter weilte fern.

Er wohnte im Dorf, gehörte dem Bürgermeister, hieß Nero und war ein stämmiger Wolfshund.

Sein Herr lag krank darnieder; Nero blieb ohne Aufsicht, hatte sich allein davongemacht, hatte Streifzüge unternommen. Erst weithin über die Felder und ganz harmlos. Dort gab es auch nichts Lebendiges, um ihn von seiner Bravheit weg in Versuchung zu locken.

Im Schnee kugelte er sich, fraß vom Schnee, spielte damit, bis er endlich erfrischt und zugleich angenehm müde heimließ.

Später, weil ihm das Umherlaufen gefiel, dehnten sich seine Ausflüge immer weiter. So gelangte er in den Wald, den er noch nicht kannte, denn sein Herr hatte ihn nie mit Nero betreten.

Hier bot sich ihm eine Fülle neuer Eindrücke.

Die unterschiedlichsten Witterungen wehten ihm um die Nase und regten ihn an.

Doch er wußte noch nichts damit anzufangen.

Während einiger Tage zog er stundenlang durch den Wald. Immer neugieriger, immer angeregter, bisher freilich harmlos und ohne feindselige Absicht.

Kein lebendiges Wesen kreuzte seinen Weg, kam ihm zu Gesicht. Nur vielen Spuren folgte er planlos tändelnd.

Aber seine Gegenwart erfüllte alle Geschöpfe des Waldes mit Schrecken. Wenn sie ihn auch nicht sahen, wurden sie trotzdem

von panischer Angst gepackt. Vielleicht nur noch stärker, weil sie ihn nicht sahen und deshalb gar nicht wußten, vor wem sie solche Furcht empfanden.

Es war wirklich so, daß sie seine Gefährlichkeit errieten, noch bevor er selbst sich seines leidenschaftlichen Trachtens bewußt werden konnte.

Das alte Reh, das er getötet hatte, entzündete in ihm die Mordgier.

Ganz zufällig kam er in die Nähe der Geltgeiß, die sehr schreckhaft war, aufsprang und flüchtete.

Nero verstand das als Herausforderung und rannte ihr nach. Eine Weile hatte er keinen andern Gedanken, als die Davoneilende einzuholen. Er wußte nicht genau, wer da vor ihm rannte, glaubte, es wäre ein Hund, freute sich, einen Kameraden zu finden.

Die Luft wehte von der Alten ihm entgegen, brachte ihm mit dem Geruch die Ueberzeugung, keinen seinesgleichen vor sich zu haben, sondern etwas in anderem, in neuem Sinne Wünschenswertes.

Jetzt erwachte die Jagdlust; ein Gefühl, das ihn während der drei Jahre seines Daseins nie beunruhigt hatte, das aber nun schnell zum Rausch wurde, zum Fieber und ihn mit sich fortriß. Alle Hemmungen, die der Drill ihm beigebracht hatte, fielen von ihm ab.

Wenn andere Hunde ein Wild verfolgten, besonders ein größeres Stück, gaben sie immer Laut, bellten, jafften, heulten in pfeifenden Tönen.

Nero aber stammte von den Wölfen, ein später Erbe.

Mochte die Reihe seiner Vorfahren noch so lang sein, noch so undeutlich im Hintergrund der Zeiten verschwimmen, Neros Blut hatte etwas vom Wolf behalten.

Wölfe jedoch bleiben stumm, wenn sie jagen.

Und Nero hetzte das alte Reh, ohne einen Laut zu geben.

Immer wütender drang Wildheit in ihm hervor.

Die arme Unglückliche rannte, was sie konnte.

Das reizte Nero nur zu hitzigerem Grimm. Er blieb hartnäckig hinter ihr, kam ihr näher und näher.

Sie wurde müde, wurde schwach, ihr stockte der Atem.

Nero blieb frisch, blieb in seiner Verbitterung bei Kräften.

Als er die Geiß endlich erreichte, fiel er sie so stürmisch an, daß beide in den Schnee rollten.

Das Reh schlug mit den Läufen wie toll um sich; wollte sein Angstgeschrei erheben, doch rasch hatte der Wolfsbiß ihm die Kehle zerfetzt.

Stumm, wie diese Jagd verlaufen war, vollzog sich ihr Schluß.

Nero schnitt die Weichteile der Toten an, fraß gierig von dem warmen zuckenden Fleisch, kostete zum erstenmal die Wonne des Erbeutens.

Satt bettete er sich in den Schnee. An wärmere Lager gewöhnt, schlief er nicht, döste nur vor sich hin, weniger vom hetzenden Rennen als von der üppigen Mahlzeit ermattet.

Der Rausch, der ihn umnebelt hatte, verflog. Keine Spur blieb zurück.

Nun war er wieder der brave Nero, der gehorsame Hund seines strengen Herrn.

Mit Abscheu, mit Reue sah er den hingestreckten, blutig zerstörten Leib der Getöteten. Sie war erledigt.

Er begriff nicht recht, warum er das getan, doch er hatte die unabweisbare Empfindung, etwas Arges verbrochen zu haben.

Jämmerliche Angst vor Prügel stellte sich ein.

Vorsichtig, mit hängenden Ohren, den Schweif zwischen die Hinterbeine gezogen, machte er sich davon, kroch ein Stück fort, begann zu traben, immer schneller, bis er den Wald verlassen hatte.

Von dem Entsetzen, das seine Tat verbreitete, machte er sich keine Vorstellung.

Aufs freie Feld gelangt, wurde er endlich furchtbefreit. Man hatte ihn nicht ertappt.

Mit den Mienen und Gebärden eines Unschuldigen kam er heim.

Hätte sein Herr oder sonst jemand im Hause ihn beobachtet, man würde an dieser auffallend zur Schau getragenen Harmlosigkeit das böse Gewissen bald deutlich gewahrt haben.

Nero erfreute sich eines tiefen Schlafes, den wildes Träumen nur genußreicher machte.

Erwacht, lebte er das bequeme, unschädliche Dasein, das er gewohnt war. Er wollte sich Bewegung schaffen. Da sein Herr ihn nicht spazieren führte und ihn niemand hinderte, lief er wie früher über die Felder.

Das ging zwei, drei Tage; dann gelangte er unversehens in die Nähe des Waldes.

Jetzt sprang plötzlich der Wolfstrieb in ihm auf. Der Rausch packte ihn wieder, zu verfolgen, zu hetzen, zu erbeuten. Mächtiger als das erste Mal fühlte er nun gieriges Begehren, suchte leidenschaftlicher, noch ehe er Lebendiges wahrnahm, solch ein Ziel.

Lautlos fegte er durch Büsche und Blößen, über Wiesen und Schläge. Der Schnee staubte wirbelnd empor, wo Nero lief. Er witterte, suchte und fand.

Lautlos machte er sich an die Verfolgung der Rehgeiß, die er ein wenig abseits von ihren Kindern sah.

Es war Rolla.

Sie hinkte noch, konnte nicht so rasch entweichen, konnte einen Dauerlauf nicht aushalten, gab sich verloren; doch sie rannte um ihr Leben. Der Wolfshund hinterdrein.

Boso und Lana hatten die Todesgefahr der Mutter gewahrt, liefen klagend zu Faline, zu Geno und Gurri.

»Der neue Feind! Der furchtbare Feind! Er mordet die Mutter!« jammerten sie.

»Wir können nichts tun ...«, sagte Geno.

»Tröstet euch, Kinder«, meinte Faline, »... ihr seid schon groß ... ihr werdet ohne Mutter ...«

Lana weinte: »Ohne Mutter! Ohne unsere gute Mutter ...!«

»Ihr bleibt bei mir«, versprach Faline, »in meiner Obhut ...«

»Du bist nicht unsere Mutter ...!« Boso war verzweifelt.

»Etwas müßten wir unternehmen!« rief Gurri.

»Unternehmen ... was denn?« widersetzten sich Geno und Faline.

»Rasch!« drängte Lana, »sie hinkt! Sie kann nicht lange flüchten!«

»Sie stirbt ...!« ächzte Boso.

»Wahrscheinlich ist sie jetzt schon tot!« sprach Geno und erregte damit Bestürzung.

Inzwischen raffte die angstgepeinigte Rolla ihre letzten Kräfte zusammen; sie verwünschte die wundgeschossene Keule, die ihr jede Behendigkeit raubte.

Sie hielt das Sterben für unabwendbar, wollte nur ein bißchen noch leben, nur ein paar Minuten die Qual des Erwürgtwerdens, diese unbekannt, gräßlich gefürchtete Qual, hinausschieben. Nur kurze Frist!

Der heiße Atem des Verfolgers hechelte näher und näher, hauchte sie jetzt drohend an. Rolla erinnerte sich der Kinder.

Die Verzweiflung gab ihr einen tollen Einfall. Geling ihr das, war sie vielleicht gerettet. Vielleicht!

Plötzlich machte sie kehrt.

Heftig stieß sie mit dem Wolfshund zusammen, der überrascht einknickte. Niederfallend schnappte er nach ihr.

Mit einem jähen Satz überflog sie ihn.

Der Sprung tat ihr in der Keule sehr weh.

Sie sauste ins Dickicht, noch ehe Nero sich emporgerappelt hatte.

Unerwartet kam sie zu Faline, kam zu all den Kindern.

Die jubelten: »Gerettet! Mutter!«

Total erschöpft, von brennenden Schmerzen gefoltert, sank Rolla in den Schnee.

»Er kommt!« wollte sie rufen, war jedoch keines Wortes fähig.

Da stürmte Nero auch schon herein.

Weil nun Geno augenblicklich und als erster flüchtete, nahm der Hund dessen Verfolgung auf, ohne der andern zu achten, die entsetzt auseinanderstoben.

Rolla blieb völlig ausgepumpt und apathisch liegen.

Glücklicherweise war die Schneedecke nicht tief, also vermochte Geno seine ganze jugendliche Schnelligkeit zu brauchen.

Hatte ihm die voreilige Flucht das Gejagtwerden zugezogen, so brachte sie ihm die Gunst, daß zunächst zwischen ihm und Nero ein Abstand blieb.

Geno fand sich zum erstenmal direkt und einzeln angegriffen. Zum erstenmal war er der Todesdrohung preisgegeben und allein.

Ihm blieb keine Möglichkeit, zu bangen oder zu beben. Ihm blieb jetzt nichts anderes übrig als zu rennen!

Flammende, angstbeflügelte Sucht, sich zu retten, trieb ihn vorwärts, als trage ihn der Wind dahin.

»Mein armer Geno!« schluchzte Faline, »mein geliebter Sohn!«

Gurri, zu ihr gesellt, erging sich in Beschwichtigungsversuchen.

»Rolla ist schuld, wenn mein Kind getötet wird!« Faline blieb untröstlich, »nur Rolla ist schuld! Wäre sie wo anders hingelaufen statt zu uns!«

»Er wird Geno nicht erwischen«, beteuerte Gurri, »der böse Feind wird ihn nicht einholen!«

»Ich wollte, du hättest recht!« wimmerte Faline.

Sie erhob bittere Anklagen.

»Diese Rolla! Nur Gutes haben wir ihnen erwiesen! Nur Gutes! Und das ist der Dank!«

Gurri redete ihr zu: »Tante Rolla kann wirklich nichts dafür!«

»Kann nichts dafür?« unterbrach Faline, »wer denn als sie?«

»Niemand von uns kann dafür! Es ist unser Schicksal!«

»Rolla kann dafür!« beharrte Faline.

»Tante Rolla ist fertig gewesen«, entschuldigte Gurri.

»Sie hätte sich opfern müssen«, sagte Faline hart, »eine Mutter muß sich opfern.«

»Sie wäre ja auch das Opfer gewesen«, verteidigte Gurri, »aber ...«

»Aber ...!« Faline geriet immer mehr in eifernden Zorn, »aber statt dessen kommt sie hierher zu uns ... statt dessen opfert sie meinen Geno ... was macht sie sich denn da draus!«

»Sag das nicht, Mutter! Wenn Geno was passiert, wird Tante Rolla ihn wie ihr eigenes Kind betrauern.«

»Ihr Trauern nützt mir gar nichts«, wimmerte Faline, »mein Geno ist so unwissend ...! Er hat noch nichts erlebt ...! Ich sehe ihn niemals wieder!«

»Du siehst ihn gewiß noch heute, Mutter!« Gurri schlug ihrer eigenen Bangigkeit zum Trotz einen zuversichtlichen Ton an: »Heil und gesund wird er sein, Mutter! Du wirst dich überzeugen, ich behalte wieder recht!«

Unterdessen fuhr Geno dahin.

Nero keuchte. Aus Gier, aus Leidenschaft, keineswegs aus beginnender Müdigkeit.

Im Gegenteil, seine Raserei nach Beute wuchs und damit seine Kraft.

Er war ein starker, gut genährter, voll erwachsener Hund, dieser Nero.

Geno war ein Kind und mangelhaft verköstigt.

Nero hatte die Wohltat der warmen Stube für sich.

Geno kannte die Strapaze des Frierens, die ihn noch nicht abhärten konnte.

Also erlahmte Geno ziemlich bald; sein Tempo ließ bedenklich nach, und er wäre als Opfer gefallen, wenn nicht ...

Ja, wenn nicht!

Bambi trat dazwischen!

Die äußerste Gefahr, in der sein Sohn schwebte, ließ ihn das kahle Haupt, ließ ihn die Scheu, den Stolz vergessen.

Er warf sich ins Mittel.

Der Listenreiche ahmte die Fasanhenne nach, die sich flügelkrank stellt, wenn der Fuchs ihre Kücken bedroht. Sie flattert unbeholfen auf, fällt scheinbar zu Boden, flattert wieder und wieder, bis sie den Fuchs weit fort von ihrer Brut gelockt und dieser die Möglichkeit gegeben hat, sich zu verstecken. Dann steigt sie hoch empor und streicht ab. Sie hat gewonnen.

Aehnliche Mittel wendete nun der Vielerfahrene an.

Er tat so, als wäre er schwer krank, als könnte er nicht von der Stelle.

Kaum hatte ihn Nero erblickt, stürmte er auf die vermeintlich leichte Beute los.

Und Geno entrann.

Bambi zog den Wolfshund durch etliche geschickt unbeholfene Kreuz- und Quersprünge hinter sich her.

Ganz nah ließ er ihn kommen, wollte genau wissen, daß der Feind es aufgegeben hatte, Geno zu hetzen, und daß Geno verschwunden war.

Im letzten Moment, wenn Nero schon dachte, nun wäre die Beute sein, bewahrte sich Bambi mit einem Wischer zur Seite vor dem geifernden Rachen.

Auf einmal begann er zu rennen, zu rasen, wie im Wald einzig Bambi laufen konnte.

Verblüfft sauste ihm Nero nach.

Doch Bambi zeigte sich flinker.

Schnurstracks eilte er seinem sicheren Schlupfwinkel entgegen, jener von Baumstämmen und Reisig hochgedeckten Grube.

Darin hatte Bambi früher an der Seite des alten Fürsten, hatte er später allein oft und oft gelegen.

Er kannte den Zugang, schlüpfte hinein und war weg, als hätte ihn die Erde verschlungen.

Die Erde hatte ihn auch wirklich verschlungen.

Genarrt umkreiste der Hund diese Wirrnis, in die es ihm nicht möglich war einzudringen. Er witterte den Entschwundenen, spürte dessen Nähe, wurde aufs höchste davon gereizt.

Jetzt geriet er in die stille Wut, die, gepaart mit hartnäckiger Geduld, den Wölfen eigen ist. Er setzte sich auf seine Keulen und wartete. Nicht weichen, nicht wanken. Warten, warten!



Der Begehrte mußte sichtbar werden.

Mußte!

Er ruhte sich zugleich aus; kam jedoch zu keinem gelassenen Atem. Die Zunge hing ihm immer noch ein wenig heraus, denn

seine Erregtheit wurde nicht geringer.

Bambi lag in sicherer Hut, wußte den Verfolger draußen und war dessen zufrieden.

So vermochte der Abscheuliche niemand anders zu bedrohen.

Stunden später, die Dämmerung schleierte bereits, trat ein junger Hirsch aus der Dickung. Er ging nach dem Brauch als erster, als Vorposten. Die andern, stärkeren sollten folgen, wenn nichts Verdächtiges sich zeigte.

Sorglos waren die Hirsche zu dieser Jahreszeit; wohl bewußt, daß sie geschont würden. Nur gehemmt durch ihre entkrönten Häupter und durch die Scham, die sie darüber empfanden.

Allein das Verdächtige zeigte sich sofort, erwies sich als das Gefährliche, als das Furchtbare.

Nero glaubte, den Erwarteten zu sehen, sprang auf und rannte seitlich der Beute entgegen, die sich so harmlos darbot.

Der junge Hirsch erschrak, setzte in hohen Fluchten weg.

Die andern, nicht minder erschreckt, aber rechtzeitig gewarnt, verließen das Dickicht gar nicht, wendeten sich schleunigst um, preschten mit lautem Aesteknacken davon.

Jetzt hob das Jagen von neuem an.

Der Wolfshund hetzte, der Hirsch pfeilte dahin; gelangte über eine Wiese, an deren Saum er sich dem Gegner stellte.

Mit den Vorderläufen schlug er nach ihm, voll zorniger Angst. Und er schlug zu, wo er nur konnte.

Zweimal sprang Nero dem Hirsch an die Kehle, mußte zweimal, getroffen, von ihm ablassen.

Er schäumte vor schmerzentsündeter Wut.

Als der Hirsch sich wendete, um zu entweichen, fuhr ihm Nero zum drittenmal an die Gurgel, und jetzt biß er sich fest.

Umsonst versuchte der Hirsch den Angreifer abzuschütteln. Blut quoll ihm stromweise herunter. Immer tiefer gruben Neros Zähne in die Wunde. Die Schlagader zerbarst, dem Hirsch schwindelte es vor den Augen. Er leistete keinen Widerstand mehr.

Nero riß ihn zu Boden.

Das Zucken, das langsame Verzappeln des Sterbenden bereitete dem Wolfshund Siegerfreuden.

Viele waren ihm heute entflohen, hatten ihn getäuscht; wurden aber jetzt zu einer einzigen Gestalt, zu seinem Opfer.

Er wühlte im warmen Leib des Getöteten, hatte den Taumel wieder, dessen Wonne ihn betäubte, empfand wieder und diesmal noch stärker die große, beglückende, aber einschläfernde Satttheit, die das lebenswarme Fleisch ihm verursachte.

Noch weit peinlicher, noch weit mehr ernüchtert als beim ersten Male erwachte er aber dann aus seinem Blutrausch, erschrak heute noch mehr als nach dem ersten Raub vor sich selbst.

Dunkelheit verhüllte den Rückzug aus dem Wald.

Furchtsames Schuldbewußtsein trieb ihn heimwärts.

Zu Hause spielte er mit verdoppeltem Eifer die Komödie der Harmlosigkeit, spielte sie eben deshalb so aufdringlich, daß die Leute, Hausfrau, Magd und Knecht, ihn fragten: »Nero, was hast du getan?« Und: »Was hast du angestellt, Nero?«

Demütig kroch er sogleich auf dem Bauch, leistete derart das Bekenntnis seiner Schuld und harrte der Strafe.

Allein niemand wußte, was der Hund eigentlich verbrochen, keiner ahnte das Maß seiner Schuld. Die Strafe unterblieb.

Statt ihrer schmeichelten sie, liebkosten Nero.

»Ja ... du bist brav ...«, hörte er, »... braver Hund!«

Geliebte, erlösende Worte.

Behaglich dehnte er sich auf seiner Matratze. Schön war dieses Leben!

Den Wald jedoch durchzog kaltes Schaudern.

Ermordet lag der junge Hirsch frei am Rande der Wiese.

Wer in die Nähe oder gar vorbei kam, stob entsetzt davon und trug die Trauernachricht weiter.

Man gewärtigte weitere Verbrechen während dieser Nacht.

Jeder bangte, getötet zu werden.

Faline wagte nicht einen Schritt.

Sie jammerte um Geno, den sie für umgebracht hielt; klagte immer wieder Rolla an, die sie dafür verantwortlich machte.

Gurri blieb bei der Mutter, erschöpfte sich in hoffnungsvollen Reden, doch sie selbst hegte kaum noch Hoffnung.

Faline war keinem Ermuntern zugänglich, also schwieg Gurri.

Traurig hörte sie der Mutter zu, die fortwährend von Geno wie von einem Verstorbenen sprach.

»Er ist so anmutig gewesen ...«

»Ein echter kleiner Prinz ...«

»Wie stattlich waren an seiner Stirn die Rosenstöcke, wie ungewöhnlich stark ... und eine stolze Krone hätten sie getragen! Er glich ganz dem Vater!«

»Er war klug, mein Geno, klug und sehr vorsichtig ... ihm mußte man ein langes Leben zutrauen ...«

»Vom Vater geführt, hätte Geno auch lange gelebt, wäre gleich dem Vater fürstlich und weise geworden ... wenn nicht diese Rolla ...«

Eintönig redete Faline immer dasselbe, schloß immer damit, Rolla zu beschuldigen.

Gurri schwieg.

Das Herz tat ihr um den Bruder weh, der nun nie wieder an ihrer Seite weilen würde, der so gütig gewesen und den sie so innig geliebt hatte, was sie jetzt erst wirklich begriff.

Doch der harten Verurteilung Rollas schloß sie sich nicht an.

Sie hatte Tante Rolla gern, mutete ihr keine tadelnswürdige Absicht zu, war überzeugt, Tante Rolla konnte nichts für den Zwischenfall und werde sich wegen Genos Schicksal selber am meisten Vorwürfe machen.

Rolla lag noch immer am selben Fleck, an dem sie zusammengebrochen.

Sie litt arg durch ihre verletzte Keule, deren Muskel und Sehnen längst nicht geheilt und jetzt neuerdings zerrissen waren.

Der Schreck, der sie jählings erfaßt hatte, die Furcht, während sie gehetzt wurde, der übermäßige Kraftaufwand, dies alles

schaffte solche Ermüdung, daß Rolla sich immer elender fühlte.

Sie kämpfte gegen den Schlaf, denn sie bebte vor einem wiederholten Ueberfall; sie bangte um ihre Kinder.

Wirre Bilder schwebten um ihren Sinn; sie träumte schon, als sie noch zu wachen glaubte; doch der ohnmachtähnliche Schlaf, der endlich ihr Bewußtsein niederschlug, tilgte jeden Traum hinweg.

Geno war nach dem Dazwischentreten Bambis weitergelaufen. Er glaubte noch keineswegs an seine Rettung. Die Angst mehrte sich im selben Maß, in welchem die Schnelligkeit sich minderte.

Zunächst vermochte er überhaupt nicht zu denken. Es dauerte eine Weile, ehe er wahrnahm, daß er nicht mehr gehetzt wurde.

Nun wagte er mit dem Rennen eines Verfolgten nachzulassen. Nun ging er allmählich langsamer und langsamer. Sein angestrenzter Körper erholte sich, er schöpfte ruhiger Atem.

Freilich fühlte sich Geno immer noch bedroht, war immer noch ein Flüchtling. Jedes leise Geräusch machte ihn zusammenzucken, vor dem Hoppeln eines Hasen, dem entfernten Schritt von Rehen fiel er in Galopp; nur kurz, bis ihm klar wurde, das sei ungefährlich.

Weithin streifte er durch den Wald; fand überall Schrecken und Furcht, brachte selber überall Furcht und Schrecken mit.

Doch nichts ereignete sich während dieser Nacht, weder Angriff noch Ueberfall. Keine Wolfsgestalt wurde sichtbar. Denn Nero lag ja daheim und schlummerte friedlich.

Der blutige Leib des Hirsches aber, den er zerrissen, verbreitete wie ein stummer Klageschrei andauerndes Entsetzen.

Bei Tagesgrauen erwachten die Vögel, sahen den Hingestreckten und beeilten sich, mit verspäteten Warnungsrufen säumiger, nun doppelt eifriger Wächter die Kunde umherzutragen, die ja die meisten schon wußten.

Zahlreiche Krähen, die einander laut riefen, flatterten heran, ließen sich zu dem Erkalteten nieder und begannen ihr häßliches Mahl.

Geno, ziemlich ruhig geworden, gestand sich nun seine Rettung, die er freilich nicht völlig begriff, der er übrigens noch nicht restlos traute.

Sein Schlafbedürfnis, sein Hunger wichen der Sehnsucht nach der Mutter.

Er suchte Faline und Gurri, kehrte schließlich zu dem Platz zurück, von dem aus er gejagt worden war.

Behutsam ging er, ganz leise; fühlte, ihm könne am gleichen Ort nicht zum zweitenmal Gleiches widerfahren. Trotzdem wendete er größte Vorsicht an.

Eine vertraute Stimme klang an seine Lauscher. Nicht die seiner Mutter, aber wohlbekannt: »Geno! Geno!«

Rolla, die eben aus der Tiefe ihres Schlafes auftauchte, rief ihn. Erstaunt stand er da.

»Geno«, sprach Rolla, »du bist's? Und allein?«

»Allein!« antwortete Geno.

»Wo ist die Mutter? Wo ist Gurri?«

»Wer weiß, wo sie sind!« erwiderte Geno, »ich weiß es nicht, möchte es brennend gern wissen ...«

»Was ich erlebt habe ...!« seufzte Rolla.

»Und ich!« fügte Geno geringschätzig hinzu.

Rolla erhob sich schwerfällig. »Ach! Mir tut die Keule weh! Nicht mehr gar so sehr! Aber im ganzen ist mir, als wäre ich zerbrochen ...«

»Kannst du nicht gehen?« fragte Geno ohne innigere Teilnahme.

»Doch! Gehen ... langsam gehen kann ich ...« Rolla taumelte ein wenig, »... nur laufen würde ich nicht können ... nein, das wäre ich nicht imstande ...«

Sie sah Geno in die Augen: »Auch du hast Schweres mitgemacht?«

Geno straffte sich: »Sehr Schweres, Tante!«

»Sag mir, Geno, was ist dir geschehen, du Armer?«

»Erst muß ich die Mutter und Gurri finden ... früher ... du entschuldigst, Tante ... früher hab ich keine Ruhe, zu sprechen ...«

»Ich bin um Boso und Lana in Sorge ... wie grausam fällt diese Sorge jetzt über mich her! Du hast recht, Geno! Du bist klug und gut! Bevor wir nicht alle finden, gibt es für uns keine Ruhe ...! Komm, wir wollen sie zusammen suchen ...«

Sie machten sich auf den Weg, schritten lange und langsam umher. Rolla war stark behindert; sie hinkte schwer.

Das Eichhörnchen wirbelte über ihnen durch die Wipfel: »Habt ihr schon gehört?«

Die Geschichte vom ermordeten Hirsch wirkte furchtbar.

»Wissen Sie, wo meine Mutter ist? Und meine Schwester?« Geno fragte beklommenen Herzens.

»Und meine Kinder?« erkundigte sich Rolla zaghaft.

Das Eichhörnchen gab nur Geno Bescheid: »Ja! Dort, neben der alten Esche, im Hartriegelbusch sind beide miteinander und ganz gesund!«

Geno wollte fortlaufen, aber Rolla bat: »Warte ... nur eine Sekunde!« Zum Eichhörnchen flehte sie: »Und meine Kinder ... meine Kinder?«

»Ich muß mich nach ihnen umschauen!« war die Antwort.

Feierlich erschien Rolla mit Geno bei der Esche. Sie wollte sagen: »Da bringe ich dir deinen Sohn!«

Doch Gurri stürmte aus dem Hartriegelbusch. »Geno! Geno! Haben wir dich wieder!« jauchzte sie.

Faline brach hervor, stammelte erschüttert: »Mein Sohn ... du lebst!«

»Frisch und gesund!« jubelte Gurri.

Sie küßten ihn zärtlich. Faline weinte Freudentränen; Gurri war fröhlich, also lachte sie; Gurri war klug.

»Wüßte ich nur meine Kinder so frisch und so gesund ...«, düsterte Rolla.

Doch sie wurde von Faline keines Wortes gewürdigt.

»Erzähle, Geno«, verlangte Gurri, »erzähle!«

»Ja, wir wollen hören, was du erlitten hast, wie du dich retten konntest«, sagte Faline.

»Auch ich bin neugierig«, fügte Rolla hinzu, »obwohl du vielleicht warten solltest, bis meine Kinder ...«

Faline tat, als wäre außer ihr, Gurri und Geno niemand zugegen. Sie unterbrach Rolla: »Sprich nur, mein Sohn!«

Geno holte zu seinem Bericht aus, allein kaum hatte er damit angefangen, kamen Boso und Lana, geführt vom Eichhörnchen, das über ihnen durchs Gezweig hastete und frohlockte: »Nun sind ja alle wieder beisammen!«

Rolla tauschte Küsse des Wiedersehens mit ihren Kindern.

»Wie fühlst du dich, Mutter?«

»Du hast dich erholt?«

Beide erkundigten sich lebhaft.

»Von mir ist nichts zu sagen«, meinte Rolla, »aber ihr, meine Kleinen, wie ist es euch ergangen?«

Faline war der Ansicht, jetzt dürfe einzig ihr Sohn in Betracht kommen und jedes andere Reden wäre unstatthaft, wäre unerlaubt zudringlich. Deshalb forderte sie scharf: »Erzähle, Geno! Wir sind gestört worden!«

Geno, ein wenig verlegen durch den Ton der Mutter, fing von seiner Bedrängnis an.

Jetzt wurde ihm auf einmal ganz klar, wer sein Retter gewesen.

Der Vater. Natürlich war das einzig der Vater.

Kein anderer als er hätte sich seiner angenommen!

Er schwankte, ob er den Vater erwähnen dürfte, ob er ihn nicht verschweigen sollte, doch Gurri überrumpelte ihn mit der Frage: »Was hat den Wüterich von dir abgelenkt?«

Ihm entfuhr die Wahrheit: »Der Vater!«

Denn kein Geschöpf des Waldes verstand sich aufs Lügen. Sie konnten etwas geheimhalten, konnten schweigen; die Lüge blieb ihnen allen fremd.

Genos Mitteilung erregte Aufsehen.

»Oh! Bambi!« flüsterte Faline.

»Unser Vater!« schwärmte Gurri.

Begeisterung regte sich in Mutter und Tochter; begeistert schilderte Geno, was Bambi für ihn getan.

Keiner zweifelte an Bambis Entkommen.

Gurri rückte der Mutter zur Seite: »Stell dich nicht so kalt gegen Tante Rolla«, ganz heimlich, den andern unhörbar, klang ihr inständiges Bitten, »sei freundlich mit ihr; sie ist ja krank.«

Faline fiel es ebenso schwer, sich mit Rolla zu versöhnen, wie ihrer Tochter zu widerstehen.

»Später vielleicht«, sagte sie, »jetzt kann ich nicht ... später ...«

Sie ging einfach fort.

Gurri gelangte nicht dazu, einige liebe Worte an Rolla zu richten, denn Geno und Boso verzankten sich.

»Mein Bester«, begann Boso, »ich habe viel mehr erlebt als du!« Das war nun freilich hochmütig gesprochen.

»Mehr? Du willst mehr erlebt haben?« Geno war gereizt. Im ersten Augenblick fiel ihm keine andere Antwort ein.

»Viel mehr!« wiederholte Boso, »ich wäre bald gestorben!«

Jetzt fuhr Geno auf, voll Aerger, weil sein Abenteuer mißachtet wurde: »Du bist ganz dumm in irgend etwas hineingetappt ...! Du kannst dich wohl kaum mit mir vergleichen!«

»Eben das habe ich gemeint«, erwiderte Boso spitz, »ein Vergleich zwischen deinem kleinen Erlebnis und meinen gefährlichen Todesnöten ...«

Geno ließ ihn nicht vollenden. »Ich spreche nie mehr mit dir!« warf er geringschätzig hin und lief der Mutter nach.

»Du hast den Vergleich vorgebracht, du!« sagte Gurri ernst, »das hättest du nicht sollen, Boso! Jetzt nicht! Das wird dir noch leid tun!«

Sie sprang fort, folgte der Mutter und dem Bruder.

Zurückgeblieben, meinte Rolla traurig: »Du bist zwar im Recht, mein Sohn, aber ...«

»Aber mir tut es jetzt schon leid!« fügte Lana rasch hinzu, »wir wären alle so glücklich gewesen.«

Noch am selben Tag hatte der Jäger den toten Hirsch gefunden. Betroffen zerbrach er sich den Kopf: Wer kann das angerichtet haben?

Es währte nicht lange, bis er im zerwühlten Schnee die Fußspur eines Hundes entdeckte.

Sorgfältig ging er diesen Spuren nach, sah, wie arg der Hund etliche Stücke gehetzt hatte; er fand auch die Reste der zerrissenen Rehgeiß.

»Na, der hat tüchtig gewirtschaftet!«

Welcher Hund mochte das sein?

Ein großer, starker Hund war es ohne Zweifel.

Der Jäger dachte ganz methodisch nach.

Die lange Hetzspur sprach deutlich genug. Und der Jäger hatte keinen Laut gehört.

Also ein Wolfshund!

Einzig der Bürgermeister besaß einen solchen.

Peinlich!

Aber peinlich oder nicht, der Hund mußte weg! Da half nur eine Schrotladung! Die sollte ihm werden!

So begab sich der Jäger auf die Lauer.

Ziemlich nah vom Waldeseingang paßte er Nero ab.

Er wartete drei ganze Tage.

Kein Nero erschien.

Am vierten Tag trollte er heran. Doch der Wind strich ihm entgegen, brachte ihm die Witterung des Jägers. Wie gescheucht kehrte Nero um, eilte ins Dorf zurück.

Zwei Tage zeigte er sich nicht. Alles Warten blieb umsonst.

Endlich am siebenten Tag kam Nero, fiebernd vor Jagdeifer, von keinem Lüftchen gewarnt, und drang ins Buschwerk.

Ganz feine Schrotkörner hatte der Jäger in Patronen geladen. Er war darauf verfallen, den kostbaren Hund, den der Bürgermeister liebte, nicht umzulegen, sondern ihn bloß zu

schrecken, ihm einen Denkkzettel zu geben und ihm das Waldlaufen abzugewöhnen.



Als er ihm den Schuß aufs Fell brannte, knickte Nero mit einem jammernden Winselschrei zusammen, raffte sich dann aber ganz wirr wieder auf, denn kein Schrotkorn war ihm tiefer ins Fleisch gedrungen.

Mit eingeklemmtem Schweif, mit schmerzhaft und furchtsam gebogenen Läufen zog er humpelnd, kroch er fast bäuchlings über das Feld dem Dorf zu.

Lächelnd blickte ihm der Jäger nach.

Dann besuchte er sofort den Bürgermeister und setzte ihm den Fall auseinander.

Der Bürgermeister zeigte Verständnis. »Hätten Sie ihn nur gleich erschossen! Er hätt's verdient, der Sakerloter!«

Nero lag in der Ecke, kläglich zusammengekauert und zitternd.

»Wer schießt denn so einen schönen Hund gleich tot?« erwiderte der Jäger. »Das tu ich jedenfalls nicht!«

»Jedenfalls danke ich Ihnen vielmals«, schloß der Bürgermeister, »das Ganze ist eben passiert, weil ich krank war.«

Damit war die Sache erledigt.

Im Wald herrschte nun wirklich voller Frieden.

Kein Eindringling störte mehr das stille Leben der Geschöpfe, und die gewohnten Zwischenfälle gingen wie sonst vorüber, wurden rasch vergessen.

Rollas Wunden heilten nach und nach; sie hinkte kaum merkbar, bewegte sich schneller.

Doch sie und ihre Kinder mieden Faline, Geno und Gurri.

Bambi blieb unsichtbar.

Die Kälte wurde gelinder; der Himmel blaute, und die Sonne wärmte ein wenig.

Eines Morgens standen überall Schneeglöckchen mit nickenden Kelchen.

»Sieh doch, Mutter«, freute sich Gurri, »das sind Blüten ... echte Blüten!«

»Ja, mein Kind«, lächelte Faline, »es fängt an zu blühen!«

»Man kann sie gar nicht zählen«, stellte Geno fest.

»Vorboten sind sie«, sprach Faline.

»Vorboten?« Geno war mißtrauisch, »von was? Vorboten hab ich nicht gern!«

»Die darfst du begrüßen, mein Sohn; sie künden Gutes!«

»Daß die schwere Zeit vorbeigeht?« lachte Gurri.

»Sie ist im Schwinden!« bestätigte Faline heiter.

»Und alles wird wieder grün?«

»Alles, mein Sohn!«

»Das kann ich gar nicht fassen!« zweifelte Geno.

»Man vermag das Unglück nicht zu fassen, und man macht sich vom Glück keine Vorstellung«, sprach Faline, »man muß beides erleben, Böses wie Gutes.«

»Ueberleben!« warf Gurri fröhlich ein, »überleben ist das Wichtigste!«

»Und man lernt«, sprach Faline weiter, »daß man eins mit dem andern, mit dem Unglück das Glück zu bezahlen hat.«

Das Eichhörnchen Perri erwachte aus seinem Winterschlaf, denn der Frost schwand langsam dahin.

Faline und ihre Kinder merkten es kaum, aber der Schnee wurde ein weicher Brei; die Erde war naß, man ging wie auf Sumpfboden und glaubte einzusinken.

Geno und Gurri liefen kaum mehr über die Wiese; dort quoll das Wasser unter jedem Tritt gurgelnd hervor.

»Das ist ja schlimmer als der Winter«, äußerte Geno unzufrieden.

Doch die Mutter beruhigte ihn: »Wart' nur, es wird bald schön!«

»Wann?« murrte er.

»Bald!«

»Hab doch Geduld«, redete ihm Gurri zu, »wenn mir Gutes versprochen wird, bin ich gleich froh gelaunt.«

»Meinetwegen, ich will Geduld haben«, erwiderte Geno, »nur fröhlich kann ich nicht sein; das wäre zu viel verlangt, wenn ich in diesem Schlamm und dieser Nässe herumwaten muß.«

Unmutig kam das Eichhörnchen gesprungen: »Hätte ich doch was zu essen! Mich hungert schrecklich!«

»Wissen Sie nicht, daß es schön wird?« fragte Gurri.

»Freilich weiß ich das! Leider werde ich davon nicht satt!«

»Sie müssen sich auf das Kommende freuen«, riet ihm Gurri, »frohes Erwarten macht schon zur Hälfte satt. Können Sie sich nicht einstweilen damit begnügen?«

»Ich hatte Vorräte gesammelt«, Perri saß traurig und nachdenklich da, »reiche Vorräte ... und jetzt finde ich sie gar nicht!«

»Suchen Sie! Suchen Sie!« ermunterte Gurri, »besinnen Sie sich! Sie werden schon draufkommen, wo Ihr Vorrat liegt!«

»Sie sollen recht behalten!« Perri huschte davon.

»Ich wünsche Ihnen, daß ich recht behalte!« lachte Gurri hintendrein.

Der Himmel umzog sich mit fahlgrauen Wolken.

»Es wird schön ...«, spottete Geno.

Rauschend fiel der Regen nieder, dicht, eintönig, andauernd.

Geno bemerkte kurz: »Es wird immer schöner ...«

Die Rehe triefen nur so vor Nässe.

»Du glaubst nicht, daß es schön wird?« Gurri neckte den Bruder.

»Glaubst du vielleicht daran?« Geno machte ein verdrossenes Gesicht.

»Ja!« rief Gurri, »ich glaube daran! Ich fühle, es wird herrlich!«

»Närrin!«

»Laß mich eine Närrin sein!«

Faline sprach: »Gurri fügt sich in das Unabwendbare; füg auch du dich, mein Sohn!«

»Ich füge mich ja. Was kann ich anderes tun?«

»Du sollst dich wie Gurri zufriedengeben. Heiter sein. Sie hat es nicht besser als du!«

Geno richtete sich auf. »Jeder duldet nach seiner Weise. Rede mir nicht von Zufriedenheit, rede mir nicht von Heitersein. Unter solchen Umständen ist nur ein Dummer zufrieden und heiter!!« – »Dann bin ich eben dumm!« Gurri lachte.

»Das habe ich nicht gemeint!« entschuldigte sich Geno eifrig, »wirklich nicht!« Er bewunderte die Schwester immer noch, und er liebte sie zu sehr, um sie zu beleidigen.

Als der Sturm losbrach, der jetzt bis zur Raserei entfesselt über den Wald herstürzte, verjagte er den Regen.

Geno ertrug die neue Plage stumm.

Die Sturmgewalt war ungeheuer. Gleich einem Rudel scheu gewordener Rosse brauste der Wind dahin.

Am Himmel jagten die Wolken wie verfolgte Flüchtlinge.

Tief und ächzend neigten sich die stärksten Bäume.

Mit schmerzlichem Schrei brachen dicke Zweige und krachten zu Boden.

Der Schwächte wäre beinahe entwurzelt worden; beinahe wäre sein Stamm mitten entzweigesplittert.

»Danke mir«, sagte die hohe Eiche, »mein Schutz hat dich bewahrt.«

»Meine gesunde Art ist das!« antwortete der Schwächte, »nicht dein Schutz!«

Da packte ihn der Orkan von neuem, schüttelte ihn, bog ihn so arg, daß er bald sein Leben eingebüßt hätte.

»Ich rette dich immer wieder!« bemerkte die hohe Eiche.

Erbittert rief der andere: »Dir bin ich keinen Dank schuldig! Ich halte mich allein aufrecht! Ich allein!«

»Danke mir also nicht. Ich schütze dich trotzdem und verzichte auf deinen Dank!«

»Oh du Heimtückischer!« zeterte der Schwächte, »du möchtest ja nur leugnen, wie viele gute Kräfte in mir lebendig sind, wie mächtig ich sein könnte, wenn du nicht ...«

Der Sturm riß ihm das übrige weg, erstickte jedes Gespräch und betäubte die alten, die großen wie die kleinen Bäume, alle miteinander, unter seiner Gewalt.

Er war hartnäckiger, dieser Sturm, als der Regen. Auch kühl war er; doch niemand fror, denn ab und zu wehte ein lauer Hauch wie zärtliches Versprechen in diesem Sausen.

Unter dem Riesenatem des Sturmes wurde der Schnee weggefegt, wurde die Erde so trocken, daß nur geringe Feuchtigkeit zurückblieb.

Den Rehen stob die Winterwolle in ganzen Büscheln vom Leib.

Ueber Nacht schlief der Sturmwind ein, als wäre er des langen Tobens müde und habe sich zur Ruhe bequemt.

Eine freundliche Sonne, die sogleich angenehm wärmte, stieg am wolkenlosen Firmament empor.

Erwacht, flatterten die Fasane von ihren Schlummerbäumen; ihr berstendes Gocken, selbst das Knattern ihrer Fittiche klang heller als sonst.

Mit einem Zwitscherruf flog die Amsel zur höchsten Spitze der hohen Eiche und schaute umher; dann begann sie schüchtern ihr Lied zu probieren. Es gelang ihr noch nicht völlig. Dennoch blieb sie dort oben sitzen, wo sie immer wieder eine kleine bescheidene Strophe sang.

Heftig trommelte der Specht; man hörte ihn weit in der Runde.

Geschwätziges Schakern der Elstern erscholl, dazwischen kreischte der Häher; man wußte nur niemals, ob er sich ärgerte oder vergnügt war.

Durch das Buschwerk wisperten die Meisen.

Jauchzender Falkenruf drang aus der Luft hernieder und wurde von den krächzenden Stimmen der Krähen übertönt.

Alle waren beschäftigt, Nester zu bauen oder noch verwendbare Nester auszubessern, eine emsige Arbeit.

»Nun mußt du zugeben, daß es herrlich ist«, forderte Gurri von ihrem Bruder.

»Es war höchste Zeit«, antwortete der, »höchste Zeit! Endlich! Länger hätt' ich's nicht ausgehalten!«

»Falsch!« korrigierte Gurri, »du hättest ausgehalten, mein Lieber. Du hast die ganze harte Zeit durchgemacht ...«

»Schwer genug!«

»Weil du's schwer genommen hast! Man sagt oft, das halte ich nicht aus und erträgt es doch; ja man weiß bei sich, daß man es

ertragen wird und muß. Man weiß gar nicht, wieviel man aushalten kann!«

»Richtig!« sagte Faline, »das Schicksal möge uns nie so viel aufladen, wie wir ertragen können.« Sie wechselte den ernstesten Ton, in dem sie gesprochen hatte: »Kinder, genießen wir die gute Zeit! Kommt auf die Wiese!«

»Jetzt? Am hellen Tag?« Geno staunte, »... und die Gefahr?«

»Wenn ich die Wiese vorschlage«, entgegnete die Mutter, »darfst du ohne Sorge sein! Das Schönste an dieser schönen Zeit ist ja, daß es keine Gefahr gibt. Nein, mein ängstlicher Sohn, Er tut uns nichts zuleid. Denn Er sucht uns jetzt nicht!«

»Geno!« rief Gurri, »Geno! Wahrhaftig, dir wächst eine Krone! Sieh nur, Mutter, sieh!«

Stolz hob Geno das Haupt.

»Na«, meinte Faline, die ihn wohlgefällig betrachtete, »einstweilen ist das nur ein Krönlein, nur der Anfang eines Krönleins. Aber in Anbetracht deiner Jugend, Geno, darf man sich wundern, wie früh dieser Anfang kommt und wie kräftig er ist.«

Zwei dünne Zacken waren an Genos Haupt sichtbar, klein, von Bast umhüllt, wirklich erst im Beginn des Entstehens, doch gut und deutlich wahrzunehmen.

Faline ließ den Blick nicht von ihrem Sohn. »Du siehst deinem Vater ähnlich«, sprach sie träumerisch.

»Genau so!« Sie seufzte leicht: »Oh, Jugendzeit! ... als er so jung war wie du, hat er genau so ausgesehen!«

Geno konnte sein Haupt nicht noch stolzer emporrecken. Aehnlichkeit mit dem Vater – Schmeichelhafteres war nicht zu denken.

»Vorwärts, gekrönter Bruder«, lockte Gurri, »zur Wiese!«

Alle drei rannten fröhlich hinaus.

Draußen aber stand Rolla mit Boso und Lana.

»Das ist doch deine Wiese, Gurri«, flüsterte Geno, sogleich verdrossen.

»Ach was!« erwiderte sie, »heute mag die Wiese allen gehören! Und du, Geno, solltest dich mit Boso versöhnen!«

»Er hat mich beleidigt!«

»Das ist längst vorbei!«

»Nichts ist vorbei«, trotzte Geno.

»Sei wieder gut«, bat Gurri, »mir zulieb!«

Sie lief den anderen entgegen.

»Wir haben uns lange nicht gesehen! Zum Gruß!« rief sie freundlich.

»Zum Gruß«, antworteten Boso und Lana, etwas fremd und nicht ohne Scheu.

Rolla schwieg.

»Tante Rolla, zum Gruß!« beharrte Gurri, »kennst du mich nicht mehr?«

»Gewiß kenne ich dich«, Rollas Wesen hatte etwas Gezwungenes, »aber deine Mutter scheint mich nicht zu kennen. Sie geht einfach an mir vorüber.«

»Oh, sie meint es nicht schlimm!« versicherte Gurri, »sie ist nur von dem wunderbaren Tag ...« Sie brach ab und rief: »Mutter! Tante Rolla ist da! Schau doch!«

Der zaudernden Faline sprang sie munter entgegen: »Komm doch und zeig dich nett, Mutter, ich bitte dich!«

Faline schritt heran. »Zum Gruß, Rolla ...« »Zum Gruß ...«

Doch es klang ohne die alte Herzlichkeit, und die beiden standen sich stumm gegenüber, bis Faline fragte: »Bist du jetzt ganz gesund?«

»Danke, soweit bin ich gesund. Nur hinke ich zuweilen noch ein wenig.«

Geno hatte seine Mutter mit Rolla sprechen sehen; er kam deshalb sorglos herzu, als Gurri ihn rief.

Während er sich näherte, rühmte sie ihn: »Mein Bruder hat schon eine Krone, den Anfang einer Krone. Ihr könnt sie sehen, von weitem sehen!«

Boso schaute gar nicht hin, und Lana bemerkte bloß: »Die ist ja kaum der Rede wert ...«

»Dein Bruder hat überhaupt nichts als den Platz, auf dem vielleicht einmal die Krone wachsen wird. Vielleicht!«

Diese Feststellung erregte bei Boso keineswegs Entzücken. Gurri hatte sich dazu hinreißen lassen, weil sie fühlte, daß man ihren Bruder nicht würdigte.

Als Geno sich zu der Gruppe fand, war Gurri wieder ganz friedlich. »Ihr sollt euch jetzt miteinander aussöhnen, ihr zwei!«

Boso erklärte: »Wenn er mich darum bittet ...«

»Ich dich bitten?« unterbrach ihn Geno, »du bist es, der sich entschuldigen muß, und ich würde dir dann verzeihen.«

»Verzeihen?« Boso lächelte spöttisch, »... weil ich mehr erlebt habe ... das willst du mir verzeihen?«

Geno blieb ruhig. »Jetzt geht es nicht mehr darum, wer mehr erlebt hat, du oder ich ...« Er bezwang sich.

Heftig fuhr Boso los: »Darum geht es! Darum allein! Ich war dem Tod nahe!«

Gelassen sagte Geno: »Auch ich ...«

Immer heftiger wurde Boso: »Aber mich hat Er gerettet, verstehst du? Er! Dich nur dein Vater! Was ist Er und was ist dagegen dein Vater? Soviel wie nichts!«

Bevor Geno noch antworten konnte, mengte sich Faline ein: »Du bist frech! Eine solche Sprache über Bambi verbiete ich dir!«

Nun meldete sich Rolla: »Du wirst begreifen, wenn Boso sich ungebührlich ausdrückt; er ist im Recht!«

»Sicherlich bin ich im Recht!« Boso rief das erbittert, »nicht wir, sondern ihr seid es, die um Versöhnung betteln! Das ist der beste Beweis!«

»Nie habe ich gebettelt«, Geno sprach noch immer ruhig, doch seine Stimme bebte erregt.

»Du hast mich mißverstanden, Boso«, Gurri behielt ihren freundlichen Ton, »ganz mißverstanden! Meine Absicht war gut!«

»Warum hast du dich überhaupt mit diesem Burschen eingelassen?« Falines Aerger stieg beträchtlich, »du weißt, wie hochnäsiger, wie dreister er ist!«

»Mäßige dich, Faline!« drohte Rolla.

Doch Faline konnte sich nicht mehr zurückhalten. »Ich mich mäßigen? Du erlaubst dir, das zu sagen? Du? Du bist die letzte, die das wagen darf! Lange genug habe ich mich gemäßigt! Jawohl, dir gegenüber gemäßigt! Keinen einzigen Vorwurf hast du von mir gehört; aber jetzt erkläre ich dir, nur du bist schuld, daß Geno in Lebensgefahr kam! Du allein! Du hast den fremden Mörder auf Geno gehetzt und dich selbst in Sicherheit gebracht! Undankbar war dein Betragen, unmütterlich und feig! So! Jetzt weißt du, wie ich von dir denke! Nun kennst du meine Meinung!«

Sprachlos stand Rolla, sprachlos blieben die Kinder nach diesem Ausbruch. Rolla wollte sich zu einer Erwiderung sammeln; sie gelangte nicht dazu.

Faline fühlte sich erleichtert und rief: »Komm, Geno! Komm, Gurri! Geh'n wir! Lassen wir uns den schönen Tag nicht verderben.«

Sie pfeilte davon; die Kinder folgten ihr.

»Die sind wir los!« sagte Boso befriedigt.

»Ich kann nicht anders«, bekannte Lana, »ich schäme mich ...«

»Unbegreiflich«, grübelte Rolla, »daß mir Faline eine schlechte Absicht zumutet. Das verstehe, ich gar nicht ...«

»Kümmere dich nicht darum«, tröstete Boso, »die ganze Familie ist nicht zu ertragen mit ihrem Stolz auf Bambi ...«

»Schweig!« herrschte ihn Rolla an, »du bist eingebildet und dreist! Deine albernen Reden über Bambi können uns allen sehr schaden und dir am meisten!«

Im Buschwerk spazierte Faline mit den Kindern ohne Hast. Keines traute sich, die Mutter anzusprechen, bis sie selbst begann: »Froh bin ich, daß ich dieser Rolla die Meinung gesagt habe.«

Geno fügte hinzu: »Jedenfalls hat Boso gehört, was er verdient. Er ist zu anmaßend ...«

»Auch Rolla hat gehört, was sie verdient!« Faline versuchte zu wirken, »oder zweifelt ihr daran?«

»Ja, Mutter«, bekannte Geno, »ich zweifle, daß Tante Rolla so harte Worte verdient ... sie war eigentlich immer nett ...«

»Und du, Gurri, wie ist es mit dir?«

»Nein, ich zweifle keinen Augenblick. Ich bin überzeugt, du tust Tante Rolla Unrecht! Bitter Unrecht! Sie war krank, sie konnte nicht weiter, hatte sicherlich keine böse Absicht, als sie, müde gehetzt, zufällig bei uns zusammenbrach ...«

»Nun, mein Kind, ich sehe die Sache anders ...«

»Wenn ich schon meine Ansicht äußern darf«, fuhr Gurri fort, »so seid ihr sogar mit Boso zu streng.«

»Zu streng?« widersetzte sich Geno, »was er nur über den Vater gesagt hat ...«

»Freilich! Freilich, das war arg«, gab Gurri zu, »Boso ist keck, er ist anmaßend ... aber was er durchgemacht hat, war kein Spaß ...«

»Das sagst du?« fiel ihr die Mutter ins Wort, »du, die am meisten erlebt, am meisten gelitten hat?«

»Ach, längst vergangene Geschichten!« wehrte Gurri heiter ab, »daran denk ich doch längst nicht mehr ...«

»Vielleicht, Mutter«, ließ sich Geno vernehmen, »vielleicht urteilt Gurri gerade deshalb so mild, weil sie weit Schlimmeres erlitten hat als Boso und ich zusammen.«

»Sei still«, bat ihn Gurri, »mir zu Gefallen redet nicht mehr von dieser Sache.«

»Gut«, stimmte Faline zu, »doch ich bedaure, daß wir zu Boso und Rolla nicht davon gesprochen haben!«

»Und mich freut es!« lächelte Gurri, »ich bedaure nichts als das Zerwürfnis.«

»Warum?« meinte Faline, »diese Trennung werden wir hoffentlich ertragen ...«

Gurri wurde ernst: »Ertragen kann man noch ganz andere Dinge! Aber mir scheint es doch eine Art Unglück, wenn Freunde sich zerstreiten und auseinanderkommen.«

»Man wird schon Ersatz finden!« sagte Faline.

»Man hätte neue Freunde gewonnen«, entgegnete Gurri, »neue, ohne die alten zu verlieren. Verlust bleibt Verlust. Du magst das nehmen, wie du willst.«

»Mit dir mag ich keinen Wortwechsel führen«, Faline schaute die Tochter glücklich an.

Geno schwieg, dachte sich aber etwas Aehnliches.

Ersatz für Boso und Lana fand sich bald. Darin hatte Faline allerdings richtig prophezeit.

Sie gingen nach wie vor zur Wiese hinaus. Gurri bestand darauf mit der wiederholten Erklärung, das sei ihre Wiese, der weder die Mutter noch der Bruder widersprachen.

Ein paarmal trafen sie Rolla und deren Kinder; immer war es wenig angenehm, ihnen zu begegnen.

Beide Familien stellten sich an, als wäre die andere nicht vorhanden. Doch beiden Teilen wurde es schwer, keine Notiz voneinander zu nehmen, obwohl alle so taten, als wäre das ein selbstverständlicher, ein natürlicher Zustand.

Doch das war nicht selbstverständlich und nicht natürlich. Alle wußten, alle empfanden das, wenngleich sie sich Mühe gaben, nichts merken zu lassen.

Besonders Gurri hatte es nicht leicht. Oft fühlte sie sich versucht, Rolla oder Lana anzureden; oft spürte sie bei Rolla, bei Lana, sogar bei Boso das Bedürfnis, zu sprechen. Aber dazu kam es nie. Stumm vollzog sich der Kampf, der doppelte Kampf um die Wiese und um das Andauern der Fremdheit. Denn Feindschaft konnte man es kaum noch nennen.

Faline behauptete mit den Kindern ihr Recht an der Wiese. Eigentlich siegte Gurri durch ihre Hartnäckigkeit. Rolla und die Ihren blieben fort, kamen nicht wieder.

»Ich möchte wissen, wo sie sind«, äußerte Gurri nach einer Reihe von Nächten und Tagen.

»Hast du wirklich keinen andern Gedanken im Sinn?« gab Faline lässig zurück. »Mir ist das gleich!«

»Hoffentlich ist ihnen nichts zugestoßen ...« Gurri wurde ängstlich.

»Jetzt passiert niemandem von uns etwas«, beruhigte die Mutter.

Geno schwieg. Ihn erregte das undeutliche Bewußtsein, er wäre die Ursache der Streitigkeiten. Dessen entschlug er sich zuweilen, und zuweilen hatte er Anwandlungen leiser Reue.

Eines Morgens erschienen auf der Wiese zwei fremde Rehe. Zwei Kinder, so jung wie Geno und Gurri. Beider Stirnen zeigten die schwachen Ansätze künftiger Kronen.

Schüchtern kamen sie daher, zögerten furchtsam bei jedem Schritt, hoben anmutig und scheu die zarten Läufe, und ihr Betragen verriet, sie hielten dieses Unternehmen für ein kühnes Wagnis, waren jedoch getrieben von ratloser Sehnsucht nach Kameraden.

Gurri sprang ihnen entgegen und bot freundlichst den Gruß.

Geno folgte mit Faline.

»Wie heißt du?« fragte Gurri den einen.

»Nello ...« flüsterte der.

»Und du?« stellte Geno den andern.

Mühsam brachte der hervor: »M...m...m...Mem...bo ...« Er stotterte.

»Membo ...«, wiederholte Geno, »ist das so recht?«

»Re...re...recht!« bestätigte Membo.

Gurri lachte. Nun lachten alle zusammen.

Doch als Faline fragte: »Seid ihr allein?« wurden die zwei fremden Kinder ganz ernst.

»Wir sind allein ...« sagte Nello.

Faline forschte weiter: »Wo ist denn eure Mutter?«

Membo stotterte sehr: »Wi...wi...wi...wir ha...ha...haben ke...ke...kei...ne m...mehr!«

»Unsere Mutter«, ergänzte Nello trübselig, »ist im großen Schrecken von der Feuerhand erschlagen worden ...«

»Arme Kinder!« rief Faline, »so lange schon seid ihr verwaist! Wollt ihr bei mir bleiben?«

»Oh, wie gern!« antwortete Nello rasch.

Membo druckste: »D... das ... das ...!« Er konnte vor Rührung nicht sprechen.

»Ihr seid Brüder?« redete Faline gütig.

»Brü...Brü...der...der ...«, nickte Membo.

»Nun, liebe Kinder«, erklärte Faline, »nehmt ihr mich als Mutter?«

»Dankbar! Unendlich dankbar!« rief Nello erschüttert.

»Vo...vo...von He...He...Her...Herzen ...«, schloß sich Membo an.

»Dann sind hier eure Geschwister, Geno und Gurri«, fuhr Faline fort.

Begeistert und angestrengt ließ sich Membo vernehmen:

»D...d...die Ki...Ki...Kin...der vo...vo...von Bam...Bam...bi!«

Nello schaute selig drein: »Du bist die berühmte Gurri?«

Sie lachte: »Die Gurri bin ich! Das ›berühmt‹ laß weg!«

Membo wendete sich zu Geno: »D...d...du h...h...hast ein ge...ge...fähr...fähr...lich...lich...es ...«

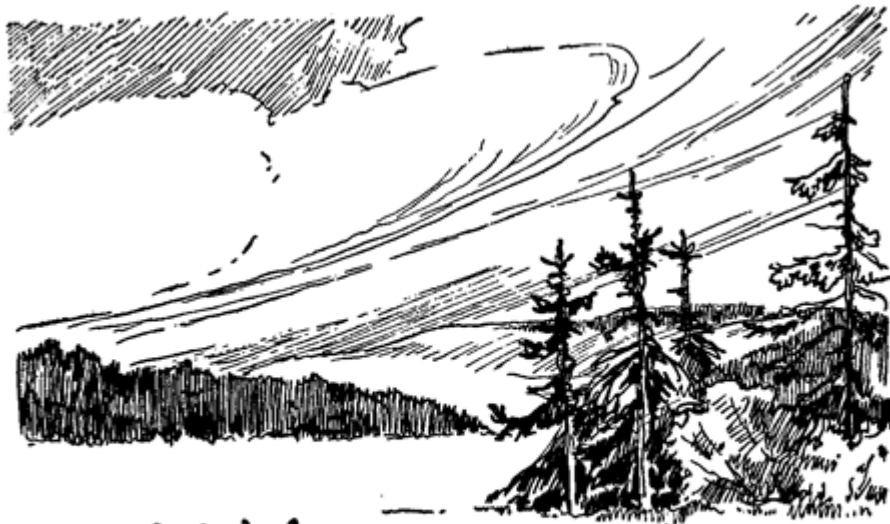
»Ein gefährliches Abenteuer hast du erlebt!« half Nello dem Bruder, »zum Gruß, Geno! Du bist der prächtigste unter uns Jungen! Kein Wunder! Du bist ja der Sohn von Bambi!«

Geno sagte aufgeräumt zu Gurri: »Das hätte Boso hören sollen!«

Die Freundschaft war geschlossen und wurde innig.

Nello und Membo hatten nicht die geringste Scheu mehr. Sie bestürmten Faline enthusiastisch mit dem Namen Mutter. Dieses Wort, so lange von ihnen nicht ausgesprochen, bereitete ihnen nun, da sie es gebrauchen durften, unerschöpfliche Wonne.

Sie zeigten sich gehorsam und bescheiden.



Nello gab sich munter, doch er war wortkarger als sein stotternder Bruder, der immerzu plauderte.

»Wa...wa...was für ei...ei...ein Glü...Glück, bei... bei euch zu...zu sei...sein!« beteuerte er treuherzig.

Oder er brach ohne Anlaß in das Geständnis aus:
»Mu...Mu...Mut...ter ... du...du...du bi...bi...bist
wu...wu...wun...der...bar ...!«

An Gurri richtete er weitläufige Liebeserklärungen, die sie geduldig anhörte. Und Geno huldigte er geradezu.

Nello stand ihm bei, half ihm, wenn Membo zu arg an einem Satz herumwürgte, und teilte beständig dessen Ansichten wie dessen Empfindungen.

Geno war von der neuen Kameradschaft entzückt. Das Lob, das er empfing, tat ihm wohl; die hohe Stellung, die ihm von den Brüdern unter der Jugend zuerkannt wurde, machte ihn stolz, doch glaubte er daran, und damit gewann er mehr Glauben an sich selbst.

»Hat Membo immer so gestottert?« erkundigte er sich bei Nello, »ich meine, immer so wie jetzt?«

»Das stört wohl sehr?« Nello war besorgt.

»Aber gar nicht!« versicherte Geno, »wirklich kein bißchen! Im Gegenteil, Gurri und ich finden, daß das Stottern Membo nur noch liebenswerter und netter macht ...«

»Früher«, erzählte Nello, »früher ist es nicht so schlimm gewesen. Membo hat freilich von klein auf schwer gesprochen. Aber seit dem großen Schrecken stottert er sehr. Davon kann er sich nicht erholen.«

»Da ist gar nichts Entsetzliches!« widersprach Geno fest.

Die vier Kinder vertrugen sich so glänzend, daß Gurri den einstigen Gefährten kaum noch einen Gedanken widmete.

Sie spielten miteinander, sie schliefen zusammen, dicht an Faline geschmiegt, die der Familienzuwachs mehr und mehr beglückte.

»Ich hab's ja gesagt«, sprach sie zu Geno, »ich hab's gewußt, daß sich Ersatz finden wird.«

Geno erwiderte: »Das ist schon mehr als ein Ersatz!«

Faline stimmte zu: »Und besser als bloßer Ersatz!«

Auf der Wiese rannten sie zu viert um die Wette.

So ungeschickt Membo im Reden war, so behend war er im Laufen. Ihn konnte keiner einholen.

Gelegentlich eines solchen Rennens sagte Nello, der mit Gurri zurückblieb: »Jetzt erst, da wir bei euch sind, wird es uns ganz

klar, wie schlimm die Zeit des Alleinseins gewesen ist.«

Gurri entgegnete: »Schade, daß ihr nicht früher gekommen seid!!«

»Uns hat der Mut gefehlt ...«

»Wieso gehört denn dazu Mut?«

»Ach, du ahnst nicht, wie oft wir versucht haben, uns anzuschließen, und wie oft wir wenig freundlich behandelt wurden ...«

»Unverständlich!«

»Ja, für euch! Ihr, die ihr Bambi zum Vater habt, könnt das nicht begreifen! Je länger wir allein waren und je öfter es uns mißlungen ist, Freunde zu finden, desto mehr ist Membo ins Stottern geraten ...«

»Der liebe Membo«, sagte Gurri, »dann dürfen wir, wenn er sich wohl fühlt, vielleicht sogar hoffen, daß sein Zustand sich wieder bessert! ...«

Als sie eines Abends hinaustraten, ragte die Wiese voll hellgrüner, länglicher Grasblätter, die mit einer gewissen Keckheit aufrecht standen. Lauch, der über Tag aufgeschossen war.

»Frische Nahrung!« jubelte Gurri.

»Nach so langer Zeit frisches Wachstum!« lobte Geno.

Sie kosteten sogleich davon.

»Scharf, aber gut!« urteilte Nello.

»Ein bißchen Schärfe geniert mich nicht ...«, meinte Gurri.

»Hauptsache ist die Frische!« erklärte Geno.

Da warnte Faline: »Hütet euch, Kinder! Das Zeug verlockt euch! Ich verstehe das ... aber es ist ungesund! Ihr werdet krank davon! Eßt nur ganz wenig ... am besten, ihr eßt gar nichts!«

»Nur noch einen Bissen ...« Geno bat enttäuscht um diese Gunst.

»Einen Bissen, meinerwegen!« erlaubte die Mutter, »aber ja nicht mehr!«

Nello und Membo hatten sofort zu essen aufgehört.

Gurri naschte noch ein Blättchen, dann existierte der Lauch nicht mehr für die Kinder.

Bei ihrer Heimkehr zur gewohnten Schlummerstätte fanden sie Perri, das Eichhörnchen, schon wach.

Perri saß an den Stamm der Buche gelehnt. Die Fahne, buschig, unternehmend hochgepflanzt, daß sie über das kleine, kluge Köpfchen hinausschaute. Und so knackte Perri vergnügt eine Haselnuß.

»Denken Sie nur!« rief das Eichhörnchen lustig, »denken Sie nur, ich habe meine Vorräte gefunden!«

»Wie gut für Sie!« antwortete Gurri.

»Ob das gut ist!« Perri war glücklich, »jetzt bin ich schon satt und werde lange genug zu essen haben! Es war Zeit, denn ich wäre beinahe elend verhungert!«

»Wir freuen uns alle!« Gurri führte die Unterhaltung.

»Ich weiß freilich nicht«, plauderte Perri, »ob diese Vorräte wirklich mir gehören.«

»Dann begehen Sie ja ein Unrecht, wenn Sie davon essen!« ermahnte Geno.

»Mein junger Prinz, Sie verlangen gar zuviel!«

»Gar nichts verlange ich!« sprach Geno, »ich meine nur, man sollte doch ein Gewissen haben. Auch wir müssen oft hungern.«

Perri wurde ordentlich überlegen: »Wenn Sie mit knurrendem Magen vor aufgehäuften Speisen stehen, werden Sie sich dann darum kümmern, wem die üppige Mahlzeit gehört?«

»Darauf möchte ich lieber nicht antworten ...« Geno war verlegen.

»Nun sehen Sie«, Perri richtete sich auf, legte beide Vorderpfoten an die weiße Brust und lachte, »Sie können sich das eine merken: Wer hungrig ist, hat kein Gewissen!«

Geno gab seinen Standpunkt noch nicht verloren. »Damit rechtfertigen Sie alle Räuber und Mörder!«

»Keine Spur!« erwiderte Perri, »ich rechtfertige sie keineswegs ... ich begreife sie nur!«

»Und die Opfer?« fragte Geno.

»Die Angst und Empörung der Verfolgten begreife ich ebenso«, erklärte Perri, »ich bin selber oft in Gefahr gewesen ...«

Sie nahm eine neue Haselnuß und knackte sie behaglich auf.

Membo ließ sich hören: »So... so spri...spri...spricht je...je...je...jemand, d...d...der si...si...sich i...i...in Si...Si...Si...Sicher...heit be...be...fin...det u...und k...k...kei...ne ... Sor...Sor...Sorgen ha...hat!« Erschöpft schwieg er.

Gurri lobte den Stotterer: »Das ist richtig! Du bist brav.«

Gerufen von Faline gingen sie schlafen.

Indessen schmauste das Eichhörnchen ungestört weiter.

* * *

Das Moos begann saftig-grüne und gelbliche Farben zu zeigen.

Ganze Flächen kleiner Bodensenkungen waren mit hellblauen Vergißmeinnicht wie mit Teppichen überbreitet.

Dunkelblau schimmerten überall duftende Veilchen.

Ihr feiner, süßer Atem mengte sich mit dem Geruch der Erde, der von unzähligen Keimen verheißend schwoll.

Ein zartgrüner Schleier hing an den Bäumen, an den Sträuchern und Stauden. Sprossendes Laub.

Und lauwarmer Sonnenschein ermunterte, ein sanfter Lufthauch fächelte den Wald, der aussah, als bereitete er herrliche Feste vor.

Freudig klang das Amsellied des Morgens und ebenso in den abendlichen Stunden.

Die Finken schmetterten ihre melodischen Strophen; Rotkehlchen und Zeisige konzertierten; Elstern und Häher, jetzt noch ohne den Wächterberuf zu üben, machten sich dennoch durch eifriges Schakern und lautes kreischendes Schreien bemerkbar.

Gurri erinnerte sich der Lerche und erzählte von ihr.

Membo wie Nello lauschten, als hörten sie ein wundersames Märchen. Sie entzückten sich, wie klein, wie unscheinbar, wie genügsam die Lerche war und wie ihr Jubelsang unermüdlich vom Himmel her niederströmte. Die Lerche wurde zum Sehnsuchtstraum.

Stammelnd sagte Membo: »Ich...ich ... mö...möch...möchte die...die Le...Le...Lerche hö...hö...hören!«

Gurri schwieg.

So oft stammelte Membo von seiner Sehnsucht nach der Lerche, bis Gurri ihn warnte, sich das lieber nicht zu wünschen, denn es wäre doch teuer erkaufte.

Nun verstummte Membo.

Er wie Nello hatten verstanden, daß Gurri ihre Gefangenschaft meinte; aber sie stellten keine Fragen, sie baten nicht um Einzelheiten von Gurris Erlebnis, noch rührten sie überhaupt daran, erwähnten auch die Lerche nicht mehr. Gurri hütete sich, darauf zurückzukommen.

Nach einem heftigen Trommelwirbel gellte zum erstenmal das Auflachen des Spechtes.

Wiederholt wurde das berstende Gocken der Fasane, das heftige Knattern ihrer Schwingen laut.

Kühner Falkenruf drang aus der Luft hernieder,

»Nun, kleiner Bruder«, sprach die hohe Eiche den Schmächtigen an, »meine Blätter sind noch winzig, nichts nehme ich dir fort, weder Atem noch Sonne.«

»Oh, du Heuchler«, zürnte der Schmachtige, »von der Kraft, die deine Wurzeln den meinigen stehlen, redest du gar nichts!«

»Nimm dir doch, soviel du kannst! Nütze die Gelegenheit! Entfalte dich!«

»Soviel ich kann! Wieviel kann ich denn neben dir? Du bist der Stärkere! Und du verspottest mich!«

»Wenn du endlich einsiehst, daß ich der Stärkere bin, halte Freundschaft mit mir.«

Erbittert entgegnete der Kleinere: »Endlich? Von jeher weiß ich, daß du stärker bist, und werfe dir das immer vor! Keine Freundschaft! Nur Vorwürfe!«

»Was willst du mit deinen Vorwürfen erreichen?«

»Meinen Groll gegen dich ausschütten!«

»Wäre statt Groll nicht Freundschaft besser?«

»Ich verzichte auf die Gnade deiner Freundschaft, die du mir anbietest! Der Schwächere, der ich leider bin, haßt den Uebermut, den Dünkel des Stärkeren! Ich kann nicht anders! Freundschaft ist zwischen uns unmöglich!«

Die hohe Eiche sagte: »Du langweilst mich mit deiner frechen Ohnmacht.«

»Der Starke nennt die Wahrheit immer frech!« zeterte der Schmächtinge.

Er bekam keine Antwort mehr.

Würzige Gräser und Kräuter sproßten in Menge. Die Wiese wurde wieder nahrhaft und besät von den goldenen Köpfen des Löwenzahns, von den weißen Sternen der Margueriten.

Die Rehe labten, sättigten sich; sie zupften die erreichbaren jungen Blättertriebe von den Sträuchern.

Das fahlgelbe Winterkleid schwand wie durch Zauber hin; rotes Fell trat allgemach leuchtend hervor.

»Jetzt haben wir schon den dritten Rock«, stellte Gurri vergnügt fest.

Sie waren alle miteinander vergnügt, mehr noch, sie waren ausgelassen, beinahe bis zur Tollheit.

Am hellen Vormittag noch fegte ihr Frohsinn über die Wiese, und das Gras zischte seidig, wenn sie hindurchjagten, immer hörbarer.

Rolla, Boso und Lana hielten sich dauernd der Wiese fern.

Niemand vermißte sie, niemand redete von ihnen.

Auf Genos Haupt wuchs das, was künftig eine Krone werden sollte, erstaunlich schnell.

Zwei dünne Stengelchen, kaum so hoch wie der kleine Finger eines Menschen und durch die Basthülle scheinbar größer. Anfangs achtete niemand darauf.

Doch Geno verhiess ein kapitaler Bock zu werden, denn gemessen an den winzigen Stümpfen, die Nello und Membo trugen, machte er weit über sein Alter Eindruck.

Gurri lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn: »Schau doch, Mutter! Die Krone von Geno wird immer höher!«

»Ich sehe es, mein Kind; er gerät dem Vater nach.«

Geno hob das Haupt. Alles, was ihn mit dem Vater in Beziehung brachte, erfüllte ihn mit stolzem Hoffen.

Nello betrachtete ihn ohne Neid: »Ja, du! Wer von uns darf sich dir vergleichen?«

Bewundernd stammelte Membo: »K...k...kei...kei...ner!«

»Und doch gibt es einen, der sich mehr dünkt als ich«, dachte Geno und entsann sich seit langem wieder einmal des überheblichen Boso; doch er sagte nichts.

Bambi blieb unsichtbar.

Faline wußte warum; sie wunderte sich keineswegs. Sie begriff, daß Bambi sich erst zeigen wollte, wenn er die Krone wieder trug.

Er schob sein Gehörn so voll gesunder Kraft wie nur je.

Die Einsamkeit, die er zuzeiten liebte, währte diesmal länger, als er wünschte.

Denn er hatte Sehnsucht nach den Kindern und empfand Neugierde, Geno zu sehen.

Überall im Wald zogen die Rehböcke umher, und ihr Gehörn ragte noch unfertig auf ihren Häuptern.

Keiner jedoch erblickte Bambi.

Auch die Hirsche schoben ihr Geweih.

Der Jäger nennt dieses Wachstum, das sich Jahr für Jahr an Reh und Hirsch vollzieht, »Schieben«, wie er das Abstreifen der Basthülle »Fegen« nennt.

Jetzt wanderten die Hirsche wieder ohne Verschämtheit umher. Sie wußten, sie durften sich blicken lassen.

Gleich den Rehböcken warteten sie nicht, bis sie ihre Kronen verfertigt hatten, um sich zu zeigen.

Das tat einzig Bambi, den man überhaupt nur im seltensten Fall zu Gesicht bekam, und nur dann, wenn er es darauf anlegte.

Bald begegneten die vier Kinder, die sich stets in Falines Gesellschaft aufhielten, dann und wann einem Hirsch.

Jedesmal erhob sich ein weitläufiges banges Bah – ooh!

Faline schrie am lautesten. Die drei jüngeren Böcke krächten mit noch ungewechselten Stimmen, und alle zusammen ergriffen die Flucht.

Einzig Gurri stieß bloß ein rasches Bah – oh! aus, deutlich zum Spaß. Und um sich gefällig zu erweisen, lief sie mit den anderen davon.

»Hast du keine Angst vor den Königen?« staunte Nello.

»Wenig«, lächelte Gurri, »ein bißchen fürchte ich mich schon. Doch nicht so sehr wie die Mutter und ihr.«

»I...i...ich für...für...fürch...fürchte mi...mi...mich ent...ent...«

»Entsetzlich!« ergänzte Nello.

»Sie sind schön, die Könige«, gab Faline zu, »ich erkenne jetzt ihre Schönheit, die ich so oft gelegnet habe.«

»Na also!« Gurri unterhielt sich, »früher fandest du, daß sie abscheulich sind! Wenn du nun das Gegenteil weißt, wenn du die Könige als unsere Verwandten nicht mehr bestreitest ... wozu dann die Angst?«

»Vielleicht ist Angst ein falscher Ausdruck, mein Kind ... aber ich kann den Anblick der Könige nicht ertragen; ihre Nähe jagt mir Grauen ein.«

»Seltsam«, wunderte sich Gurri, »warum Grauen?«

»Du...du...du...«, brach Membo los, »du... bi...bist gro...gro...großa...ar...artig!«

»Sie hat Erfahrungen mit den Königen«, sagte Geno.

»Trotz dem Verbot des Vaters«, fügte Faline hinzu, »trotzdem sie wie wir alle von ihm gewarnt wurde, ist sie den Königen

nachgegangen.« Sie sprach in so sanftem vorwurfsfreiem Ton wie von einer Sache, die verziehen und erledigt ist.

Bisher war nie von Gurris Abenteuern die Rede gewesen; niemand ahnte, was sie erlebt hatte.

»Erfahrungen?« meldete sich Nello bescheiden, »wenn du wolltest ...«

Leidenschaftlich stammelte Membo: »Bi...bi...bitte ...!«

Gurri erzählte zum erstenmal.

Nicht bloß Nello und Membo, auch Faline und Geno horchten voll sprachloser Gespanntheit.

Ganz einfach, ohne das Erschaute auszuschnücken, berichtete Gurri.

Sie ließ es unerwähnt, daß eine innere magische Gewalt sie zu den Königen gezogen, daß ihre donnernden Stimmen sie hingerissen.

Nur den kraftvollen Herrscher schilderte sie; dessen siegreichen Kampf. Sie schilderte, wie der überwältigte Rivale mit zerbrochener Krone zur Wiese hinausgetreten war, und wie ihn dort die Feuerhand niedergeschleudert hatte.

Daß sie selbst vorher von dem Unglücklichen schwer bedroht worden war, verschwieg sie ebenso wie daß eine Königin vor ihr geflohen. – Alle blieben tief erregt stumm.

Endlich platzte Membo, der seiner Hemmnisse ungeachtet Redselige, los: »Ei...ei...eine He...He...Heldin ... bi...bi...bist d...d...du! Wirklich!«

Lächelnd wehrte Gurri ab: »Heldin? Keine Spur! Ein neugieriges, keckes Ding, nichts weiter!«

Rundweg erklärte Geno: »So was hätte ich niemals gewagt.«

Nach kurzer Pause sagte die Mutter ungefähr dasselbe, was Bambi damals gesprochen: »Du hast eben Glück gehabt ...«

Heiter entgegnete Gurri: »Ja, Glück gehört dazu! Man muß an das Glück glauben, muß ihm fest vertrauen, dann hat man Glück!«

»Hast du das damals getan?« fragte Nello, »oder früher in deiner Gefangenschaft ...?«

»Nein!« gestand Gurri, »keineswegs so, wie ich es jetzt hier erzähle. Daran dachte ich keinen Augenblick! Dergleichen wird einem wohl erst hinterher klar.«

An den Sträuchern und an kleinen Bäumchen wiesen aufgerissene Rinden, bloßgelegtes Holz, das erst gelb und später rötlich wurde, die Spuren des Fegens.

Schwache Rehböcke fegten ihre Kronen an schwachen Zweigen, kleine an niederen Aesten, während starke, größere Böcke stärkere, höhere Sträucher bedrängten.

Bambi hatte seine Krone früher als alle übrigen rein.

Die heimlichsten Plätze suchte er; die kräftigsten Sträucher genügten ihm kaum.

Sein mächtiges Haupt fegte mit gewaltigen Hieben den Bast von der Krone, riß in breiten Streifen die Rinde von Hasel- und Holunderbüschen.

Man hätte gemeint, er litte an Tobsucht; doch seine Heftigkeit entsprang keiner Erregung, sondern nur harmlosem Eifer.

Endlich funkelte ihm die Krone, gebeizt durch den Saft des verwundeten Holzes, fast schwarz, und die langen sechs Zinken glänzten so hell wie Elfenbein.

Sein Kommen wurde als frohes Ereignis gefeiert.

Nello und Membo hielten sich abseits und verehrten stumm die fürstliche Erscheinung.

Er beäugte die zwei Kleinen und wendete sich zu Faline: »Wen habt ihr da bei euch?«

Faline nannte die Namen, setzte hinzu: »Ihre Mutter ist ein Opfer des großen Schreckens geworden.«

»Sind sie immer da?« wünschte Bambi zu wissen.

»Ich habe mich ihrer angenommen«, erteilte Faline Auskunft. »Geno und Gurri mögen sie gut leiden; sie sind ihnen wie Geschwister, und seit wir mit Rolla, mit Rollas Kindern auseinanderkamen ...«

»Was hat's denn gegeben?« Bambi zeigte eine Spur von Lächeln. Er war anlässlich des Wiedersehens zugänglicher und aufgeschlossener als sonst, und nach Falines Antwort: »Boso hat

Geno beleidigt«, forderte er gütig: »Wie geschah das, mein Sohn?«

Geno meldete alles, was sich begeben, sachlich, ohne Bitterkeit; nur da er auch erwähnte, wie respektlos Boso von Bambi gesprochen, lächelte dieser ganz offen.

Er hatte Geno, während dieser erzählte, prüfend betrachtet.

»Wieso weißt du, daß ich es war, der dich rettete? Hast du mich erkannt?«

»Eigentlich nicht, Vater, ich sah dich ja kaum. Aber außer dir wäre kein anderer dessen fähig!«

»Auch ich«, bekannte Faline, »auch ich bin mit Rolla entzweit.«

Sie erzählte die Ursache.

»Und du, meine kleine Tochter?« Bambi trat zärtlich zu Gurri: »Du bist wahrscheinlich mit Lana böse?«

Gurri lachte. »Mit niemandem bin ich böse. Wirklich mit niemandem! Ich finde auch gar keinen Grund!«

Bambi schaute sie wohlgefällig an. »Das habe ich von dir erwartet.« Zu Faline: »Ihr hättet euch versöhnen sollen!«

Geno rief dazwischen: »Gurri hat's ohnehin vorgeschlagen!«

»Brav, meine Tochter«, lobte Bambi, »nun ... und ...?«

»Und«, berichtete Geno, »es war nicht möglich ... sie verhielten sich zu feindselig ...«

»Kein Wunder! Du tust Rolla Unrecht, Faline! Von Boso sage ich nichts; der ist ein dummes Kind! Aber Rolla kann so wenig dafür, daß Geno in Gefahr geriet, so wenig ... wie du selbst ...«

Faline verstummte und erinnerte sich, daß Gurri die gleiche Meinung geäußert hatte. Sie schämte sich und fürchtete, die Tochter werde ein triumphierendes Wort äußern.

Doch Gurri schwieg.

»Nun, ihr zwei«, redete Bambi die schüchternen Brüder an, »kommt einmal her zu mir.«

Sie näherten sich zögernd, ehrerbietig.



»Habt ihr keinen Vater?«

»N...n...n...nei...nein!« Membo verschluckte sich.

»Er ist gefallen«, flüsterte Nello, »am selben Tag, an dem die Mutter ...«

»Also, meine Lieben, solange ihr Eltern braucht, dürfen sie euch nicht fehlen. Eine Mutter habt ihr ja«, sein Haupt deutete nach Faline, »und ich will euer Vater sein. Seid ihr einverstanden?«

»Wi...wi...wie ... so...soll...« Membo konnte nicht weiter.

Statt seiner sprach Nello: »Wie sollten wir anders als mit innigstem Dank ...« Auch er vermochte nicht weiter zu sprechen vor Ergriffenheit. Also schwieg er.

»Wer bin ich?« fragte Bambi.

»U...u...un...ser ... Für...Für...Fürst!« preßte Membo gewaltsam hervor.

»Nicht so, Kinder! Wie müßt ihr zu mir sagen?«

Nello gehorchte, in gerührter Freude erstickend: »... Vater ...«.

Membo gedachte, es noch besser zu machen, indem er mit nassen Augen stammelte: »T...t...teu...teu...rer ver...ver...verehrt...«

»Genug.« Bambi winkte ab: »Folgt mir, ihr drei.«

Er schritt ihnen voran, suchte im Buschwerk einen niederen Strauch: »Fege deinen Bast«, befahl er Geno.

Der schlug unbeholfen an den Zweig; aber Zweig wie Bast blieben unversehrt.

Geduldig belehrte ihn der Vater, bis Geno den rechten Nackenschwung heraus hatte.

Ein ganz schmales Fetzen Bast hing mit winzigen Blutströpfchen herab; doch der Haselzweig, so zart er war, wies nur einen dünnen rötlichen Strich.

»Das ist schon etwas«, Bambi ermunterte den Sohn.

Membo drängte heran, um sein Stüpfchen zu erproben.

»Laß«, sagte Bambi, »du hast noch Zeit.«

Unbefangen stotterte Membo: »A...a...an...fang...fangen ...«

»Recht von dir, man kann nie früh genug anfangen.«

Nello tadelte den Versuch des Bruders: »Du scheinst dich mit Geno in eine Reihe zu stellen ...«

Erschrocken widersprach Membo: »N...n...nein!«

»Hört mich an, Kinder«, sprach Bambi, »ihr habt nun erlebt, daß die Blätter von Baum und Busch fallen, wenn die schlechte, die kalte Zeit kommt; nicht wahr? Ihr wißt, daß Baum und Busch sich

neu begrünen, wenn die Sonne zu neuem Leben ruft. So weit seid ihr schon mit eurer Kenntnis des Daseins.«

Ein dreifaches »Ja!« klang als Antwort.

»Jetzt merkt euch: wir stehen unter dem ewigen Gesetz des Waldes, die Könige und wir. Sonst niemand! Das ist unser Adel! So wie Baum und Busch ihre Blätter verlieren, fallen auch von unserem Haupt die Kronen. Steigt der Saft in die Blätterknospen und sprießt das Laub hervor, wachsen unsere Kronen wieder. Mit jedem Jahr kräftiger. Habt ihr verstanden?«

Die drei jungen Rehböckchen nickten stumm bewundernd.

»Was Baum und Busch für einen Schutz in der schlechten Zeit genießen, weiß ich nicht«, fuhr Bambi fort, »vielleicht behütet sie etwas unter der Erde. Unser Kleid ist in der Kälte warm, dicht, erdfarben und wird jetzt wieder prangend rot. Jedenfalls denkt stets daran, wie innig wir mit Baum und Busch, wie untrennbar wir mit dem Wald verbunden sind!«

Membo hatte unterdessen an seiner Rechtfertigung gearbeitet. Jetzt brachte er ohne erhebliches Stottern plötzlich hervor: »Ich ... dach...te ... nie ... mich mi...mich mit Ge...no in ein...eine Rei...Reihe ... zu...zu ... stellen!«

Allein Bambi war verschwunden, worüber die Brüder in großes Staunen gerieten.

Geno beschwichtigte Membo: »Das ist kein Verbrechen, sich mit mir in eine Reihe zu stellen; wir sind ja Geschwister!«

Da Nello sich über die plötzliche Unsichtbarkeit Bambis nicht fassen konnte, erklärte ihm Geno: »Der Vater geht und kommt immer auf so rätselhafte Weise.«

Sie kehrten zu Faline und Gurri zurück, trugen auf ihren Mienen den Abglanz von Bambis Gegenwart, von früher Eingeweihtheit, von erstem Erwachsensein.

Voll entfaltet rauschte das junge Laub schmeichelnd holden Sang, wie eine zärtliche Luft die Blätter leise bewegte.

Der Ruf des Kuckucks tönte unternehmend durch den Wald.

Von Wipfel zu Wipfel schwang sich freudetrunken der Pirol, der immerfort beteuerte: »Ich bin da - a! Ich bin froh - oh!«

Faline blieb nun oft allein; nur Gurri hielt sich meistens zu ihr.

Geno streifte in Begleitung von Nello und Membo umher, oder er verließ auch diese Kameraden, um seinem früh erwachten Hang zur Einsamkeit nachzugehen.

Er war sich gar nicht bewußt, daß er jetzt so häufig die Trennung von Mutter und Schwester, sogar von den Gefährten vollzog. Hätte ihn jemand aufmerksam gemacht, wäre er sehr erstaunt gewesen, denn unvermindert liebte er sie alle. Aber keiner sagte ein Wort. So folgte er ohne Gedanken darüber und ohne jegliches Arg dem Trieb seiner Entwicklung.

Ihn regte es wunderbar an, Entdeckungen zu machen; selbständig, die Weisungen der Mutter nicht zu gebrauchen, Plätze zu finden, Blößen, Kräuter und alles als eigenste Errungenschaft, als erworbenen Besitz zu fühlen. Ihn vergnügte es, Bekanntschaften anzuknüpfen mit Rehen, mit gekrönten Prinzen, die, älter als er, sich in Gespräche verwickeln ließen, mit Eichhörnchen, die ihm als dem Sohne Bambis Achtung bezeigten.

Der Frühsommer schritt vor. Die Maiglöckchen waren abgeblüht; die goldenen Köpfe des Löwenzahns hatten sich in farblos graue, spinnwebartige Ballons verwandelt, die, leichter als die Luft, vor jedem Hauch dahinwirbelten oder ganz langsam schwebten.

Hitzig fegten die Hirsche ihr Geweih. Man sah an jungen Baumstämmen, an den stärksten Sträuchern die Wunden, die sie dem Holz schlugen.

In den Nestern saßen die Vögel und brüteten.

Des Abends führten die Fasane ihre Hennen eine Weile spazieren, damit sie vom Brutgeschäft ausruhen und etwas Nahrung genießen könnten. Während die Henne eifrig fraß, sorgte der Fasan für Sicherheit, hütete und witterte doppelt aufmerksam, indessen die Henne sich der kurzen Pause ohne Sorge erfreute.

Manchmal gab es bei den Nestern Zank und Kampf, wenn Elstern, Krähen oder Eichhörnchen sich als Eierräuber näherten oder die soeben ausgefallenen Jungen töten und verspeisen wollten.

Wiederholt wurden Jammer und Klage laut. Dann war der Ueberfall gelungen, und die verwaisten Eltern begannen sogleich

eine zweite Brut.

Zuweilen blieb Geno im Vorüberschlendern vor einer Fasanhenne stehen, die immer am Boden auf ihren Eiern saß; redete mit ihr, hörte ihre Angst, ihren Kummer an und erinnerte sich später dieser mütterlichen Not, fand er die zahlreichen zerbrochenen Eierschalen, beredsame Ueberbleibsel der Dieberei von Elstern oder Krähen.

Einmal traf er Lana. Sie ging zufällig allein und sprach ihn an: »Bist du mir noch böse?«

»Wie kannst du das glauben? Nie war ich dir böse.«

»Mein Bruder ist nicht nett zu dir gewesen.«

»Nein, Boso war gar nicht nett!«

»Gleich damals hab ich gesagt, daß ich mich schäme!«

»Du, Lana? Du hast wirklich keine Ursache.«

»Doch, Geno! Ich schäme mich, weil du nicht mehr zu Bosos Freunden gehörst.«

»Er wird andere haben und braucht mich nicht.«

Lana gestand: »Mein Bruder hat keinen Freund!«

»An mir, Lana, hat er auch keinen Feind!«

»Wahrhaftig?«

»Du darfst mir glauben!«

»Ich glaube dir, Geno, und das beschämt mich noch mehr; denn Boso redet schlecht von dir!«

»Laß ihn! Wir beide bleiben trotzdem einander gut, nicht wahr, Lana?«

»Von Herzen! Wie stattlich du aussiehst, Geno!«

»Findest du? Das freut mich sehr!«

»Was macht deine Schwester? Bitte, sag ihr, daß ich sie immer noch so gern leiden mag wie früher. Sag Gurri, ich sehne mich nach ihr, und ich erinnere mich mit Wehmut an die schöne Zeit, als wir alle auf der Wiese spielten. Ach, die Wiese! Die liebe ich! Die werde ich stets lieben. Aber ich war es, die es durchgesetzt hat, daß wir nicht mehr hingingen; denn die Wiese ohne euch ...«

Lana konnte nicht vollenden.

Boso kam wütend gesprungen und fuhr sie an: »Mit wem erlaubst du dir zu sprechen? Du Unverschämte!«

»Deine Schwester trifft keine Schuld!« fiel Geno ein, »ich bin es gewesen ...«

»Du?« schnaubte Boso. »Du? Dafür sollst du mir büßen!« Er stürmte kampfbereit gegen ihn an.

Doch Geno ergriff blitzschnell die Flucht.

Zur Verblüffung der Geschwister jagte er davon, als wäre ein mächtiger Räuber hinter ihm her.

»Feigling!« rief ihm Boso nach.

Lana bat: »Schimpfe nicht, Bruder! Geno ist besser, als du ahnst!«

Das blieb vergeblich; ohne auf sie zu achten, rief Boso: »Feigling! Erbärmlicher Feigling!«

Geno entkam und wurde nicht verfolgt. Weil er sich, wenn es Schlafenszeit war, immer treulich an die gewohnte Stätte zur Mutter begab, erzählte er ganz leise Gurri diesen Vorfall.

»Die arme Lana«, meinte Gurri, »sie ist die Klügste von den dreien! Klüger sogar als Tante Rolla. Und ihre Anhänglichkeit teile ich! Wenn ich ihr nur einmal begegnen würde!«

»Dann schau, daß dich Boso dabei nicht erwischt.«

»Oh, mit Boso wäre ich bald fertig! Warum bist du eigentlich vor diesem Schwächling davongelaufen?«

»Weil Lana zugegen war.«

Das nächste Mal traf Geno, als er gerade in Begleitung von Nello und Membo sich erging, Boso, der ihm entgegenkam.

»Wir helfen dir!« flüsterte Nello eilig.

»Ja...ja...ja ... d...d...das ... wo...wo...wol...wollen ...«

Geno ließ Membo nicht zu Ende stottern. »Keiner von euch darf mir helfen!« sprach er fest.

Da rief schon Boso: »Na, du Feigling! Heute wirst du mutig sein! Das sieht dir gleich! Drei gegen einen! Aber ich fürchte mich nicht!«

Geno jedoch machte kehrt und stob in wilder Hast hinweg.

Alle waren überrascht.

Nello und Membo, die das Peinliche dieses Betragens wie eine persönliche Schmach empfanden, stellten sich zum Kampf.

Boso aber wich aus: »Euch kenne ich ja gar nicht! Ihr habt mir nichts getan und ich euch nichts. Was wollt ihr von mir?«

»Wir sind die Freunde Genos!« antwortete Nello.

»Mit euch hab ich nichts zu schaffen!« Boso zog sich zurück.

»Wi...wi...wir ... wer...werden d...d... dir's scho...schon zei...gen!« Membo bebte kampfbereit.

»Geno ist besser als du!« rief Nello, »besser und stärker!«

»E...er...er ... scho...schont ... di...dich!« schrie Membo.

Boso, schon im Fortlaufen, warf »meinetwegen!« hin.

Aus sicherer Distanz höhnte er: »Blöde Stotterer, ihr! Lernt erst sprechen!«

Als Nello und Membo sich anschickten, ihm nachzurrennen, wurde er zum Verfolgten und raste davon, was er konnte.

Beim Schlafengehen setzten sie Geno tüchtig zu; sorgten jedoch dafür, daß weder Faline noch Gurri es hörten.

»Du bist gewiß nicht feig«, sagte Nello, »erkläre uns, warum du vor dem Prahler flüchtest?«

»Er...er...erklä...erkläre ...«, forderte Membo.

»Wir sind beide verlegen gewesen! Deinetwegen verlegen!« fügte Nello hinzu.

»Redet nicht so leise«, erwiderte Geno, »ich mache kein Geheimnis draus!«

Faline horchte auf: »Was hat's denn gegeben?«

»Gewiß wieder etwas mit Boso ...«, erriet Gurri.

»Jawohl, mit Boso!« bekannte Geno.

»Und du bist wieder durchgebrannt?« fragte Gurri.

»Das ist ein wahres Wort! Ich bin wieder durchgebrannt!«

Auf Falines Drängen beschrieb Gurri den ersten Zusammenstoß. Dann, als Geno den zweiten geschildert hatte, mußte Nello, den Membo mit Stottern oft unterbrach, das Ende der Szene berichten.

Er schloß: »Dieser Boso ist ein frecher Bursche!«

»Fre...fre...frech!« entrüstete sich Membo.

»Den sollte man tüchtig hernehmen!« rief Nello.

»Tü...tuch...tuch...tüchtig!« bekräftigte Membo.

Mit ihrem strengen Ton zerquetschte Faline die Stotterstimme: »Vor diesem übermütigen Gesellen bist du zweimal davongelaufen ...?«

»Durchgebrannt, Mutter!«

»Zweimal hast du geduldet, daß er dich beschimpft! Muß ich mich deiner schämen?«

»Ich glaube nicht, Mutter ...«

»Erkläre mir, warum du zweimal geflüchtet bist? Zweimal!«

Gurri sagte schnell: »Er hat ihn vor seiner Schwester nicht niederringen wollen!«

»Schwer zu begreifen!«

»Rücksicht, Mutter!« Gurri rief überzeugt: »Rücksicht! Auch gegen einen Feind ist Rücksicht nur das Zeichen von Stärke! Das begreifst du doch, Mutter!«

»Gut! Ich kann es gelten lassen. Aber zweimal! Warum? Warum denn zweimal?«

Geno hatte bis jetzt geschwiegen; nun lächelte er: »Du hast ja von Nello gehört, warum ...«

»Keine Silbe hat Nello davon erwähnt!«

Sanft sprach Geno: »Wir sind zu dritt gewesen! Meine Brüder hätten sich nicht zurückgehalten, und drei gegen einen ist unmöglich! Mit einem so sicheren Erfolg in Aussicht wäre Kämpfen Feigheit ...«

Mißbilligend wendete sich Faline ab: »Du wirst im ganzen Wald als Feigling ausgeschrien werden!«

»Auch dazu gehört Mut ...« Genos Antwort klang noch sanfter.

»Und dein Vater?« Faline fragte scharf.

Geno flüsterte: »Ich denke beständig an ihn ...«

Ohne daß Geno viel merkte, ging Gurri von da an fast immer mit ihm. Sie hatte die Absicht, dabei zu sein, wenn Boso sich zeigen sollte. Nello und Membo bat sie unter allerlei Vorwänden, mit Geno allein bleiben zu dürfen. Sie wünschte keinerlei Zeugen.

Inmitten des duftenden Blühens, umrauscht vom üppig grünenden Laub, wandelten die Geschwister vergnügt durch die Büsche und Blößen, über Schläge und Schneisen. Sie lauschten dem Singen der Vögel, dem Rufen des Kuckucks, dem Jauchzen des Pirols, dem gellenden Lachen des Spechts; sie folgten dem Taumelflug der Schmetterlinge, entzückten sich am Schwebetanz der in prächtigen Farben funkelnden Libelle. Das Summen der Bienen ergötzte sie ebenso wie das leise Brausen der Hummel.

Noch hegten sie keine Angst vor Gefahren.

Behutsam wichen sie dem Zug der Ameisen aus, und staunend hielten sie bei dem zarten Gewebe, darin die Spinne saß.

Sie rief: »Zerstört nicht mein Netz!« Doch ihre Stimme klang so leise, daß sie kaum vernehmlich wurde.

»Was willst du?« trat ihr Gurri näher.

»Gib acht!« lispelte die Spinne angestrengt, »du wirst mein Netz zerreißen!«

»Gewiß nicht!« versicherte Gurri, »wir richten niemals Schaden an.«

»Was für ein Meisterwerk!« bewunderte Geno.

»Ein großes Stück Arbeit ...«, sagte die Spinne, doch man hörte sie nicht.

Weiterschreitend sprach Geno vor sich hin: »Alles, alles lebt!«

»Hättest du das geglaubt, als alles kalt und tot war?« heischte Gurri Antwort.

»Du erinnerst mich an mein verzagtes Zweifeln.«

Gurri meinte: »Mancher muß das Schöne zweimal erleben, um es zu würdigen ...«

»Am Häßlichen kriegt man ein einziges Mal genug«, erwiderte Geno. »Das Schwere vergesse ich nie!«

»Ach, auch das Schwere ist wertvoll. Als wir noch kleine Kinder waren, dachten wir, die Herrlichkeit müsse ewig dauern.«

»Wir haben viel erlebt«, sagte Geno, »wenn's nur das Schwinden und Wiederkommen der Herrlichkeit wäre ...«

Gurri fiel ein: »Ich möchte das Leid nicht missen, nicht die Gefahren, nicht das Frieren und Hungern ...«

»Wahr, Schwester«, stimmte Geno zu, »das erkenne ich jetzt bei deinen Worten. Man wird stärker, wenn man gelitten hat ...«

»Das sorglose Schwelgen verweichlicht nur ...«

Nun war es Geno, der widersprach: »Wann leben wir schon ganz sorglos?«

Perri, das Eichhörnchen, rannte wie besessen einen Eichenstamm auf und nieder. »Wartet einen Augenblick! Ich habe Neuigkeiten!«

»Gute oder schlimme?« erkundigte sich Gurri.

»Wie man's nimmt ...« Perri schaukelte auf dem elastischen Ende eines Zweiges, »für euch kann es gleich sein; ihr braucht kaum etwas zu fürchten! Ich freilich muß mich am Boden jetzt ebenso hüten wie auf den Bäumen!«

»Ist wieder ein Räuber da?« Geno wurde ängstlich.

»Zwei!« rief Perri, »zwei! Ein Fuchs hat sich eingestellt! Ein junger, schüchterner Fuchs! Bis jetzt hat er nur Mäuse bedroht! Dafür scheint der Marder ... jawohl, einen Marder gibt es! Er zeigt so viel Wildheit und Blutgier wie alle von seiner Art!«

»Da siehst du«, wendete sich Geno an die Schwester, »die sorglosen Tage sind vorbei!«

»Euch geht das doch nichts an!« behauptete Perri, »ihr seid schon erwachsen; an euch wird sich weder Fuchs noch Marder herantrauen!«

»Woher weißt du das?« zweifelte Geno. Sie sagten schon eine Weile »du« zueinander. »Das ist fraglich!«

»Ich glaube es eben!«

»Mag es uns auch nicht betreffen«, erklärte Gurri, »wir können nicht fröhlich sein, wenn hier gemordet wird ...«

»Ja du, du und dein Bruder ...«, Perri lächelte, »ihr seid beide sehr anständig!«

Gurri ergriff die Gelegenheit: »Denkt man nicht schlecht von meinem Bruder?«

Erstaunt fuhr Perri auf: »Wie fällt dir nur so was ein?«

»Hat nicht Boso ...?«

»Laß doch«, bat Geno, »mir ist es gleich, ob Boso ...«

Perri saß nun mit hochgepflanzt wehender Fahne. »Boso?« warf sie verächtlich hin, »dir darf es in der Tat gleich sein, was der von dir redet! Man kennt ihn! Man weiß, er ist eingebildet, und er brüstet sich zu sehr!«

Geno und Gurri wollten sich empfehlen.

Da sagte Perri: »Hoffen wir, daß Er bald mit der Feuerhand zu uns kommt ...«

»Hoffen?« wunderte sich Geno, »hoffen, daß Er ... sind dir zwei Mörder nicht genug?«

»Eben wegen dieser zwei Mörder«, gab Perri Antwort, »nur wegen dieser zwei, denn Er ist ja doch mächtiger als alle!«

»Sonderbar«, bemerkte Gurri, »sonderbar ist Er, und sonderbar sind wir, wenn Er in Frage kommt.«

»Wieso sonderbar?« Perri machte ein neugieriges Gesicht.

Gurri erteilte ihr Aufschluß: »Weil Er das eine Mal uns als der grausamste Feind gilt und das andere Mal als der Retter. Im Winter nährt Er uns, und doch haben wir nichts, das entsetzlicher wäre als der große Schrecken, nichts, das uns alle so sehr bedroht!«

»Mir tut Er nie etwas Böses«, Perri legte die Vorderpfötchen an den weißen Brustflaum. »Im großen Schrecken aber rege ich mich immer furchtbar auf! Keineswegs um mich! Denn mir geschieht nie etwas! Und sonst, wenn Er mit der Feuerhand erscheint, bin ich euer Wächter! Jedesmal schmerzt es mich, so oft die Feuerhand einen von euch oder von den Königen zu Boden schleudert!«

Geno schüttelte das junge Haupt: »Ja, das sind sonderbare Dinge! Meine Schwester hat schon recht. Sonderbar, wie Er zu uns steht und wir zu Ihm. Wir müssen uns eben damit abfinden, daß Er der Allgewaltige ist, der Unbegreifliche! Seine Beschlüsse können wir nicht verstehen, sie bleiben uns immer rätselhaft, ob Er nun Fluch verhängt oder Segen spendet! Nachdenken darüber hat für uns keinen Sinn. Beides haben wir ergehen zu tragen.«

»Nein!« stimmte Perri zu, »Nachdenken hat keinen Sinn! Versucht man's, wird man wahnsinnig!« Sie wirbelte den Baum empor.

Allein geblieben, fragte Geno die Schwester: »Warum hast du nach meinem Ruf geforscht?«

»Liegt dir denn nicht auch viel daran, was man von dir denkt?« erwiderte Gurri.

»Nicht sehr viel ... mir war es ein wenig peinlich, als du davon anfangst ...«

»Wegen der Mutter«, entschuldigte sich Gurri, »sie hat gesagt, du würdest im ganzen Wald als Feigling ausgeschrien ...«

»Oh, das ist nicht ihre echte Meinung ...«

»Jetzt aber«, Gurri lachte beinahe, »jetzt kann ich die Mutter vom Gegenteil überzeugen, kann ihr vorhalten, wie unrecht es ist, so etwas auszusprechen ...«

»Du wirst ihr nichts vorhalten!« sprach Geno mit Bestimmtheit. »Ich muß dich ernsthaft darum bitten.«

»Wie du willst, Brüderchen. Aber auch dir muß es doch aufgefallen sein, wie oft unsere Mutter unrecht hat ...«

»Wir sind zuweilen verschiedener Meinung«, Geno milderte das Urteil der Schwester, »wer weiß, was für Ansichten wir haben werden, wenn wir einmal so alt sind wie die Mutter.«

Sie waren mit Nello und Membo zusammen.

Vor ihnen berichtete Gurri der Mutter, was Perri gesagt hatte: »Du siehst, der Wald denkt gut von Geno.«

Faline antwortete: »Mir ist's trotzdem nicht recht, daß er zweimal davonlief ...«

Nello flüsterte: »Wir Jungen sehen anders, und anders sehen die Alten ...«

Membo stand auf demselben Standpunkt wie Faline; also schwieg er ausnahmsweise.

Ratlos fragte Gurri: »Was kann man tun, die Mutter umzustimmen?«

Geno erwiderte: »Abwarten ...«

Als er sich wieder entfernte, begleitete ihn Gurri, die ihn nicht allein lassen wollte.

Diesmal trafen sie den schon ganz erwachsenen Ate, mit dem Geno auf einsamen Spaziergängen wiederholt ins Gespräch gelangt war. Ate trug eine hübsche Gabelkrone und benahm sich, wie wenn Geno nicht bloß ein kaum erwachsenes Kind, sondern ihm gleich wäre. Er zeigte keine Spur von Herablassung.

»Wen hast du da?« erkundigte er sich.

»Meine Schwester, Gurri.«

»Sie ist reizend, deine Schwester! Wirklich, Gurri, du bist reizend! So jung und schon so angesehen!«

»Hör mir auf damit!« lehnte Gurri ab. »Narrheiten!«

»Das darf ich doch sagen?« erwiderte Ate, »denn es ist wahr. Deine Leistungen sind keine Narrheiten!«

»Sage mir lieber, aber ganz ohne Höflichkeit, was hältst du von meinem Bruder?«

»Ich sehe nicht ein, warum du verlangst, ich solle die Höflichkeit beiseite lassen. Man muß das Schlimmste höflich sagen können.«

»Zugegeben!« Gurri blickte ihm vertrauend in die Augen, »Geno hat zweimal vor Boso Reißaus genommen ... was hältst du von ihm?«

Ate schaute sie heiter an: »Ich weiß alles! Ich kenne auch diesen Boso! Mit deinem Bruder bin ich sehr befreundet. Mit Boso will ich nichts zu tun haben!«

»Und wie erklärst du dir«, Gurri wurde immer zutraulicher, »wie erklärst du dir die zweimalige Flucht?«

»Gar nicht erkläre ich sie mir«, Ate blieb gelassen, »er wird schon einen Grund dafür haben, nicht wahr, Geno? Ich kümmere mich nicht um die Sache ...«

Gurri war entzückt.

»Wir haben nie darüber gesprochen«, äußerte Geno befangen, »und ich möchte euch bitten, auch jetzt ...«

Sie sprachen von andern Dingen.

Daheim meldete Gurri der Mutter diese Unterredung.

Doch Faline beharrte: »Wäre Geno nicht zweimal geflohen, hättest du's jetzt nicht nötig, um seinen Ruf besorgt zu sein!«

»Aber Mutter«, wendete Gurri ein, »wenn Geno trotzdem ...«

»Ich bleibe bei dem, was ich einmal gesagt habe!« Damit machte Faline allem weiteren ein Ende.

Keineswegs vermochte Geno zu merken, die Mutter hege geringere Zärtlichkeit für ihn; nur spürte er hin und wieder etwas wie Schonung im Ton der Mutter. Er nahm es jedoch ruhig hin.

Unerwartet erschien einmal eines Abends Bambi. Trotz ihrer Freude blieben alle bis auf Gurri stumm.

Gurri begann sogleich, ihm die ganze Geschichte auseinanderzusetzen: die zweimalige Flucht Genos, die Ansicht der Mutter.

Faline fiel ihr eifrig ins Wort: »Dein Sohn darf nicht vor einem frechen Burschen davonlaufen!«

»Und was ist deine Rechtfertigung, Geno?« fragte Bambi ernst.

Zum Erstaunen aller antwortete Geno freimütig und fest: »Ich rechtfertige mich nicht!«

Einzig Bambi staunte nicht; er nickte bloß.

Dann sprach er: »Ihr habt beide recht, du, Faline, und du, Geno! Und ihr beide seid zugleich im Unrecht!«

Rascher, als die vier diesen Spruch zu fassen vermochten, entschwand ihnen Bambi aus dem Gesicht.

Den nächsten Morgen jedoch fanden Geno und Gurri auf einer kleinen Blöße Lana.

Sie grüßte sehr freundlich: »Oh, wie schön! Ich habe immer gehofft, dich zu sehen, Gurri!«

»Ich freue mich mit dir!« sagte Gurri herzlich.

Lana war gerührt: »Wir sind ja seit Kindertagen miteinander gut gewesen!«

»Und wir bleiben einander gut!« fügte Geno hinzu.

»Ach, wie sehr vermisse ich euch!« rief Lana.

»Du fehlst uns auch!« beteuerte Gurri.

»Wenn ihr nur wüßtet, wie meine Mutter sich kränkt ...« Lana gestand das aufrichtig.

Aufrichtig entgegnete Gurri: »Tante Rolla ist Unrecht geschehen! Richte ihr aus, mein Vater hat dieselbe Meinung ...«

»Danke dir! Die Mutter wird sich getröstet fühlen!«

Geno erklärte entschieden: »Der ganze Zwist hat keinen Sinn! Es ist ...«

Da wirbelte oben durchs Gezweig Perri heran: »Lana! Ich warne dich! Dein Bruder kommt! Dein Bruder!«

Erschrocken fuhr Lana zusammen.

Geno befahl: »Bleibe!«

Gurri drang in sie: »Nein! Geh rasch fort!«

Lana hörte nichts; sie rannte davon.

»Wollen wir weg?« fragte Gurri.

Aber Geno erwiderte nichts und wich nicht vom Fleck.

Wütend sprang Boso daher: »Meine Schwester! Wo ist meine Schwester! Ist sie wieder mit euch gewesen? Schämt sie sich nicht, die Dumme!«

»Schäme du dich selber!« herrschte ihn Geno an, »du bist der Dumme! Nur du allein!«

»Feigling!« schnaubte Boso, »diesmal entkommst du mir nicht!«

Geno lachte: »Diesmal? Diesmal wirst du es sein, der mir nicht entkommt! Diesmal strafe ich dich!«

»Mit Hilfe deiner Schwester?« höhnte Boso.

»Komm nur an!« forderte Geno, »du sollst sehen, ob ich Hilfe brauche!«

Boso warf sich auf Geno; doch der hielt dem Anprall wie eine Mauer stand.

Gurri hatte sich ganz zur Seite gestellt und schaute dem Kampf ruhigen Gemütes zu.

Mit verdoppelter Wucht wiederholte Boso den Sturmangriff. Eine Wirkung war überhaupt nicht zu merken, denn Geno blieb so fest, als hätte ihn nur der Zweig des Strauches gestreift.

Als Boso sich dann verwirrt umwenden und zurechtfinden wollte, überrannte ihn Geno, daß er am Boden lag, und kaum hatte er sich emporgearbeitet, wurde er erneut umgeschleudert.

Er rollte ein drittes Mal unter dem Stoß, der ihn sofort traf, als er sich zusammenraffen wollte.

»Steh auf, armer Kerl ...«, sagte Geno, dessen Atem nicht schneller ging. »Steh auf, du armseliger Tropf.«

Betäubt erhob sich Boso, taumelte, unfähig, etwas zu entgegenen.

»Mach, daß du fortkommst«, Geno blieb wohlwollend.

Lana rief: »Komm, Bruder!«

Und Ate sprach lächelnd: »Du wirst dir's abgewöhnen, mit Geno Streit zu suchen ...«

Unter Ates Schutz war Lana herzugelaufen, den Kampf mitanzusehen.

»Entschuldige, Boso«, aufrichtiges Bedauern klang aus Genos Worten, »von diesen Zeugen wußte ich nichts. Ich habe eben Zeugen immer vermeiden wollen ...«



Boso schwieg verbissen.

»Immer hab ich dich gebeten«, redete Lana zu Boso, »fang nichts an mit Geno, er ist stärker!«

»Du brauchst dich nicht zu schämen, Boso«, rief nun Geno, »du warst sehr tapfer! Und jetzt gestehe ich dir zu, daß dein Erlebnis größer gewesen ist als meines ...«

»Da könnt ihr euch doch versöhnen!« schlug Gurri vor.

Geno sagte still: »Ich bin bereit ...«

Aber Boso, der immer noch schwieg, wendete sich weg und humpelte davon.

Lana gab ihm das Geleit.

Ate schüttelte das Haupt: »Er ist ein eigensinniger Bursche. Ihm fällt es schwer, besiegt zu sein. Aber daß seine Schwester und ich dabei waren, das kann er nicht verzeihen.«

Heiter antwortete Gurri: »So was hab ich von jeher gewußt.«

Aus dem Gezweig frohlockte Perri: »Tüchtig hast du den kecken Boso abgefertigt! Und recht ist ihm geschehen! Das ist die verdiente Strafe für sein Prahlen!«

»Jetzt«, meinte Ate, »jetzt kann man's nicht mehr hindern, jetzt wird der ganze Wald davon erfahren.«

»Das hätte ich Boso gerne erspart ...«, sagte Geno.

»Die Mutter wird endlich zufrieden sein«, erklärte Gurri.

»Mag sie's von anderen hören«, erwiderte Geno, »wir erwähnen nichts! Versprich mir das, Schwester!«

Gurri nickte bloß.

Doch Ate winkte ihr zu: »Dein Bruder ist gleichfalls ein Eigensinniger. Nur, sein Eigensinn gefällt mir besser ...«

* * *

Als sie heimkamen, fanden sie die Mutter besonders aufgeräumt und zärtlich.

Ein paar Tage betrachtete Faline die Kinder mit deutlichem Erwarten.

Sie schwieg jedoch, weil die Kinder nicht redeten.

Faline wußte schon alles.

Bambi war unsichtbar bei dem Zusammenstoß anwesend gewesen, hatte Faline das Ganze erzählt.

»Nun ist die Sache in Ordnung ...«, atmete Faline auf.

»Immer ist diese Sache in Ordnung gewesen«, korrigierte Bambi.

»Daß Geno davonlief, war in Ordnung?« staunte Faline.

»Du hast deinen Sohn nicht verstanden«, antwortete Bambi, entschwand und ließ sie ratlos zurück.

Ein paar Tage zogen vorüber.

Nello und Membo erfuhren den Ablauf des Kampfes durch Perri.

»Schön muß das gewesen sein«, sprach Nello vor Faline zu Geno, »schön hast du den Boso überrannt!«

»Dr...dr...drei...drei ... Mal!« stotterte Membo.

»Warum sagst du mir nichts davon?«, fragte Faline.

»Ich dachte, Mutter, du solltest mir auch so vertrauen, auch ohne Beweise!«

Faline erinnerte sich der Worte Bambis, wurde ein wenig befangen und half sich, indem sie lächelnd sprach: »Ich weiß längst alles! Von deinem Vater!«

Geno fuhr auf: »Vom Vater? War er ...?«

»Ja«, nickte Faline, »er war dabei! Er ist gleich zu mir gekommen und hat mir die Geschichte erzählt.«

»Was sagt der Vater?« Geno geriet in Erregung.

»Nichts, mein Kind; er findet dein Verhalten selbstverständlich ...«

Jetzt erst fühlte Geno volle Genugtuung.

Er nahm die einsamen Spaziergänge wieder auf, schlenderte umher, plauderte mit den Bewohnern des Waldes.

Zuweilen ging er mit Gurri, mit Nello und Membo. Einmal, er war allein, gelangte er bis zum Fluß.

Der Reiher stand dort am Rand des Schilfs, fing Frösche und kleine Fische.

Enten tummelten sich im Wasser; ihre frisch ausgefallenen Küchlein umwimmelten sie, ein ganzes Geschwader.

Die Mütter erteilten Unterricht; warnten, verboten, befahlen, und die Kleinen gehorchten ohne Widerrede.

»Bleibt hübsch beisammen!«

Da rückten sie zueinander.

»Nicht so weit hinausschwimmen!«

Da kehrten ein paar Vorwitzige um.

»Versteckt euch!«

Da ruderte die ganze Flotte eifertig ins Schilf. »Zum Ufer!«

Da kamen sie alle ans Land gewackelt.

Geno erkundigte sich bei einem der winzigen Entlein: »Wie viele Geschwister hast du?«

Das Entlein piepte: »Ich weiß nicht ... denn ich kann sie noch nicht zählen ...«

Die alte Ente quarrte: »Sieben Kinder hab ich ...«

»So viele?« wunderte sich Geno.

»Das ist doch nicht viel ... meine Freundin hat neun und eine andere Freundin gar zehn!«

Geno staunte: »Kennst du alle deine Kinder?« Er verbesserte sich unter den entrüsteten Blicken der Alten: »Ich meine, verwechselst du sie nicht manchmal?«

»Dumme Frage!« klang die quarrende Antwort, »jede Mutter kennt ihre Kinder!«

»Verzeih ... ich wollte dich nicht beleidigen ...«

»Das ist wieder dumm!« Die alte Ente bewegte stolz ihren Bürzel, »wer so albern fragt wie du, der beleidigt nicht, sondern macht nur sich selber lächerlich!«

»Das ist wahr ...«, gab Geno bescheiden zu, »du bist sehr klug ...«

»Gewiß!« sagte die Ente, »klug bin ich!« Sie watschelte hochmütig davon.

»Hätte sie sich nicht selbst gelobt«, Geno blickte ihr nach, »ich würde sie wirklich für klug halten ...«

Plötzlich spürte er eine starke Witterung, und ehe er noch entweichen konnte, schlich der Fuchs aus dem Gebüsch, ohne Geno zu beachten.

Es war ein ganz junger Fuchs, schmal, mager, auf schwachen Läufen, mit einer schütter behaarten Rute; auch sein Fell schien zausig und wies einige lückenhafte Stellen.

Der Fuchs schnürte geradeaus auf den Reiher los und sprang ihn an.

Blitzschnell hatte sich der Reiher ihm zugewendet und stach nach seinem Auge. Fast hätte er getroffen.

Unterdrückt knurrend prallte der Fuchs zurück: »Was bist denn du für einer?«

»Du Neuling«, spottete der Reiher, »du bist nicht der erste, dem ich Respekt vor mir beibringe!«

Wieder sprang der Fuchs auf ihn los, und wieder wurde er von dem Stoß des dolchartigen Schnabels abgewiesen.

Verdutzt stand er da.

»Beinahe hätte es dich ein Auge gekostet ...«, war die sachliche Anmerkung des Reihers.

»Beinahe ...«, bekannte der Fuchs.

»Hüte dich vor mir!« drohte der Reiher, »du wirst mich nie erwischen! Du setzt nur deine Augen aufs Spiel! Nach mir hat es schon andere gelüftet, die älter waren und erfahrener als du!«

Unerwartet vollführte der Fuchs den dritten Sprung, fiel aber aufheulend in das Schilfrohr und raste drinnen schmerzlich jaulend umher.

Unter den Enten erhob sich Alarm.

Doch der Fuchs war jetzt nicht gefährlich. Aus einem Auge tropfte ihm Blut.

»Ich habe dich gewarnt«, sprach der Reiher gelassen. Dann zu Geno, der hervortrat: »Der kommt mir nicht mehr! Der richtet mit einem Auge noch genug Schaden an!«

»So wehrhaft wie du sollte man sein!« bewunderte ihn Geno.

Der Fuchs hatte sich verzogen; man hörte ihn von ferne wimmern, leise und immer leiser.

»Großen Hunger dürfte er haben ...«, der Reiher schaute listig drein, »was für ein Tölpel! Er will essen, der Arme, und verliert ein Auge! Jetzt ist er hungrig und leidet arge Schmerzen obendrein ...«

Stumm ging Geno fort. »Räuberschicksal«, dachte er.

Und er dachte: »Ich bin wehrlos! Alle die Meinen sind wehrlos! Soll ich darüber traurig sein? Darüber klagen? Nein! Wir leben trotzdem! Wir haben ein gutes, friedliches Gewissen!«

Ihm fiel ein: »Auch die Räuber würgen mit gutem Gewissen.«

Ferner besann er sich: »Da hilft doch nichts! Vor der Feuerhand des Mächtigen sind wir alle wehrlos, Mörder und Unschuldige ...«

Getrost schritt er weiter.

Ein Fink rief ihn an: »Mein Prinz, wollen Sie etwas Wunderbares sehen?«

»Gerne ...«, entgegnete Geno.

»Dann schauen Sie hier herauf zu mir ...«

Geno hob den Blick.

Am Rand des Finkennestes saß ein junger Vogel. Doppelt so groß wie der Fink, sperrte er den Schnabel auf, heischte Nahrung.

»Das ist unser Kind!!« sagte der Fink voll Stolz, »seinesgleichen gibt es nicht!«

»Nein«, gab Geno sofort zu, »das ist allerdings zum Staunen und hat nicht seinesgleichen.«

Das Finkenweibchen flog herbei, brachte Atzung, doch der junge Vogel wurde nicht satt, sperrte gebieterisch weiter den Schnabel auf.

»Spute dich, mein Lieber«, forderte sie ihren Gatten auf, »unser Kind muß essen!«



»Unser Kind soll nicht darben!« rief der und strich eilig weg.

»Wir haben ungeheuer viel Mühe, den Sohn zu ernähren ...«
Auch das Finkenweibchen gebärdete sich sehr stolz.

»Das glaub ich«, sagte Geno, »er ist ja schon fast größer als beide Eltern zusammen.«

»Nicht wahr?« Die eitle Mutter strahlte vor Glück.

»Gedulde dich nur ein wenig«, sagte sie liebevoll zu dem ungeduldig herrischen Jungen, »der Vater wird sofort da sein ...«

Der Junge hatte gar keine Geduld, er schien nur Ansprüche zu haben, riß den Schnabel auf, als wäre er am Verhungern.

Da kam der Fink angeflogen und brachte soviel er fassen konnte. Im Nu hatte der Junge alles geschluckt.

Die Mutter machte sich ohne Säumen fort, um frisches Essen zu holen.

»Du bist gewiß schon müde«, geno sah den kleinen Fink teilnehmend an.

»Freilich bin ich müde«, antwortete der, »meine Frau ist jeden Tag erschöpft! Was sollen wir denn anfangen?«

»So ein Kind wird eine Qual ...«, entrüstete sich geno.

Doch der Fink entrüstete sich noch mehr: »Eine Qual? Wie kann man nur derart lästern? Eine Seligkeit ist so ein Kind! Eine der herrlichsten Freuden!«

»Wann gelangst denn du selbst zum Essen?« fragte geno.

»Rede nicht davon!« bat der Fink, »wir tun alles für diesen Sohn! Alles! Wir denken nie an uns! Doch wenn du mich fragst, wann ich selber esse, spüre ich erst, wie mich der Hunger peinigt ...«

»Iß doch selbst etwas«, riet geno, »du mußt doch bei Kräften bleiben ...«

»Das ist richtig«, erwiderte der Fink trübselig, »hie und da schlucke ich ja einen Bissen, ohne es zu wollen. Das scheint mir immer wie ein Diebstahl!«

Der dicke Junge hatte den Schnabel in sein flaumiges Gefieder versenkt und döste ein wenig.

geno schaute zu ihm hinauf, er vermochte sich nicht zu helfen ... dieser Nesthocker war ihm sehr zuwider.

»Wir hatten noch drei andere Kinder« erzählte indessen der Fink, »sie sind alle von ihm verdrängt worden ...«

»Das ist doch schrecklich«, meinte geno.

»Oh, es hat nichts zu sagen«, antwortete der Fink, »wir, meine Frau und ich, haben jetzt auch keinen Platz im Nest. Wenn man das Glück hat, solch einen wunderbaren Sohn zu besitzen, muß man jedes Opfer bringen! Er wird der Hervorragendste unter uns allen sein!«

In der Stimme des Finken mengten sich Hilflosigkeit und zuversichtliche Ueberhebung.

»Gehen wir!«

Ate stand neben Geno und forderte ihn lächelnd dazu auf.

Weiterschreitend sagte Geno: »Ich kann diesen Dicken weder begreifen noch bewundern ...«

»Die armen Eltern sind getäuscht«, erklärte Ate, »sie füttern den Sohn eines Kuckucks und halten ihn für ihr eigenes Kind ...«

»Und der Kuckuck?«

Ate lachte. »Der? Der legt sein Ei regelmäßig in fremde Nester, kümmert sich nicht um seine Brut, hat keine Plage mit den Jungen, braucht nur für sich selber zu sorgen.«

»Schändlich!« rief Geno, »man sollte es den betrogenen kleinen Finken sagen! Die haben so viel Arbeit und ...«

»Wozu?« unterbrach ihn Ate, »es nützt nichts, ihnen das jetzt mitzuteilen. Sie würden niemandem glauben, denn sie lieben den Fremdling, tun sich was zugute und meinen, sie erziehen einen Wunderfinken. Lassen wir sie bei ihrem Glauben! In der Täuschung liegt oft viel Glück und in der Wahrheit viel Bitternis.«

Plötzlich krachte ein Schuß. Ein dünner, heller Knall.

Erschrocken zuckte Geno zusammen: »Jetzt schon?«

Ate hob das Haupt. »Unverständlich! Das kann doch nicht unsereinem gelten! Es wäre zu früh!«

»Was wissen wir darüber?« Geno wurde von Bangigkeit ergriffen, »ob es Zeit ist oder nicht, bestimmt Er allein!«

Ate sagte: »Wir müssen uns jedenfalls hüten ...«

»Damit hat die köstliche Ruhe ein Ende ...«, stellte Geno wehmütig fest.

Er hatte recht.

Immer wieder knallten Schüsse.

Der Wald geriet in Aufruhr.

Aber kein einziger Bock fiel, kein einziger wurde auch nur bedroht.

Trotzdem verbreitete sich nicht bloß unter den Rehen, sondern unter allen Geschöpfen Unruhe. Niemand hatte mehr das Gefühl, sicher zu sein.

Mit den Kindern stand Faline sorgenvoll beisammen, und alle überlegten, was denn vorgehe.

Perri sprang zu ihnen und erzählte: »Ein paar Tauben sind von der Feuerhand heruntergeholt worden. Eine andere Taube sitzt verwundet auf dem Eschenbaum; schwer krank ist die Aermste; sie dürfte nicht lange mehr leben, denn sie hat den Schnabel weit offen, sie keucht, und ihre Flügel hängen ihr schlaff vom Leib.«

Die kleine Perri war merkwürdig erregt. »Denkt euch nur, was mir widerfahren ist!« Sie schämte sich; zögerte: »Er hat die Feuerhand nach mir geschleudert! Nach mir! Nach mir!«

»Nach dir?« rief Geno, »du warst so gewiß, daß Er dich schont!«

»Ich bin auch ganz hin!« klagte Perri, »noch nie hat Er das getan! Wirklich noch nie!«

»Du bist doch nicht verwundet?« fragte Gurri.

»Nein! Zum Glück hat mich die Feuerhand nicht getroffen! Ein wahres Wunder! Aber daß Er es tut!«

Faline meinte: »Das alles ist unbegreiflich ...«

»Jetzt bin ich am schlimmsten dran!« jammerte Perri, »der Marder ... der Fuchs ... nun gar die Feuerhand ... wohin soll ich mich retten?«

»Wir können dir keinen Rat geben«, antwortete Geno, »unsere Lebensweise ist von deiner zu sehr verschieden.«

»Rat hab ich nicht erwartet!« Perri huschte hoch in die Wipfel hinauf.

Ebenso seltsam hörten sich die Neuigkeiten an, die der Specht meldete. Er kam sonst fast niemals, warf dann nur ein oder zwei Worte hin und ließ sich nie in Gespräche ein. Diesmal wußte er zu

berichten. »Mit der Feuerhand hat Er nach mir geworfen!« Der Specht lachte gellend auf: »Aber ich bin heil! Die Kugeln, die Er nach mir geschleudert hat, sind neben mir ins Holz geprasselt! Ich möchte wissen, was das heißen soll!« Er lachte wieder: »Am Ende ist Er närrisch!«

Bevor jemand erwidern konnte, flog der Specht davon.

Am anderen Morgen eilte Perri herbei mit frischen Nachrichten: »Drei Elstern hat Er nun geschlagen! Drei! Eine davon ist gefallen, die zwei anderen sind verletzt! Nicht gar arg!«

Gurri vermutete: »Daß die Feuerhand so oft daneben trifft, mag ein gutes Zeichen sein; Er beherrscht sie nicht mehr!«

Nello und Membo hatten zu allem geschwiegen und keine Ansicht gewagt.

Am Abend tauchte Bambi auf; er wirkte wie immer als Beruhigung.

»Seid ohne Angst«, klang seine Rede, »ein junger Er treibt sich im Wald herum; Er hat eine junge Feuerhand, die Er nicht gegen uns und unseresgleichen hebt.«

Faline, Nello und Membo atmeten auf.

»Wenn Er auch nur die Kleinen töten will«, sagte Gurri, »die sind doch unsere Freunde!«

»Richtig, meine Tochter, mir tun sie leid, ebenso wie dir! Man muß es eben dulden.«

»Verfolgt Er vielleicht unsere Wächter?« wollte Geno erraten.

»Nein, mein Sohn, der Iltis ist wohl kein Wächter. Der Marder gleichfalls nicht.«

»Hat er diesen Marder umgeworfen?« fragte Gurri.

»Der Iltis, der ist hin«, gab Bambi Auskunft, »der Marder konnte entwischen, wenigstens glaube ich das.«

Die Unterhaltung zwischen Bambi und seinen Kindern wurde wie zwischen Erwachsenen geführt; nur hatten Geno wie Gurri einen Ton verehrender Liebe, und Bambi zeichnete die beiden aus, indem er das Gespräch von gleich zu gleich als etwas Selbstverständliches behandelte.

Einzig Faline konnte in ihrer demütigen Ergebenheit die Vertraulichkeit der Kinder Bambi gegenüber nicht recht billigen.

Nello und Membo verharrten schüchtern, stumm.

»Wie denkst du darüber, Nello?« wendete sich Bambi zu ihm.

»Genau wie Geno und Gurri«, flüsterte Nello, und auf einen fragenden Blick Bambis an Membo würgte der hervor: »Ge...ge...genau...so...so!«

Bambi, der wieder einmal plötzlich unsichtbar wurde, hatte die tatsächliche Ursache des Schießens erkannt.

Der Jäger wollte einen ganz jungen Menschen zum Weidwerk erziehen. Er gab ihm zunächst die Schrotflinte nebst der Erlaubnis, Raubzeug, kleine Vögel wie Elstern, auch Eichhörnchen abzuknallen. Erst hatte ihn der Jäger begleitet, hatte ihn unterwiesen; später ließ er ihn allein, damit er durch Übung lerne.

Im Uebereifer des Anfängers jedoch schoß der Jüngling auf alles, was ihm gestattet war und zu Gesicht kam.

Weil er noch nicht treffsicher war und zu hastig verfuhr, fehlte er oft, weshalb einige seiner Opfer »angeflickt« leiden mußten.

Wie nun jeder Neuling am Spieltisch Glück hat, so wird auf der Jagd jeder Anfänger von einem gewissen Glück begünstigt.

Der junge Mensch erlegte einen Iltis, der am Fleck liegen blieb.

Nicht ganz gelang dem Hitzigen derselbe Erfolg bei dem Marder.

Immerhin, er hatte einen Marder vor der Flinte gehabt, was zur Sommerszeit als seltener Glücksfall gilt.

Als der Marder bei anbrechendem Morgen durch die Wipfelstrich, schoß der junge Mensch sofort. Er wußte im Moment nicht sicher, was für ein Tier eigentlich dort oben halb und halb sichtbar wurde.

Das dichte Laub deckte den Marder, so daß er nur einige wenige Schrotkörner in die Weichen erhielt und rasch flüchtete.

Deshalb glaubte der Jüngling, gefehlt zu haben, und ging seines Weges, ohne sich weiter um sein Opfer zu kümmern.

Dem Verwundeten aber wurde bald sehr übel.

Ihm fehlte die Kraft, am Baum abwärts zu klettern, die gewohnte Heimstätte zu suchen.

Furchtbare Schmerzen durchzuckten seinen Leib; er krümmte sich, blieb auf dem Wipfel, wo er getroffen worden war, preßte sich eng an den Stamm. Schwindelgefühle schleierten verwirrend vor seinen Augen. Er dämmerte so dahin und wurde später vom ausbrechenden Wundfieber geschüttelt.

Der Marder war einem langsamen Sterben verfallen; indessen die Fasane, die Eichhörnchen und alle Vögel in Furcht vor ihm zitterten.

Nach kaum zwei Tagen stürzte er vom Baum, auf dem er sich nicht mehr halten konnte, an den er sich vergebens klammerte; er lag zuckend im Gras, und dort fand ihn der Jäger tot.

»Gut, daß er tot ist«, sagte er, »aber sein Sommerfell hat keinen Wert. Na, er hätte bis zum Winter noch manchen schönen Fasan gekostet.«

Perri zerbrach sich ihr hübsches kleines Köpfchen, wohin denn der grimme Feind verschwunden wäre. »Nirgendwo ist er mehr zu sehen oder zu spüren ... und niemand ist ihm zum Opfer gefallen ...«

»Vielleicht hat ihn die Feuerhand erschlagen«, äußerte Geno.

»Ich warte noch eine Zeit«, entschloß sich Perri, »wenn sich nichts rührt, hat sicherlich Er ihm den Garaus gemacht. Dann bin ich frei und froh ...«

»Da ist also doch wieder Er der Retter ...«, lächelte Gurri.

»Oh!« erwiderte Perri, »hätte Er mich in Ruhe gelassen, ich würde wie früher zu Ihm stehen!«

Die Schüsse hörten auf.

Der Jäger hatte seinem Lehrling das Pirschen verboten, weil die Rehe nicht beunruhigt werden sollten, ehe man sie wieder zum Ziel der Schützen machte.

Im Wald herrschte wohlige Ruhe. Alle freuten sich.

Allein es war die Ruhe vor dem Angriff. Kurz, leider.

* * *

Das Schilf raschelte, die langen Halme schwankten heftig, so daß ihre Kolben aneinander klapperten.

Am feuchten Boden spielte sich ein Kampf ab.

Für die alte Ente war es eigentlich der Toteskampf.

Sie schlug mit den Schwingen, die sie einst hoch durch die Lüfte getragen und die jetzt nur ohnmächtig zu flattern vermochten.

Auf ihren Ständern konnte sie bisher fröhlich, wenn auch watschelnd umherspazieren, konnte stolz im Wasser des Flusses rudern; nun war das vorbei und die kräftigen kurzen Ständer zu nichts mehr nütze als zu hilflosem Zappeln.

Der Fuchsrachen würgte grausam; die Fuchszähne, die scharfen, bissen ein tiefes Loch in die Kehle, zerknackten das Genick der Armen, die jämmerlich verblutete.

Dann hielt der Fuchs gelassen seine Mahlzeit.

Er war derselbe, dem der Reiher ein Auge ausgestochen.

Dafür haßte ihn der Fuchs grimmig, dürstete inbrünstig nach Rache, scheute sich jedoch, das andere Auge zu wagen, und wich dem Reiher sorgsam aus.

Er hatte furchtbare Wochen zugebracht. Die blutige Wunde bereitete ihm so höllische Qualen, daß er den Hunger kaum spürte.

Einsam, unglücklich, im tiefsten Dickicht versteckt, duldete er auf seinem Krankenlager, bis der Schmerz gelinder wurde. Er spürte ihn noch immer; nun peinigte ihn jedoch der Hunger stärker, und er mußte auf Nahrung bedacht sein.

Geschwächt von der Folter, die in der leeren, blutigen Augenhöhle tobte, herabgekommen, weil er so lange keinen Bissen gegessen, war er feige geworden, wuchs in ihm die ganze wilde Bosheit des Feigen und krüppelhaft Kraftlosen. Verbittert duckte er sich.

Zunächst fing er nichts als Mäuse, begnügte sich manchmal mit Käfern, hatte aber wenigstens neben der leeren Augenhöhle

keinen ganz leeren Magen mehr.

Hin und wieder glückte es ihm, so viele Mäuse zu erwischen, daß er beinahe Satttheit empfand.

Als er eine der wundgeschossenen Elstern schlug, die ihm nach dem Auge stechen wollte, geriet er in rasende Wut und zerfleischte sie binnen zwei Minuten.

Ihn zog es zu dem Schauplatz seiner Niederlage.

Ungenau, ohne Plan, glühte ein stilles Hoffen in ihm, dem Feind das Böse zu vergelten. Am Fluß, im Schilf entdeckte er die Ente.

Seither holte er da oft und oft schmackhafte Beute, richtete Verheerungen an unter den jungen, schon halb erwachsenen Vögeln, unter den Müttern.

Die Feigheit hatte sich zu äußerster Vorsicht gewandelt, zu Tücke und Arglist. Die Erbitterung blieb ebenso wie das beständig mahnende Stechen der leeren Augenhöhle und machte ihn zum Unbarmherzigsten unter allen, denen Erbarmen fremd war, zum blutigierigsten der Mörder.

Der Reiher nahm keine Notiz von ihm, tat, als sähe er ihn nicht.

Geduckt schlich der Fuchs an dem Sieger vorbei, stellte sich, als ob er ihn auch nicht bemerkte.

Doch jedesmal, angesichts der gleichgültigen Miene des Siegers, schwoll dann kochend der Zorn dem Fuchs in der Brust.

Nun hatte er wieder eine Ente an Ort und Stelle verspeist.

Er wußte, das war die letzte für lange Zeit.

Denn die Enten, erschreckt durch die häufigen Ueberfälle, begannen den Ort zu meiden, suchten am andern Ufer Schilf und Zuflucht. Flüchteten rechtzeitig.

Von jetzt an beschlich der Einäugige Fasane.

Der Fang selbst bot wenig Schwierigkeit, doch war damit erhöhte Gefahr verbunden.

Um die Enten am Flußufer kümmerte sich der Jäger nicht; dort durfte man allerlei Unfug üben und hatte kaum etwas zu fürchten.

Aber Fasane! Der Raub an ihnen ließ Reste mitten im Revier zurück.

Es hieß sich zehnfach hüten!

Weit auseinander mußten die Mordtaten geschehen, Spuren mußten verwischt, der Verfolger irregeführt und getäuscht werden.

Fortan war ein heimlicher Feldzug im Gange zwischen dem Jäger und dem Fuchs.

Knochen, Fleischfetzen, Schwingen und Stoßfedern der Fasane hatte der Jäger entdeckt, hatte die Fuchsfährte gefunden; nun pirschte er emsig dem schlaunen Uebeltäter nach.

Der Einäugige gewahrte bald, wie die Dinge standen; der Verfolger wehrloser Geschöpfe wurde ein Verfolgter.

Er war keineswegs wehrlos; kämpfte mit den Waffen der List, des Betruges, der Täuschung, der sinnvollen Flucht.

Den Fuchsbau, den es im Revier gab, entschloß sich der Jäger auszuheben.

Er kannte ihn lange, versperrte den einen Weg ins Freie, bezog mit Hektor den andern Einschluß, steckte ein Bündel Reisig in Brand, um den Schädling hervorzuzwingen.

Die Flammen schwelten nur, der Rauch drang nicht in die Tiefe. Also graben!

Mit Axt und Schaufel wurde die Erde aufgewühlt.

Kam der Fuchs zum Vorschein, sollte ihn Axt oder Schaufel töten. Jeder Augenblick konnte entscheiden.

Auch Hektor stand bereit, den Verbrecher zu töten.

Der Fuchs kam nicht zum Vorschein.

Uebler Geruch entströmte in Schwaden der geöffneten Grube; alte Knochen von Hasen, Fasanen, von jungen Rehen lagen massenweise darin umher.

Noch ein paar Röhren wurden aufgedeckt.

Der Bau hatte mehr als zwei Ausgänge.

Und – er war seit langem unbewohnt.

Nach diesem Mißerfolg probierte der Jäger eine Falle. Zwar mochte er Fallen und Tellereisen nicht gerne, vermied überhaupt jegliche Quälerei. Diesmal meinte er freilich: hilf, was helfen kann!

Sorgsam legte er einen Katzenkadaver als Lockspeise aus, vertrieb den Menschengeruch durch eine Heringschleppe.

Alles schien wohlgeordnet, und ging die Sache gut, so saß der Fuchs im Eisen.

Der Einäugige machte auch diesen Plan zuschanden.

Keinen Blick gönnte er dem Köder.

Vielmehr verhöhnnte er den Jäger, indem er den Hasen, den er erbeutet hatte, dicht neben der Falle fraß und die Ueberbleibsel gleichsam als Gruß zurückließ.

»Ich hätt mir's beinahe denken können«, der Jäger stand etwas beschämt, »um diese Zeit hat so ein Kerl frisches Fleisch genug.«

Niemand kannte den Wald so gut wie der Fuchs; nicht einmal Bambi, der manchen Partien jahrelang ferngeblieben war und geheime Pfade ging.

Dem Einäugigen und Bambi war eines gemeinsam: sie betraten nie den gleichen Weg. Das hatte beim Fuchs in seiner Natur, besonders in der Art dieses Exemplars, seine Ursache.

Bambi dagegen handelte aus weiser Erfahrung, wenn er keine Straße der Rehe und überhaupt niemandes Pfade wanderte, auch keinen eigenen festen Wechsel trat. Er brach stets quer durchs Gebüsch, dort, wo es am dichtesten war und undurchdringlichsten.

Ebenso schlich der Fuchs, auf Raub bedacht, indessen Bambi einzig seine Sicherheit wahrte.

Nach und nach gewöhnte sich der Einäugige, Tag für Tag sein ausgiebiges Mahl zu halten: einmal einen Hasen, das anderemal einen Fasan, zuweilen auch eine Ente.

Daß er über jeden Fleck, über jede Bodenfalte, über jeden Strauch Bescheid wußte, kam ihm zustatten.

Mäuse fing er nur noch zum Zeitvertreib, nur aus Jagdlust und Gier, zu töten.

An den Salzlecken erwischte er gelegentlich Holztauben, die ihm trefflich mundeten.

Junge Rehe schonte er, so heftig er auch nach ihnen verlangte. Doch waren sie jetzt für ihn schon zu erwachsen, und auch aus

Klugheit ließ er sich nicht mit ihnen ein. Ihn warnten irgendwelche, ihm selber rätselhafte Bedenken von solch einem Angriff auf Rehe. Gleichviel, ob er gelang oder nicht, ein solcher Angriff konnte schlimme Folgen haben.

Bei seiner üppigen Ernährung gedieh der Fuchs glänzend. Sein Leib rundete sich, wurde feist; das Fell war lückenlos glatt, die Rute ein pompöser Wedelbusch. Nur sein verschmitztes, unglaublich gescheites Antlitz erhielt durch die leere Augenhöhle eine zwar charakteristische, aber häßliche Entstellung.

Uebrigens hatte der Reiher diese Zukunft gut erraten, als er sagte, der von ihm Besiegte werde auch mit einem einzigen Auge genug Schaden anrichten.

Jetzt lauerte der Fuchs hinter einem Hartriegelstrauch und blickte zu Perri hin, die tiefer und tiefer herniederturnte.

Perri war seit dem Verschwinden des Marders sorglos, ja dreist geworden. In ihrer Vergeßlichkeit dachte sie nicht an den Fuchs, wollte den Haselstrauch untersuchen und ein paar lustige Sprünge am Boden riskieren.

Schon berührte sie die Erde.



Schon setzte der Einäugige zum mörderischen Fang sich in Bereitschaft.

Da klang eine tiefe Stimme: »Der Fuchs!«

Wirr vor Schrecken raste Perri unbeholfen am Boden umher, erreichte glücklich den nächsten Baum und hastete blitzschnell zum Wipfel empor.

Ohne sich umzuschauen, mit heftig pochendem Herzen, wirbelte sie dahin von Wipfel zu Wipfel.

Der Einäugige aber fuhr wild herum, nach dem Störenfried zu sehen, der über ihn hinweg gesprochen.

Ganz nah fand er sich Bambi gegenüber. Dieser hielt ihm tief gesenkten Hauptes die starke Krone entgegen.

Sofort schwand dem Fuchs der Zorn.

»Du bist's?« knurrte er freundlich, »hebe deine Krone. Ich tu dir nichts!«

»Ich lasse mir nichts tun ...«, erwiderte Bambi ruhig.

»Warum hast du mir das Eichhörnchen mißgönnt? Mir wär's ein Leckerbissen gewesen.«

»Mich kümmern deine Leckerbissen wenig. Perri ist die Freundin meiner Kinder.«

»Und das soll mich hindern?« Der Fuchs fletschte die Zähne.

»Du bist ja gehindert worden«, lächelte Bambi, »viele meiner Freunde fallen dir ohnedies zur Beute, du Unersättlicher ...«

»Tja!« Der Fuchs blinzelte zu ihm auf: »Ich muß essen! Du vielleicht nicht?«

»Gewiß ... auch ich esse. Doch niemand stirbt, wenn ich Hunger spüre ... Ich verfolge und töte nicht.«

»Das ist der Unterschied zwischen uns zweien«, mit hochgezogenen Lefzen mühte sich der Fuchs, gleichfalls zu lächeln.

»Mag sein«, sagte Bambi, »doch rate ich dir, schone Perri und ihre Verwandten.«

»Sind alle Eichhörnchen die Freunde deiner Kinder?«

»Und meine Freunde«, nickte Bambi, »ebenso wie jedes Geschöpf, das nicht mordet.«

»Nicht zu glauben, wie ihr alle miteinander befreundet seid«, spottete der Fuchs.

Bambi fragte ruhig: »Wer sind deine Freunde?«

»Wozu Freunde? Ich brauche keine!«

»Das ist der Unterschied zwischen uns beiden«, sehr hochmütig war nun Bambi.

Der Einäugige duckte sich vor dieser gelassenen Würde. »Wir reden heute erstmals miteinander!«

»Allerdings, es ist das erstemal«, gab Bambi zu, »aber ich kenne dich schon länger ...«

»Woher? Ich hab dich nie gesehen! Woher kennst du mich?«

»Du bist in meinem Bett gelegen ...«

»Welches meinst du? Ich habe viele Betten; schlafe beinahe jedesmal woanders!«

»Das meine hast du öfter benützt. Es ist dieses heimliche Lager in der Mulde, unter morschen Baumstämmen, bedeckt von dürrer Reisig ...«

»Oh, Farne wachsen drüber und Lattich«, fiel ihm der Einäugige ins Wort, »ja! Dort ist mir immer sehr wohl!«

»Es ist mein Bett«, erklärte Bambi.

»Deines? Jetzt gehört es eben mir!« Der Einäugige grinste unverschämt: »Du hättest gewiß nicht den Mut, mich zu vertreiben!«

»Von Mut wollen wir nicht sprechen. Du warst nie drinnen, wenn ich hinkam. Dein Gestank hat mir genug erzählt ... ich rate dir gut ... meide mein Bett!«

»Stinke ich denn so arg?«

»Einmal sah ich dich herauskommen«, fuhr Bambi unbekümmert fort, »wärest du drin von mir ertappt worden ...«

»Nun? Was dann?« rief der Fuchs herausfordernd.

»Du hast noch das andere Auge zu verlieren ...« Bambi senkte warnend seine Krone.

Der Einäugige hegte vor spitzen Waffen große Scheu. Er wich zurück. »Gut! Dieses Bett gehört dir! Ich schenke es dir!«

»Du kannst mir mein Eigentum nicht schenken!« Leise Entrüstung klang aus dieser Antwort.

»Ich wollte sagen«, lenkte der Fuchs ein, »daß ich dein Bett nicht mehr ...«

Bambi unterbrach ihn: »Grabe dir doch einen Bau und hause drin, wie alle deine Verwandten leben ...«

»Leben?« Kläglich widersprach der Fuchs: »Das wäre für mich nur ein kurzes Leben und ein elendes Sterben!«

»Dich plagt dein schlechtes Gewissen ...«

»Gewissen? Was ist das? Ein Gewissen kenne ich nicht, ahne nicht, was das sein soll! Ich bin nichts als ein armer Flüchtling!«

»Wir alle hier im Wald sind Flüchtlinge, wenn Er kommt«, sagte Bambi.

»Euch jedoch gönnt Er lange Schonung; euch läßt Er durch Monate Ruhe genießen! Für euch sorgt Er im Winter! Aber ich, ich bin immer gehetzt, immer verfolgt! Ich werde nie geschont! Nie! Ich habe niemals Ruhe!«

»Das ist der Unterschied zwischen uns zweien«, Bambi lächelte wieder.

»Wir zwei!« Der Einäugige fauchte: »Ich hasse dich!«

Immer lächelnd entgegnete Bambi: »Da ist ja wieder ein Unterschied. Du kennst das Gewissen nicht und ich keinen Haß.«

»Nie werden wir einander verstehen!« zischte der Fuchs.

»Da berührst du den einzigen Punkt, in dem wir einig sind, du und ich ...«

Bambi verschwand.

Verblüfft blieb der Fuchs zurück, schnupperte, suchte, stöberte. Umsonst. Ihm wurde unheimlich zumut. Er klemmte die Rute zwischen die Keulen, schlich davon, schneller und schneller, zuletzt fegte er im Eiltempo hinweg.

* * *

Perri kam auf der Flucht durch die Wipfel weit fort vom Schauplatz ihres Abenteuers. Langsam beschwichtigte sich ihr Entsetzen; ihr kleines Herz schlug wieder gelind.

Ihr Drang, zu erzählen, überstandene Gefahren zu berichten, erwachte sogleich, als sie Faline sah, die mit Nello und Membo

Blätter von den Sträuchern zupfte.

Das Eichhörnchen überpurzelte sich fast im Niederklettern.
»Bambi hat mich gerettet!«

»So?« antwortete Faline, »hat er wieder einmal eine Rettung vollbracht?«

»Wa...warst ... du...du ... denn ... i...i...in ...«

»In Gefahr?« ergänzte Nello.

»Und ob!« Perri schilderte den Hergang; sie prunkte geradezu damit. »Bambi«, schloß sie, »hab ich eigentlich nicht gesehen! Nur die Stimme ...«

»Kein anderer ist das gewesen!« entschied Faline.

»Kein anderer!« begeisterte sich Perri, »das vermag nur er allein!«

»Auch Geno wird dazu imstande sein«, Faline fühlte Mutterstolz, »auch Geno wird das können, wenn er einmal erwachsen und von seinem Vater unterrichtet ist!«

Derweil wanderten Geno und Gurri miteinander stille Pfade.

Ihnen gesellte sich alsbald Ate, der seine Aufmerksamkeit hauptsächlich Gurri zuwendete.

Die beiden scherzten, plauderten, waren vergnügt.

»Achtung!« flüsterte Geno. Er ging neben ihnen, wachsam wie stets. »Achtung! Es kommt jemand!«

Gurri und Ate verhielten ihre Schritte.

Leises Knistern, Rascheln, näher, immer näher.

Der Einäugige huschte an ihnen vorüber, quer durch das Gesträuch.

»Ach so!« sagte Ate wegwerfend, »der Fuchs! Na, den haben wir kaum zu fürchten!«

»Ich bin beständig vor solchen Räufern auf meiner Hut«, Gurri wurde erregt.

»Nein!« beruhigte sie Ate, »das brauchst du nicht; als der Fuchs dich anfiel, warst du noch ein kleines Kind ...«

Sie horchten alle drei, wie der Fuchs sich eilig entfernte.

»Er ist eigentlich nur ein Gehetzter«, redete Geno, »man würde Mitleid mit ihm fühlen, wüßte man, daß er selbst so etwas jemals empfindet ...«

»Mir sind alle Gehetzten erbarmungswürdig, ohne Ausnahme ...«, Gurri war nun wieder ruhiger, »je weniger sie empfinden, desto mehr muß ich sie bedauern ...«

»Der da scheint keine Spur von Gefühl zu haben«, sprach Geno, »ich bin dabei gewesen, wie der Reiher ihm ein Auge austach. Immer seh ich das vor mir. Ein wilder, verwegener Bursche. Aber vielleicht hast du recht, Schwester, mögen sie auch kein Mitleid verdienen, diese Mörder, sie bezahlen ihre Blutgier teuer.«

Der Frühsommer stieg zum heißen Sommer an. Waldmeister blühte in kleinen weißen Sternen, verströmte bittersüßen Duft.

Rittersporn, Hirtentäschel, Akelei, Glockenblumen prangten, bimmelten, nickten in vielen festlichen Farben.

Am Holunderbusch rundeten sich auf breiten Tellern die Beeren, noch grün, zeigten sie schon die schwärzlichen Streifen beginnender Reife.

Vom Jubelsang aller Vögel widerhallte der ganze Wald, und in dichten Schwärmen tanzten die Mücken.

Des Nachts erschien Bambi.

»Nun müßt ihr euch gut in acht nehmen«, sagte er. »Die Feuerhand wird heute oder morgen umgehen! Vor dem Amsellied des Morgens sollt ihr heimkehren und abends erst wieder hinaustreten, wenn die Amsel verstummt. Wie auch die andern sich benehmen, haltet euch an diese Regel, so wird euch nichts geschehen!«

In das Schweigen, das nun folgte, fragte Faline ein wenig zaghaft: »Nicht wahr, du bist es gewesen, der unlängst Perri errettete?«

Es kam keine Antwort.

Bambi war nicht mehr zugegen.

Weder Faline noch die Kinder staunten darüber.

Keinem unter ihnen kostete es Mühe, den Vorschriften Bambis zu gehorchen. Sie erinnerten sich alle, Aehnliches vom Vater früher schon vernommen zu haben.

Bloß Nello und Membo hörten das zum erstenmal; Andacht erfüllte sie.

Als etwas Selbstverständliches hatte Geno die Leitung des Rudels ergriffen.

Sogar Faline fügte sich ihm ganz ohne Widerrede.

Man kehrte des Morgens auf Genos Wink zur Schlafstätte heim; man wartete des Abends, bis Geno das Zeichen gab, hinauszugehen.

Richtig knallte nach zwei Tagen der erste Schuß. Ziemlich früh, in der fahlgrauen Dämmerung.

Eine Weile später wirbelte Perri herbei.

»Ein stattlicher Prinz«, meldete sie, »ihn hat die Feuerhand umgeworfen! Ich kenne ihn nicht! Wahrscheinlich konnte man ihn in dem Zustand, in dem er war, nicht erkennen!«

»Was für einen Zustand meinst du?« erkundigte sich Gurri. »Ist er tot?«

»Oh, schrecklich!« Perri schwelgte in der Schilderung. »Wie soll er denn leben, der Unglückliche? Sein Leib ist aufgerissen! Die Eingeweide hat Er herausgeholt! Seine Augen sind gebrochen ... sein Lecker hängt ihm weit zum Aeser heraus ... ich konnte den Anblick nicht mehr ertragen!«

Alle schauderten.

Viel später, es war schon sehr hell, kam Ate zu Besuch.

»Zum Gruß!« rief er heiter, »ich will nur schauen, ob ihr wohl seid ...«

»Jetzt um diese Zeit gehst du über Wiesen und Blößen?« Gurri war erschrocken.

»Warum nicht?« lächelte er, »die Feuerhand ist weit weg gewesen ...«

»Du kannst nie wissen, wo Er lauert!« warnte Gurri.

»Das darfst du nicht, Ate«, Geno sprach sehr ernst.

Doch Ate entgegnete fröhlich: »Du magst deine Lehren sparen, Kleiner ...«

Es geschah zum erstenmal, daß Ate sich darauf berief, der Aeltere zu sein.

Geno blieb ernst: »Das sind nicht meine Lehren, sondern die meines Vaters. Du solltest darauf achten!«

»Jede Ehrfurcht vor deinem Vater«, Ate behielt seine heitere Laune, »entschuldige ... ich habe die Ueberzeugung, Er schont mich! Ich bin Ihm noch zu jung!«

»Trotzdem, Ate, versprich mir ...«, forderte Geno.

Ate jedoch ließ ihn nicht ausreden. »Gar nichts verspreche ich! Gar nichts! Es ist zu schön, in der Morgensonne umherzuschlendern! Herrlich ist das! Versprich du mir, Geno, mit mir zu kommen ... nicht heute, nächstens einmal!«

»Weder heute noch sonst einmal!« Geno schüttelte das jugendliche Haupt, »ich kenne den Zauber der Morgensonne, aber jetzt müssen wir darauf verzichten ...«

»Auch das ist zauberhaft«, fügte Gurri hinzu, »hier in Sicherheit zu liegen und zu sehen, wie die Morgensonne durch das Laub dringt, wie sie da am Boden goldene Gitter webt ...«

Lachend erwiderte Ate: »Schlaft wohl miteinander!«

Munter und zierlich schritt er hinaus ins Freie.

Besorgt blickte ihm Geno nach; wohlgefällig Gurri. Denn wie Tau unter der Sonne verflüchtigten sich ihre Sorgen vor dem lustigen Wesen Ates.

Faline, Nello und Membo schlummerten friedlich; auch Geno und Gurri wollten nun schlafen.

Da knallte unweit ein zweiter Schuß; laut, mit einem leise pfeifenden Ton.

Das Sausen der Kugel.

Ate hatte seiner Jugend vertraut; er entging dem Schicksal für dieses Mal, weil er sich in Deckung befand, als der Schuß fiel, der einem anderen galt.

Dennoch sollte dieses Vertrauen Ate übel bekommen.

Er wußte nämlich nichts von dem jugendlichen Menschen, der draußen lauerte und die Büchse auf alles losbrannte, was ihm als ein Bock erschien; gleichviel, ob das ein schußbarer Bock oder ein geringes Kitzböckchen war.

Diesmal hieß das Kitzböckchen Boso.

Ihn streifte die Kugel vorn an der Brust.

Ueberrascht und vom Stoß des vorbeifliegenden Projektils erschüttert, taumelte Boso so heftig, daß er mit der Nase ins Gras fiel.

Er raffte sich auf, galoppierte in die Büsche, merkte, wie ihm Blut die Brust hinunterrann. Sinnlos geworden vor Schreck, bestürzt, weil er das heiße Schmerzen der Wunde zu spüren begann, lief er ohne Ziel und ohne Plan umher.

An den Blättern der Sträucher und am Boden zeichneten rote Tropfen seinen Weg.

Wie er auch rannte, er blieb doch am Saum der Blöße, wo ihn der Schuß beinahe getötet hätte, und er gelangte nicht weiter.

Schon wollte er der Schwäche nachgeben, die seine Nerven überwältigte, wollte sich niedertun und war im Begriffe, einen Platz für sein Wundbett zu suchen, da fand er sich Bambi gegenüber.

»Nicht hinlegen, Boso!« redete der ihn an, »du bist verloren, wenn du jetzt schlapp wirst! Das hast du gar nicht nötig. Komm mit mir, armes Kind, komm nur!«

Blindlings schlurfte Boso hinter Bambi drein.

Das sanfte Zureden bot ihm Trost, und der Trost, an den er glaubte, erfrischte sein gesunkenes Hoffen.

Sorgsam schritt Bambi die Blutspur zurück.

»So hat mich einst der alte Fürst geführt«, dachte er, musterte im Gehen die Kräuter am Boden, zeigte auf eines und befahl: »Iß davon!«

Boso spie jedoch den Bissen sogleich aus. »Pfui! Das riecht schlecht, das schmeckt gräßlich. Wozu denn?«

»Iß!« ward ihm geboten, »iß! Dann hört die Blutung auf!«

Während Boso das Kräutlein mühsam schluckte, musterte Bambi mit Kennerblick die Rißwunde.

»Das ist wirklich nur eine Schramme ...«, urteilte er. »Eine Schande, nach solch einem Kind die Feuerhand zu schleudern«, dachte er dann, »der kleine Boso hat ja kaum den Ansatz einer Krone.«

Er sprach das nicht aus, um Boso nicht zu kränken.

»Weiter! Weiter!« drängte er.

Stöhnend bekannte Boso: »Müde bin ich ... furchtbar müde ... darf ich ... nur ein bißchen ...?«

»Nein!« klang die strenge Antwort.

Nach einer kurzen Weile seufzte Boso: »Schmerzen habe ich ...«

»Die dauern nicht mehr lange ...« Bambi sprach wieder sanft: »Du hast sie, ob du nun gehst oder dich hinlegst ...«

Zum drittenmal flehte Boso: »Ich möchte schlafen ... ich kann nicht mehr ...«

»Warte nur noch ein bißchen! Denke jetzt an dein Leben, Kind! Deine Wunde ist nicht gefährlich! Ganz und gar nicht! Nur Er darf dich nicht finden! Verstehst du mich? Denke an dein junges Leben!«

Der gütige Zuspruch richtete Boso auf.

Bambi ließ ihn vor sich hergehen. Als er sah, daß kein Tropfen Blut mehr den Weg verriet, erkundigte er sich: »Wie ist es? Tut's noch sehr weh?«

Etwas frischer erwiderte Boso: »Sehr wenig ... fast gar nicht ...«

Endlich blieb Bambi stehen: »So, mein Lieber ..., jetzt, so schnell du kannst, heim zur Mutter! Hörst du? Daß du dich nicht unterwegs hinstreckst und schläfst! Sonst war alles vergebens! Bist du bei deiner Mutter, darfst du ausruhen, solange du willst! Ich passe übrigens auf, ob du meinen Rat befolgst!«

Er entschwand, ehe Boso noch Zeit hatte, einmal zu atmen.

Etliche Tage danach wurde Ate von seinem Verhängnis ereilt.

Wieder funkelte und lockte der sonnige Morgen.

Die Amsel hatte ihr Lied beendet; doch der Pirol jauchzte, die Finken schlugen, der Specht trommelte und der Kuckuck rief.

Ate erging sich auf der zweiten Runde, freute sich der Aesung, die, vom Tau erfrischt, doch nicht mehr naß schmeckte.

Lebensgefühl durchbrauste ihn berauschend; er beachtete das warnende Schäkern der Elster nicht, überhörte das schrille Kreischen des Hähers.

Ihm schien auch, Perri spräche zu jemand anderem, als sie schrie: »Gefahr! Gefahr!«

Er dachte: »Pah! Gefahr! Die droht ja keinesfalls mir!«

Da nichts half, nannte ihn Perri bei seinem Namen: »Ate! Ate! Gefahr!«

Er hob das Haupt und lachte: »Was fällt dir ein, Perri?« wollte er antworten.

In diesem Augenblick knallte der Schuß.

Ate wankte, vermochte kein Wort herauszubringen.

Mit einem Blutstrom füllte die zerfetzte Lunge seine Kehle und seinen Mund.

Blut entströmte zu beiden Seiten dem durchschossenen Leib.

Schon mit schwindender Besinnung raste er die paar Sätze in die Dichtung.

Dann brach er zusammen, zuckte und streckte sich.

Bambi, der schon hilfsbereit bei ihm stand, hörte noch Ates letztes Wort, flüsternd undeutlich: »... Gurri ...!«

»Aus!« sprach Bambi und kehrte sich betrübt weg.

Der junge Mann lief herbei; er fieberte vor Erregung, konnte Ate nicht finden, erwartete ungeduldig zappelnd den Jäger.

Als der kam, teilte seine kundige Hand das blutbespritzte Gezweig und sagte: »Hier liegt er! Gerade vor deiner Nase!«

Er bückte sich, griff nach dem Gehörn des Erlegten.

»Ein Gabler! Schad! Schad! Der Schuß ist gut; der Bock ist schlecht!«

»Ein Anfang ...«, stammelte der Jüngling.

»Ach was, Anfang ...«, wurde er zurechtgewiesen, »... dein Anfang hätte besser sein müssen! Du darfst nicht auf alles hinbrennen, was irgendein bißchen aufhat! Ich hab dir's eingeschärft: erst wenn du einen Sechserbock vor dir hast, erst dann ... sonst nicht!«

Während er sein Messer zog, den Bock auszuweiden, murmelte er: »Putzer, elender ...«

Mit scheinbarer Reue ließ der Jüngling die Vorwürfe des Jägers über sich ergehen; innerlich empfand er lebhaftes Genugtuung über das gute Treffen seiner Kugel, hielt sich für einen vollendeten Schützen und das schwache Gabelgehörn des armen Ate für eine sehenswerte Trophäe.

Perri war, als ihr Warnen vergeblich blieb, Zeugin, wie Ate starb.

Sie entsprang in oberflächlichem Verzweifeln, hatte nicht das Herz, die Trauerbotschaft Geno und Gurri mitzuteilen, konnte jedoch dem Drang, diese Nachricht zu verbreiten, schwer widerstehen.

So irrte sie ruhelos auf der Esche über den Schlafenden umher, kletterte hoch empor und turnte wieder tief herab, um neuerdings den Gipfel zu erklimmen.

Getrieben von ihrem Bedürfnis, zu erzählen, gehindert von dem Empfinden, schonen zu müssen, wiederholte sie oft dieses Auf- und Niederwirbeln. Ihre Unruhe verursachte einigen Lärm, durch hastig bewegte Zweige, durch knisternde Blätter.

»Bist du dort oben, Perri?« rief Geno sie an.

Eifrig stürmte Perri hinunter. »Ja ... ich bin's!«

»Ist Ate gesund?« fragte Gurri mit angstgeschnürter Stimme.

»Woher weißt du es überhaupt?« Perri wunderte sich.

»Von der Elster ...«, antwortete Geno.

Und Gurri fügte hinzu: »Sie hat nur gesehen, wie Er die Feuerhand warf, und wie Ate ins Dickicht sprang ...«

»Da wurde die Elster vor dem ärgsten Anblick bewahrt ...«, erwiderte Perri, die nun jede Zurückhaltung bleiben ließ.

»Ate ist tot!« schrie Gurri.



Perri erzählte alles.

Sie sagte zuletzt: »Es war gleich zu Ende mit ihm, wie er ins Dickicht gelangte. Er legte sich hin und starb.«

Gurri weinte leise. »Armer! Guter! So heiter ... so jung ... Armer! Guter ... unglücklicher Freund ...«

Auch Geno bekam nasse Augen. »Ate, lieber Ate! Er hat nicht hören wollen! Er hat nicht ans Sterben geglaubt ...! Sorglos ist er der Gefahr entgegengegangen!«

»Ich hab ihn laut gerufen«, beteuerte Perri, beide Vorderpfötchen trübselig an den weißen Brustflaum gepreßt, »laut gerufen hab ich ihn! Zu spät!«

Geno stand mit gesenktem Haupt: »Nicht einmal die Lehren des Vaters haben Ate dazu gebracht, vorsichtiger zu sein ... wie hab ich ihn doch gewarnt!«

»Euer Vater ist bei ihm gewesen«, berichtete Perri.

Faline brach ihr Schweigen. »Bambi ...?«

Nello und Membo, die ergriffen keine Silbe geäußert hatten, lauschten jetzt gespannt.

»Sicherlich! Ich kenne doch Bambi! Welcher andere würde nach dem Donner der Feuerhand sich trauen und zu dem am Boden Liegenden hintreten. Er hat Ate helfen wollen, wie er Boso geholfen hat ...«

»Boso?« unterbrach sie Geno, »ist es wirklich Boso gewesen?«

Perri beendete ihre Mitteilung: »Aber bei Ate gab es keine Hilfe mehr ...« Dann erwiderte sie Geno: »Daß es Boso gewesen ist, weiß ich sehr genau! Freilich habe ich Boso nicht selbst gesehen. Nur von Verwandten hörte ich davon. Die kennen Boso so gut wie man eben jemanden kennt, den man nicht liebt. Ich habe ganz vergessen, darüber zu sprechen, erst jetzt fällt es mir ein ...«

»Immer«, meinte Faline, »immer wird derjenige gerettet, der es gar nicht verdient ...«

»Mag Boso es verdienen oder nicht«, sagte Geno, »ich bin froh, daß er lebt.«

Gurri erklärte: »Ich wünsche allen Rettung, allen! Ohne Ausnahme!«

Ate wurde herzlich und schmerzlich betrauert.

Redeten Geno und Gurri von ihm, was sie die erste Zeit immer taten, nannte ihn Gurri »unser verlorener Freund!«

Bei Geno hieß er »mein unvergeßlicher Kamerad!«

Tage, Nächte gingen dahin.

Regen strömte hernieder.

In kurzen Gewittern unter Blitz und Donner wurde die sommerliche Hitze abgekühlt.

Faline blieb mit den Kindern beisammen.

Hatte sie der Regen auch noch so sehr durchnäßt, sie traten nie hinaus, um in der Sonne trocken zu werden.

Sie scheuten die Feuerhand, die man oft und oft hörte, besonders wenn nach Gewitterregen die Sonne wieder mit ihren Strahlen verführerisch wirkte.

Eines Morgens kam Rolla zur Schlafstätte der Familie angehinkt; stürmisch trat sie ein.

Sehr schüchtern folgte ihr Lana.

Und Boso, als letzter, zeigte sich zwar, doch zögerte er, unschlüssig, sich zu nähern.

»Faline!« begann Rolla lebhaft, »Faline ... ich muß dir danken ... dir ... eigentlich Bambi ... aber den krieg ich nie zu Gesicht ...!«

»Zum Gruß, Rolla ...« Faline hatte sich erhoben, die Kinder standen schon.

Sprudelnd, nicht zu hemmen, fuhr Rolla fort: »Längst hätte ich mich bei dir bedanken müssen ... längst hätte ich dich gebeten, deinem Gatten unseren Dank zu bestellen ... Ich fürchtete, schlecht empfangen zu werden ... Bist du mir noch böse? Sag mir doch nur ein gutes Wort ...«

»Meine alte Rolla«, konnte Faline nur sanft flüstern, mehr nicht.

»Du denkst jetzt nicht mehr, daß ich an Genos Verfolgung Schuld trage?«

Faline schüttelte ihr Haupt. »Nein.«

»Wie bist du nur darauf gekommen? Wie konntest du glauben, ich wäre einer solchen Niederträchtigkeit fähig?«

»Reden wir nicht mehr davon«, Faline erzwang sich Gehör, »die Angst um Geno hat mich wirr gemacht ...«

»Bitter Unrecht ist mir von dir geschehen, Faline, schmerzendes Unrecht ...«

»Dann war der Zwist unserer Söhne, aber Rolla, wir wollen alles vergessen!«

»Unsere Söhne! Das muß auch geschlichtet werden! Dein Geno ist immer freundlich zu Boso gewesen! Selbst nach dem Kampf! Ich weiß das von Lana! Und ich wäre schon früher ... ich hätte dich schon früher aufgesucht ... doch Boso wollte und wollte nicht! Oh, keineswegs aus Trotz! Er ist nicht mehr trotzig, seit Er ihn verwundet und Bambi ihn gerettet hat! Boso schämt sich so sehr, daß er dir nicht vor die Augen ...« Sie wendete sich zu Boso, der noch immer arg verlegen beiseite stand: »Komm doch her! Sofort komm her!«

Als aber Geno dem Zaghafte entgegen ging und ihn begrüßte, löste sich die gespannte Stimmung augenblicklich in Wohlgefallen.

»Wir freuen uns, Boso, dich wieder bei uns zu sehen!«

Boso nickte ihm kurz zu, sprang an ihm vorbei und stellte sich neben der Mutter vor Faline. »Tante!« stammelte er mit geschnürter Kehle, »Tante, kannst du mir verzeihen ...?«

Faline fuhr ihm kosend über den Rücken: »Ich hab dir schon verziehen ...«

»Dumm und dreist hab ich von unserem Fürsten geschwätzt ...«, Boso redete mühsam, ».. von dem, der mein Retter wurde! Mein Retter ...!«

»Ach, das ist vergessen«, lächelte Faline, »geh' zu den Kindern ...«

Lana war schon von Gurri herzlich empfangen und mit Nello und Membo bekannt gemacht worden; Geno führte Boso heran, der nicht ganz unbefangen in den Kreis trat. Haltung und Blick zeigten, wie dringend er nach Ermunterung schmachtete.

Sie nahmen ihn alle wie einen guten Freund auf; besonders Geno erwies ihm Herzlichkeit, und Boso wurde bald in seinem Wesen so frei, daß er zu Nello und Membo sagte: »Wir kennen uns ja schon länger.«

»Wir sind uns nur flüchtig bekannt«, erwiderte Nello.

Membo stotterte: »I...i...ich ... er...erinnere ... mi...mich ... k...k...kaum ...«

Alle warteten geduldig, bis Membo fertig war, dann sprach Nello: »Jetzt erst werden wir uns richtig kennenlernen ...«

»U...u... und ... Freunde ... sei...sein ...«, stieß Membo gewaltsam hervor.

Boso fühlte sich erleichtert.

»Wo bist du verwundet worden?« wollte Gurri wissen.

»Da!« Boso wies ihnen mit dem Kinn seine Brust.

»Das ist schlimm gewesen ...«, anerkannte Geno.

»Es war nicht arg ...« Boso wehrte bescheiden ab.

»Du hast doch eine breite Narbe ...«, stellte Geno fest.

Boso fuhr fort, bescheiden zu sein: »Tja ... die Wunde ist rasch zugeheilt.«

»A...a...aber ... weh...weh ...«

Nello erläuterte den Bruder: »Weh muß das schon getan haben ...«

»Ein bißchen ...«, gab Boso zu.

»Da hättest du doch allein weglaufen können!« rief Gurri.

»O nein«, widersprach Boso, »mit dem Weglaufen allein war nichts getan ... ohne die Hilfe eures Vaters hätte ich sterben müssen ...«

»Herrlich, daß du lebst!« sprach Geno.

»Allerdings!« Boso fand zum erstenmal ein Lächeln, »allerdings ... das ist weit angenehmer ...«

»Leben«, erklärte Gurri, ein wenig ernst und zugleich munter, »leben bleibt immer das Schönste!« Doch sie hatte das schon oft gesagt; die anderen fühlten sich von der einfachen Wahrheit dieses Spruches durchaus überzeugt; deshalb übte er geringen Eindruck, und sie schenkten ihm kaum Beachtung.

Ein Ereignis brachte nie dagewesene Aufregung, unerhört triumphierende Zuversicht.

Von dem kleinsten Zaunschlüpfer bis zu den Krähen, von der winzigsten Maus bis zum Fuchs schwelgten alle Bewohner des Waldes in Gesprächen, die das einzigartige Geschehen ausschmückten und rühmten.

Nur die Hirsche nahmen keinen Teil an diesen Gesprächen.

Man wurde nicht klar darüber, ob ihnen diese Wundertat gar nicht zu Ohren gekommen, ob sie in ihrer königlichen Würde es verschmähten, sich zu äußern, oder ob sie das Ganze überhaupt wenig schätzten, weil eine Sage wissen wollte, Aehnliches hätte vor Zeiten einmal ein Hirsch gewagt.

Diese drei Möglichkeiten boten wieder zu vielfachen Erörterungen Anlaß.

Vor Tau und Tag spielte die große Begebenheit.

Innerhalb einer kurzen Minute.

Auf der Wiese.

Seit ihrer Versöhnung spazierten Faline und Rolla täglich wie einst zur Wiese hinaus, trafen einander dort, und die sechs Kinder umtanzten, umscherzten sie.

Vier junge Böcke, zwei junge Geißen, dazu die beiden Mütter, ein stattliches Rudel.

»Ich bin so glücklich, Faline, daß wir einig beisammen sind«, sagte Rolla nach den ersten gemeinsamen Wiesenstunden zum Abschied.

»Soll das Gewesene vergessen sein«, erwiderte Faline, »darf man nicht mehr davon sprechen.«

Rolla hegte eine andere Meinung: »Doch, meine Liebe, es tut wohl, sich immer wieder zu erinnern, was für Torheiten man überwunden hat ...«

Auch Gurri lehnte die gefühlvollen Reden, an denen sich Lana nie genug tun konnte, wiederholt durch Scherze ab. »Sei doch lustig! Wir haben wirklich Ursache, fröhlich zu sein!«

Worauf Lana: »Ich kann mich vor lauter Freude nicht freuen!«

»Komisches Ding!« warf Gurri hin.

»Du hast es leicht, du bist immer zur Wiese gegangen«, wendete Lana ein, »aber ich! Wie mußte ich die geliebte Wiese entbehren! Die Wiese, dich, Geno und Tante Faline! Ihr habt euch rasch getröstet.«

»Meinst du Nello und Membo?«

»Ich bin eifersüchtig gewesen, Gurri ...«

»Sind sie vielleicht nicht nett?«

»Reizend sind sie! Nur daß sie euch Ersatz bieten durften ...«

»Was hätten wir anfangen sollen? Ihr wolltet doch keine Versöhnung ...«

»Es tut weh, ersetzt zu werden, Gurri, sehr weh!«

»Jetzt hör' auf, Lana! Du langweilst mich ja!«

Lana erschrak und mühte sich, Munterkeit zu zeigen.

»Weißt du«, gestand Boso dem Geno, »weißt du, ich wünsche mit meiner ganzen Kraft, deinen Vater zu sehen, und dennoch fürchte ich diesen Augenblick.«

»Das verstehe ich!« stimmte Nello bei.

»Ni...ni... nicht ... ga...ga...ganz ...«, meinte Membo.

»Warum verstehst du mich nicht ganz?« fragte Boso.

Geno ließ niemanden zu Wort kommen: »Daß du den Vater sehen willst, begreife ich. Du möchtest ihm danken, nicht wahr?«

»Ach, ja ...!« seufzte Boso.

»Hab keine Angst vor meinem Vater! Er ist der Gütigste ...«

»Und der Gewaltigste, der große Fürst«, fiel Nello ein.

»Das ist es!« rief Boso, »ich brächte keinen Ton vor ihm heraus! Deshalb bin ich bange, ihm gegenüberzutreten ...«

Geno beschwichtigte ihn: »Du wirst schnell zu ihm Vertrauen fassen.«

Jetzt meldete sich Membo, und keiner unterbrach ihn: »I...i...ich ... e...e...empfinde so...so... solches Ver...Vertrauen ... i...i...ich sch...sch...schäme mi...mi...mich ... mein...meiner sch...schweren Zu...Zunge ... vor ... i...i...ihm ... we...we...weniger ... wie...wie ... vo...vor ... eu...euch!«

Nello, der weitere Redseligkeit seines Bruders abschneiden wollte, entschloß sich geschwind, zu erklären: »Du weißt also, Boso, warum mein Bruder dich nicht ganz verstanden hat ...«

Ein anderes Mal fing Rolla von Nello und Membo an: »Was für ein Glück die beiden haben, bei euch zu sein ...«

»Vielleicht«, gab Faline zu, »sie sind auch uns ein Glück.«

»Ist das nicht zuviel gesagt, Faline?«

»Gewiß nicht! Sie sind so brav, so anhänglich ...«

»Membo stottert leider ...«, stellte Rolla fest.

»Leider? Uns stört das nicht! Wir mögen ihn desto lieber!«
Faline machte damit jeder Kritik ein Ende.

Die zwei Familien hatten die Gewohnheit angenommen, die Geno ihnen diktierte.

Bis zum ersten flimmernd fahlen Fröhdammerschein tummelten sie sich in der Wiese. Sowie das Dunkel der Nacht blasser wurde, zogen sie heim.

Oft vernahmen sie noch im Einschlummern den Knall eines Schusses. Sie jedoch weilten geborgen in Sicherheit.

Zuweilen erstattete ihnen Perri Bericht über das Vorgefallene, zuweilen meldete es ihnen auch die Elster.

Manchmal seufzte Geno, wenn sie sich zum Schlafen niedertaten: »Wäre doch Ate rechtzeitig heimgegangen ...«

Regelmäßig folgte dann von Gurri ein trauerndes: »Ach Ate ...«

Seit dem Schuß, der das Dasein des jungen Ate vernichtete, hatte Bambi den Schützen stets im Auge behalten.

Er war immer dicht hinter ihm, sowie dieser Mörder im Wald sich zeigte. Er ließ ihn nicht aus den Augen, folgte seinem Pirschen argwöhnisch auf den Fersen.

Der Jüngling fühlte sich wie ein von Leidenschaft Besessener, seit er seinen ersten Bock erlegt hatte. Fieberhaft gesteigerte Jagdlust beherrschte ihn. Immer früher erschien er des Morgens, immer später verließ er abends den Wald.

Verschiedentlich gelang es Bambi, die Anschläge des Jünglings zu durchkreuzen. Er schickte die Elster ganz nahe an den bedrohten Bock heran, ihn zu warnen. Er gebot dem Eichhörnchen, einen Sorglosen von der Salzlecke wegzuholen.

Dem jungen Menschen mißglückte auf eine unerklärliche Weise alles.

Um so verbissener rang er, Erfolg zu haben.

Heute kam er vor Tau und Tag, bezog im Dickicht am Saum der Wiese seinen Lauerposten.

Ein ganzes Rudel Rehe erblickte er.

Mit dem lichtstarken Prismenglas durchdrang er die blasse Dunkelheit.

Wachsam hielt Bambi hinter ihm. Dort draußen waren seine Kinder, war Faline! Er dachte nicht, daß Er in solcher Finsternis die Feuerhand heben werde; immerhin, man hatte es mit einem jungen Er zu tun.

Mißtrauisch bewachte ihn Bambi und voll Sorge.

Der Jüngling musterte die Rehe, erkannte Genos Krönlein, fand es zu schwach.

Lauter Kitzte.

Doch zwei große, starke Rehe gab es auch, zwei Prachtsexemplare. Ahnungslos meinte er, ein Bock müsse dabei sein. Müsse!

Das Jagdfieber und die Dunkelheit täuschten ihm ein mächtiges Gehörn vor. Er ließ das Glas am Riemen auf die Brust fallen, griff zur Büchse.

Bambi schaute suchend umher.

Keine Elster, kein Eichhörnchen, niemand! Alle schliefen noch!

Die Eule, jetzt Bambis einziges Hoffen, sang ferne ihr klagend schönes Lied.

Nun legte der Jüngling die Büchse an die Wange.

Da galt kein Zaudern, sollte Unheil vermieden werden.

Mit seiner ganzen Wucht schleuderte sich Bambi gegen den Jüngling, stieß ihm die scharfe Krone in den Rücken.

Der Ueberraschte stürzte nach vorn.

Etwas Niegehörtes, der Angstschrei eines Menschen, schmerzerfüllt, kreischte laut.

Während des Niederfallens ging der Schuß los, und das Geschoß pfeilte hoch in die Luft.

Bambi sprang über den Geängstigten hinweg, raste ein Stück zur Wiese hinaus, verschwand gleich wieder in den Büschen.

Auseinanderstiebend tollten die Rehe zur Deckung, hörten, wie Gurri rief: »Der Vater!«

Binnen kurzen Sekunden erwachte der ganze Wald.

Der Menschenschrei, den hier noch keiner vernommen, weckte alle; der Schuß war gleichfalls Alarm, doch etwas weniger. Erst konnte sich niemand fassen.

Man begriff nur allmählich, was da geschehen war.

Gurri hatte den Vater gleichsam als etwas Traumhaftes, als einen Husch wahrgenommen. Doch ihr Ausruf verbreitete sich geheimnisvoll.

Dieses Ereignis hatte nicht seinesgleichen!

Der allgewaltige Er war von Bambi besiegt worden!

Bambi hatte den Angriff gewagt, diesen beispiellosen, diesen irrsinnig kühnen Angriff!

Und Er vermochte keinen Widerstand zu leisten!

Perri, die aufgeschreckt ihrem Nest entfuhr, setzte dem Jüngling nach, kehrte zurück und schilderte lebhaft, wie Er humpelnd den Wald verlassen.

Elstern, Amseln, Häher sahen Ihn auf dem kläglichen Rückzug, bestätigten die Meldung Perris, und übereinstimmend wußten sie zu erzählen, daß Er unter deutlichen Zeichen der Furcht des Weges geschlichen wäre.

Nun umschwärmte, umzwitscherte, umschäkerte ein hundertfacher Jubelchor Faline und ihre Kinder.

Niemand war Zeuge des Vorfalls gewesen. Eben deshalb wuchs das Geschehen, wuchs die Leistung Bambis ins Phantastische.

Daß Er, in die Flucht geschlagen, sich zurückzog, blieb unleugbar, wurde von allen berichtet, von allen triumphierend verkündet.

Zitternd vor Glück wendete sich Faline an Gurri: »Du hast den Vater erkannt?«

»Nur einen Augenblick sah ich ihn!« beteuerte Gurri, »nicht länger, als ich zum Atmen ansetzte! Aber der Vater ist es gewesen!«

Rolla, die mit ihren Kindern in der Verwirrung gleichfalls zur Schlafstelle der anderen gerannt war, widersprach Faline, noch ehe diese etwas äußern konnte: »Zweifelst du?«

Und Boso sagte überzeugt: »Wer soll es sonst gewesen sein? Wer außer ihm ist solch einer Tat fähig?«

Erschüttert wiederholte Faline: »Wer sollte es sonst gewesen sein?«

Geno trat zu ihr: »Freu dich doch, Mutter ...«

Faline sah ihn an: »Freuen? Das geht über jede Freude! Vielleicht werde ich später Freude empfinden können ...«

Gurri sprach, und ihre Stimme schlug voll Ergriffenheit um: »Keiner von uns weiß ja, was geschehen ist ...! Aber der Vater war es! Der Vater ...!« Unfähig, weiterzureden, schwieg sie.

Bambi blieb verschwunden.

Sie suchten ihn, die Elstern, die Häher, die Amseln, die Hasen, sogar die Fasane. Keiner entdeckte ihn.

* * *

Eine volle Woche ruhte die Büchse des jungen Jägers.

Der Jüngling war außerstande, sich zu erklären, was ihm eigentlich widerfahren. Aus Scham, die Wahrheit zu gestehen, von der er ja nur eines wußte, seinen Schrecken, sein Umgeworfen- und Ueberranntwerden, erfand er eine Geschichte, er sei stolpernd gegen einen Baum gefallen, und der Sturz schmerze ihn sehr im Rücken. Da er sich nur mühselig bewegte, mußte er auf Geheiß des Jägers etliche Tage zu Bett liegen, was er gerne tat.

Der Jäger pflegte ihn; verbot ihm aber auch, bei Nacht und allein zu pirschen, ging selber während dieser Zeit nicht in das Revier.

Eine volle Woche genoß der Wald Ruhe.

Dafür summte das Gespräch über Bambi um so eifriger. Es wollte und wollte kein Ende nehmen.

Der Einäugige fand die Spur Bambis, schnürte ihr so lange und so hartnäckig nach, bis sich ihm eines Tages Bambi stellte.

Drohend, mit zornig gesenkter Krone redete er ihn an: »Warum verfolgst du mich? Du hast von mir nichts Gutes zu erwarten!«

»Doch!« Der Fuchs hob zu einem Lächeln die Lippen, »doch erwarte ich Gutes von dir! Angst brauchst du keine zu haben ...«

»Angst ... vor dir?« Bambi trat einen Schritt näher, immer die Krone gesenkt.

Zurückweichend lächelte der Fuchs noch stärker: »Du bist sonderbar! Zwischen uns beiden ist doch Frieden! Glaubst du, ich will diesen Frieden brechen?«

»Allerdings«, murrte Bambi, »es würde dir ähnlich sehen ...«

»Ich denke nicht daran!« versicherte der Einäugige und wollte ein treuherziges Gesicht machen, was ihm gründlich mißlang.

»Welche Absicht treibt dich denn, daß du mir nachschleichst?«

»Hebe deine Krone«, bat der Fuchs, »sie stört mich, ich bin auf meinem einzigen Auge sehr empfindlich!« Und als Bambi die Krone ein wenig höher hielt, schmeichelte der Fuchs: »Der ganze Wald redet von dir, bewundert dich! Man spricht Dinge, die unglaublich sind! Bitte, erzähle mir den Hergang ...«

»Da ist nichts zu erzählen ...«

»Bist du wirklich stärker als Er?«

»In dieser einzigen Sekunde war ich's.«

»Wie konnte dir das einfallen?«

»Weil keine andere Möglichkeit blieb«, Bambi ließ sich zu der Antwort herbei, »der junge Er besitzt viele Augen ...«

»Der Glückliche!« seufzte der Einäugige neidisch.

»... viele Augen, mit denen Er die Finsternis durchdringt. Er hat die Feuerhand ergriffen und gezielt ... ich weiß nicht auf wen ... aber Faline stand draußen und meine Kinder auch! Da mußte ich ...«

»Herrlich!« rief der Fuchs, »herrlich! Und Er ist dann gestürzt?«

»Du weißt nun genug«, erwiderte Bambi. Eine unmerkliche Bewegung; er war weg.

Der Einäugige folgte ihm nicht, schnupperte nur hinter ihm her.

»Ein Meister!« staunte er, »ein gefährlicher Meister!«

Er sank in Nachdenklichkeit. »Ob ich wohl auch eine Frau haben werde ...? Und Kinder ...? Man wird stark davon! Wieviel würde ich als Gatte, als Vater leisten, wenn so ein sanftes Reh ...«

Einige Abende nachher war es, da traf der Fuchs mit Geno und Gurri zusammen.

Er lag im Hartriegelgebüsch, lauerte auf Beute, als die Geschwister, die durch das Dickicht zogen, sich näherten.

Der Einäugige spitzte die Lauscher, schnupperte, und seine Zunge netzte die Lefzen.

»Das sind Bambis Kinder«, dachte er, »wie wär's, wenn ich ihm eines schlagen würde?«

Der Trieb, sich an dem Hochmütigen zu rächen, stritt mit der Scheu vor Bambis zorniger Kraft, und dessen Warnung fiel ihm ein.

Er zögerte, während seine Rute sich erregt leise bewegte.

Aber Gurri verhielt den Schritt.

Ihr war der Geruch des Einäugigen um die Nase geweht.

Sie zitterte.

Im selben Augenblick empfing auch Geno die verhaßte Witterung, doch merkwürdigerweise blieb er ruhig, besaß er doch jetzt eine seltsame Festigkeit.

»Was fürchtest du?« fragte er Gurri.

»Fliehen wir, eh es zu spät ist!« drängte sie atemlos.

Lächelnd trat Geno, der Vorsichtige, der sonst immer Fluchtbereite, zum Hartriegelstrauch und rief: »Komm hervor!«

Gurri hatte schon kehrt gemacht. Jetzt war sie wie festgebannt, denn Genos Stimme klang mit einemal tiefer, seltsam entschlossen und männlich.

Verblüfft sah sie den Bruder mit drohend gesenkter Krone dem Fuchs gegenüber.

»Ich kenne dich!« zischte der Fuchs, »dein Vater ist Bambi ...«

»Auch du bist mir bekannt!« erwiderte Geno, der das noch schwach, aber spitz gekrönte Haupt nicht hob, »ich bin dabei gewesen, wie du vom Reiher ... na, du weißt ja ...«

Der Fuchs duckte sich wie unter einem schmerzhaften Hieb.

Geno scharrte ungeduldig mit den Vorderläufen: »Soll ich dir einen Rat geben ...?«

Allein der Einäugige wartete diesen Rat nicht ab. Ein kurzer, giftiger Japplaut entfuhr seinen gefletschten Zähnen, dann wendete er sich rasch und wischte davon.

Als Geno jetzt zur Schwester ging, erinnerte seine Haltung an den Vater.

»Warum warst du so ängstlich, Gurri?«

»Ich weiß nicht«, antwortete sie, »manchmal jagt ein Fuchs mir Todesschrecken ein.«

»Sogar dieser Armselige?«

»Vielleicht«, meinte Gurri, die sich langsam erholte, »vielleicht, weil ich die Narbe auf dem Rücken trage ...«

»Nicht immer«, sprach Geno, »nicht immer müssen wir flüchten! Wir sind wehrlos, freilich, wir sind auf Flucht und Wachsamkeit aus guten Gründen angewiesen! Zuweilen jedoch ist es Rettung, der Gefahr die Stirne zu bieten!«

Gurri schwieg.

Jetzt erwachte nachträglich in Geno ein frohes Staunen über sich selbst. Das wunderbar frohe Gefühl, selbständig, erwachsen zu sein, berauschte ihn stärker und stärker.

Er schwieg gleichfalls.

Mit den Kindern Bambis hatte sich viel geändert; langsam zuerst, kaum merkbar, dann jedoch rascher und auffallend.

Noch wurde nicht darüber gesprochen, weder von Faline noch von Geno oder Gurri. Keiner erwähnte das neue Verhältnis zwischen Mutter und Kindern.

Die Neuheit ihres Zustandes erregte sie. Keineswegs deutlich. Das glitt vorüber, und sie fügten sich, so wie sie sich immer in alles Natürliche gefügt hatten.

Nur bei Geno, seit dem Zusammentreffen mit dem Einäugigen und seit sich nachher in ihm Ungeahntes geregt hatte, sich mehr und mehr regte, nur bei Geno schien es, die Stellung des Mutterkindes fiele ihm schwer.

Nichts wollte er sich merken lassen, denn er war sich seiner beginnenden Reife selbst kaum recht bewußt, aber man merkte es trotzdem.

Faline merkte das und suchte es vor sich zu verbergen.

Die Geschwister merkten die Veränderung Genos, ohne sie zu begreifen.

Doch Bambi merkte und begriff alles.

Jetzt begab es sich immer wieder, daß Geno und Gurri des Nachts irgendwo umherwanderten, daß sie nicht mehr regelmäßig auf der Wiese die Mutter trafen; auch der gemeinsamen Schlafstätte blieben sie mitunter fern.

Auch Nello ging seine Wege; von ihnen gesondert Membo.

Doch die beiden bewahrten Faline Treue. Ebenso fiel ihnen gegenüber kein ermahnendes Wort.

Faline hatte sich ohne die Kinder zum Schlummern niedergetan, als Bambi bei ihr stand.

Er hielt sich nicht wie sonst im Gesträuch verborgen, redete nicht wie früher oft vom Blattwerk verdeckt.

Frei und sichtbar tauchte er plötzlich auf.

Faline erhob sich sofort.

»Du bist allein?« redete er sie an, heiter, mild und ruhig.

»Ich bin allein ...«, entgegnete Faline, »... ein Zufall ... der ab und zu vorkommt ...« Sie sprach gleichfalls ruhig, um Heiterkeit bemüht.

Das gelang ihr nur halb; aber sie zwang die leise Wehmut ihres Herzens, sich nicht zu melden.

»Es wird Zeit, Faline!« Sein Ton klang um einen Schatten ernster.

»Ja ... ich weiß, daß es Zeit wird ...«

Teilnehmend fragte er: »Wie stellst du dich dazu?«

»So wie ich muß ...«, antwortete sie fest.

»Das habe ich erwartet ...«, nickte er, »... kostet dich dein Entsagen viel Leid?«

»Nicht so viel, wie du glaubst, Bambi! Nicht so viel, wie ich anfangs fühlte! Was sein muß, muß eben sein! Wer darf oder kann das aufhalten?«

»Gut so, Faline! Es ist ein Gebot der Natur!«

Jetzt durchbrach ein winziger Ton von Schmerz Falines Stimme: »Daß ich die Kinder geboren habe, war ein Gebot der Natur ... daß ich sie aufzog, sie behütete – ein holdes Gebot ... aber nicht alle Naturgebote sind beglückend. Manchmal schmerzt es auch.«

»Willst du es ihnen sagen ...?«

Faline stockte: »Sprich lieber du ...«

»Du bist die Mutter, bist ihnen näher ...«

»Ach, Bambi, neben dir ... wer wäre ihnen da näher ...?«

»Nein ... das ist falsch ... in diesen Dingen bleibt die Mutter am allernächsten, bleibt die einzige, die das Rechte findet! Willst du es ihnen sagen?«

»Gönne mir Zeit«, bat Faline, »noch fällt es mir nicht leicht ... ich zögere noch ...«

»Zögere keine Stunde! Die Kinder könnten sonst selber reden!«

»Bambi!« Faline erschrak.

»Siehst du?« Er lächelte: »Was die Mutter lind und gütig ausspricht, von den Lippen der Kinder hört es sich bitter an, bitter und hart!«

»Nie wird das geschehen dürfen!« Faline war entschlossen.

Er nickte: »Du hast dich immer als brav erwiesen ...«

»Laß mich nicht allein ...«, flehte sie.

»Sei ruhig, Faline, ich komme sehr bald zu dir! Ich werde dir Hilfe leisten nach meinen Kräften!«

Demütig empfing sie seinen Kuß.

Diesmal verabschiedete er sich: »Leb wohl ... auf Wiedersehen ...«

Faline flüsterte nur: »Leb wohl ...«

Er verschwand diesmal nicht wie sonst; gemessenen Schrittes, hochehobenen Hauptes ging er fort.

Sie schaute ihm beruhigt nach.

Einige Tage und Nächte dauerte es, bis alle Kinder beisammen waren.

Faline hatte sich inzwischen gefaßt; sie fühlte sich nun fähig, alles in schonender Art vorzubringen.

»Es trifft sich gut«, begann sie, »daß ich euch wieder einmal bei mir habe ... ich danke dem Zufall.«

»Soll das ein Vorwurf sein, Mutter?« Geno meldete sich kleinlaut.

»Kein Vorwurf, mein teurer Geno«, antwortete Faline. »Keiner von euch verdient den leisesten Vorwurf ...«

Zärtlich schmiegte sich Gurri an sie: »Du bist die Güte selbst, Mutter ...«

»Ihr macht es mir leicht, euch Güte zu zeigen! Wie könnte ich zu euch anders sein?«

»Wir lieben dich, Mutter!« beteuerte Nello.

Enthusiastisch stammelte Membo: »Vo...von ... Her...Her...Herzen!«

»Hört mich an, Kinder, ihr seid jetzt erwachsen! Ihr sollt und ihr wollt nicht immer an mir hängen! Löst euch von mir! Ich verlange keinesfalls, daß ihr wie früher bei mir bleibt!«

»Ich habe gewußt, daß so etwas kommt ...«, sagte Geno ergriffen.

»Es mußte kommen«, entgegnete Faline, »... ihr seid ja schon eigene Wege gegangen ...«

»Verzeih uns, Mutter!« unterbrach Gurri.

»Was wäre da zu verzeihen? Das Selbstverständliche?« lächelte Faline, »weil ihr von eurem Recht Gebrauch macht? Verzeiht ihr mir, wenn ich euch erst heute freigebe und euch erst heute sage, geht eure Wege ...«

»Du schickst uns fort?« Gurri blickte der Mutter traurig in die Augen.

»Ich gebe euch das, was ihr euch nehmen würdet. Ihr habt euch ganz von selbst entfernt, habt euch schon darauf bereitet, euer eigenes Leben zu leben, wie sich's gehört. Wenn ich euch nun das Schuldbewußtsein nehme, wenn ich euch erkläre, ihr seid mir zu nichts verpflichtet, zu gar nichts, dann erfülle ich nur meine Pflicht ...«

Geno näherte sich: »Vielen, vielen Dank, Mutter«, er sprach ganz schüchtern.

Ebenso Faline: »Ich danke dir, mein Sohn. Du bist nett gewesen, mehr als nett. Dein Abenteuer bleibt mir im Sinn. Dein Verhalten zu Boso war deines Vaters würdig ...«

»Wir nehmen doch nicht Abschied?« fragte Gurri leise.

»Nein«, sagte Geno, »von der Mutter gewiß nicht. Aber von unserer Kindheit! Die ist jetzt zu Ende!«

»Du meine kleine Gurri«, wendete sich Faline zu ihr, »du mußt schon erlauben, daß ich dich, selbst als Erwachsene meine kleine Gurri nenne ...«

»Das bleibe ich ja für dich, so wie du meine Mutter bleibst.«

»Gurrikind, du hast viel Schlimmes erlebt, hast viel Gräßliches, hast sogar schmerzlichen Verlust erlitten ...«

»Ate ...!« hauchte Gurri.

»Um dich ist mir nicht bange! Dir ist die Gabe verliehen, alles gut und heiter zu tragen, was dir im Leben beschieden sein mag. Halte dich an deinen Bruder ...«

»Und wir?« bat Nello.

Membo, keines Wortes mächtig, nickte bloß eindringlich.

»Ihr zwei«, redete Faline zu ihnen, »ihr seid mir, als hätte ich euch zur Welt gebracht. Ihr spürt, wie ihr zu mir gehört und ich zu euch ...«

Zum Erstaunen aller wendete sie sich und machte Miene, fortzugehen. Keiner wagte eine Silbe zu sagen.

»Wohin, Mutter?« rief Gurri. Sie erholte sich zuerst.

»Unser Dank ...«, rief Geno.

Faline blieb eine Sekunde stehen: »Dank? Wenn ihr glaubt, mir Dank abstatten zu müssen, werdet ihr das am besten bei euren Kindern tun.«

Damit ging sie.

»Unsere Kinder ...?« Gurri konnte nicht anders, sie lachte.

Die Stimmung war überhaupt mehr zu sanfter Heiterkeit geneigt.

»Prächtig ist die Mutter!« äußerte Nello anerkennend.

»Wu...wu...wunderbar!« lobte Membo.

»Unsere Kinder ...?« Gurri fand Spaß an diesem Hinweis wie an einem fröhlichen Märchen.

»Sie hat sich echt und klug gezeigt, die Mutter«, schloß Geno, »das Notwendige hat sie im richtigen Augenblick ausgesprochen!« Er atmete auf: »Wir sind zwar schon frei gewesen, jetzt aber sind wir völlig befreit!«

Nachdem sie frohlockend gesagt hatte: »Wir werden die Mutter oft sehen!« sprang Gurri als erste davon.

Geno entfernte sich bedächtig.

Nello und Membo blieben noch eine kleine Weile, dann eilten auch sie, die alte Heimstätte zu verlassen.

Gurri traf Lana in einer Eichenschonung.

»Zum Gruß!« sagte Lana, »ganz allein?«

»Du bist ja auch allein«, erwiderte Gurri.

»Oh, ich bin jetzt viel allein«, antwortete Lana, »wo meine Mutter ist, ohne ich nicht und schon gar nicht, wo sich Boso herumtreibt.«

Gurri erzählte ganz genau, was sich begeben hatte.

Stunend bekannte Lana: »Das ist bei uns ganz überflüssig gewesen! Ich und mein Bruder wurden von selbst frei. Wir sind einfach davon ... wir haben nicht auf Erlaubnis gewartet ...«

»Erlaubnis hätten auch wir keine gebraucht«, wollte Gurri auseinandersetzen, »aber es war doch schön, es hat uns wohl getan, daß die Mutter ...«

»Du redest umsonst«, sagte Lana übermütig, »das Getue verstehe ich nicht!«

Nello und Membo wußten lange nichts mit ihrer Freiheit anzufangen. Sie waren in letzter Zeit wiederholt selbständig umhergezogen, doch waren sie meistens entweder mit Gurri oder Geno zusammen gewesen. Nun hatten sie plötzlich ihr eigenes Leben vor sich und starrten dieses ratlos an.

»Ohne Geno ist es nichts«, meinte Nello verzagt.

Membo fügte hinzu: »U...u... und o...o...ohne Gu...Gu...Gurri!«

Sie wagten nicht, Geno oder Gurri zu suchen. Sie langweilten sich.

Boso erlöste sie.

Er kannte schon durch Lana die kleine Abschiedsfeier und verstand alles, ja er bewunderte Faline.

Jetzt nahm er sich der zwei Brüder gerne an.

Geno wanderte einsam. Er hatte Boso flüchtig gesehen, ihm jedoch nichts mitgeteilt. Von allen ging er als erster, eine kleine Zeitlang als einziger zur Mutter, ruhte an ihrer Seite und war zärtlich mit ihr.

Nun suchte er sich einen Schlafplatz, wählte sorgfältig, bis er einen gefunden hatte und zufrieden war. Er hielt diesen Ort für passend. Tief im Dickicht versteckt, eine enge Stelle, die knapp für ihn Raum bot, ihm jedoch unbedingte Sicherheit gewährte.

Als er sich zum dritten- oder viertenmal dorthin begab, stand der Vater da und sah ihn wohlwollend an.

»Du hast gut gewählt, mein Sohn«, sprach Bambi, »du machst deine Sache überhaupt sehr gut!«

»Dein Lob ist mir ...«

Bambi unterbrach ihn: »Komm, mein Sohn, es ist noch früh ...« Und da er das kurze Zaudern Genos merkte, lächelte er: »Dein Zögern gefällt mir. Es ist noch früh! Du darfst mir glauben! Für dich wäre es freilich Zeit. Aber ich will dich führen!«

Willig folgte ihm Geno.

Er lernte vom Vater durch die Sträucher schlüpfen, lernte das Blattwerk ohne leisestes Geräusch zu durchqueren.

»Das Verschwinden möchte ich lernen«, bat Geno, »dein zauberhaftes Verschwinden!«

»Alles werde ich dir zeigen«, sagte Bambi, »alles! Du mußt nur Geduld haben! Denn die Sache ist nicht leicht! Ich habe Jahre gebraucht, bis ich das und noch manches andere zu meistern verstand!«

»Geduld? ... Geduld, Vater, daran soll's bei mir nie fehlen.«

»Wir beide lieben die Einsamkeit ...«

»Ja, Vater ...«

»Warte also ... von Zeit zu Zeit hole ich dich ...«

Ehe sich Geno dessen versah, ließ ihn Bambi allein.

Allein war auch Faline.

Sie empfand eine seltsam befreite Ruhe im Herzen.

Denn sie sah Bambi öfter als sonst; sie erhielt auch, wenngleich immer seltener, den Besuch ihrer Kinder. Die Gespräche mit ihnen waren unbefangen, freundlich und heiter.

Jetzt ging sie bei anbrechendem Tag an einem Baum vorüber.

»Er kommt nicht! Er kommt nicht!« klagte eine feine Vogelstimme. »Ich weiß jetzt, er wird nicht kommen!«

»Sei nur ruhig! Warte nur geduldig!« antwortete eine andere.

Faline blickte hinauf.

Ein Finkenpaar saß da oben nebeneinander.

»Unser Sohn!« jammerte der Fink, »unser Sohn hat uns verlassen!«

Das Finkenweibchen erläuterte: »Mein Mann glaubt nicht, daß unser Sohn zurückkehrt! Ich aber hoffe es noch immer!«

»Hoffe nicht!« widersprach der Fink, »er ist fort! Ach, was für ein herrlicher Sohn war das! Viel größer als wir zwei zusammen! Der bedeutendste Fink, der je gelebt hat ...«

»Wir sind beide stolz auf ihn ...«, meinte das Finkenweibchen.

»Stolz, jawohl! Aber wir lieben ihn, und Liebe ist mehr als Stolz! Ich sehne mich so sehr nach ihm!« Der Fink schien außer sich.

»Plötzlich war er nicht mehr da ...« Das Weibchen wurde gleichfalls weinerlich.

»Er muß, er muß doch wiederkommen!« rief der Fink.

Faline sagte: »Die einen kommen, die anderen nicht ... Kinder verlassen uns! Das ist immer und überall so!«

»Verlassen! Ich will nicht verlassen sein«, schluchzte der Fink.

»Man muß sich fügen ...«, sprach Faline, »Elternschicksal! Ihr seid nicht die einzigen! Elternschicksal!«

Schnell ging sie weiter.

Etliche Wochen später war Faline wieder mit einem kleinen Söhnchen auf der Wiese zu sehen. Neugeboren.

Der junge Ferto hatte noch einen taumelnden Gang, sein Leib zeigte noch die hellen Sprenkeln früher Jugend.

Bambi schaute, wie einst, vom Laub verborgen, den Sprößling an.

Wieder ein Sohn!

Faline dachte nicht mehr an das törichte Finkenpaar. Sie hatte sich gefügt, sie wird sich neuerdings fügen.

Die Reihe setzte sich fort. Das Leben ging weiter.

Durch den Wald scholl der Ruf des undankbaren jungen Kuckucks.

* * *